

Università degli Studi di Napoli «L'Orientale»

Annali
SEZIONE GERMANICA
(Nuova serie)

La rivista opera sulla base di un sistema di peer review. Dal 1958 pubblica saggi, recensioni e Atti di Convegni, in italiano e nelle principali lingue europee, su temi letterari, filologici e linguistici di area germanica, con un ampio spettro di prospettive metodologiche anche di tipo comparatistico e interdisciplinare. La periodicità è di due fascicoli per anno.

Direttore: Giuseppa Zanasi

Vicedirettore: Giovanni Chiarini

Redazione: Sergio Corrado, Valentina Di Rosa, Maria Cristina Lombardi, Valeria Micillo, Elda Morlicchio

Segreteria di redazione: Enza Dammiano, Gabriella Sgambati

Consulenti esterni: Wolfgang Haubrichs, Jan Hendrik Meter, Hans Ulrich Treichel

Corrispondenza e manoscritti devono essere inviati a:
Redazione ANNALI - Sezione Germanica
Università degli Studi di Napoli «L'Orientale»
80138 Napoli - Via Duomo 219
aion.germ@unior.it

Prezzo del volume € 35,00

XXIII, 2

2013

ISSN 1124-3724



A.I.O.N. - SEZIONE GERMANICA

Annali

SEZIONE GERMANICA
N.S. XXIII (2013), 2

UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI NAPOLI «L'ORIENTALE»

Studi Tedeschi

Filologia Germanica

Studi Nordici

Studi Nederlandesi



INIZIATIVE EDITORIALI

INIZIATIVE EDITORIALI



PAOLOLOFFREDO

Annali

SEZIONE GERMANICA
N.S. XXIII (2013), 2

UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI NAPOLI «L'ORIENTALE»

Studi Tedeschi

Filologia Germanica

Studi Nordici

Studi Nederlandesi

INIZIATIVE EDITORIALI



INDICE

	pag.
<i>Premessa</i> di G. Zanasi	5
TERRITORIALE BINDUNGEN DER LITERATUR	
<i>Einleitung</i> von B. A. Kruse	9
BERNHARD ARNOLD KRUSE, <i>Wie der Nationalismus die Heimat besetzte. Hermann Burtes «Wiltfeber, der ewige Deutsche. Geschichte eines Heimatsuchers»</i>	13
ULRIKE BÖHMEL-FICHERA, <i>Zwischen zwei Kulturen: autobiographische Befindlichkeiten und literarische Befunde im Werk von Theodor Däubler</i>	53
KLAUS-MICHAEL BOGDAL, <i>Wo beginnt die Steppe? Europas Grenzen im Osten</i>	77
CARL WEGE, <i>Gustav Hockes Reise ins 'Neue Italien'</i>	87
SIMONA LEONARDI, <i>Bindungen und Brüche der Identität in narrativen Interviews deutschsprachiger Emigrant/Innen in Israel</i>	93
VALENTINA DI ROSA, <i>Konjunkturen des Deutschtums. Walter Benjamins Re-Lektüre der klassisch-romantischen Tradition</i>	123
GIANCARMINE BONGO, <i>Lob der Ferne. Sprache und Fremdsprache bei Paul Celan</i>	147
CETTINA RAPISARDA, <i>Dichter ohne Vaterland. Heimat und Heimkehr bei Erich Fried</i>	161
MATTHIAS LORENZ, <i>Territoriale Bindung als Stillstand der Geschichte: Deutsche Teilung und Identitätssuche am Grenzfluss Elbe im deutschen Autorenkino</i>	179

ACHIM GEISENHANSLÜKE, <i>Heimat im All. Gagarins Umlaufbahnen bei Barbara Köhler und Lutz Seiler</i>	195
GIUSI ZANASI, <i>Niemands Welt – Ruinen und transnationale Phantasien</i>	203
LUCIA PERRONE-CAPANO, <i>Ambivalenzen und Paradoxien der Zugehörigkeit. Heimat, Nation und eine HalluziNation von Yoko Tawada</i>	223
DIETER HEIMBÖCKEL, <i>Übersetzte Räume. Literatur und/der Deplatzierung</i>	237
MARCO FALCONE, <i>Erinnerungsdiskurse zum ostdeutschen Massentransfer 1944-1950. Vertreibungsliteraturen zwischen Besatzung und Wende</i>	253
RIASSUNTI	307

PREMESSA

Questo numero degli «Annali-Sezione Germanica» è dedicato ai contributi nati da un progetto di ricerca – *Territoriale Bindungen der Literatur* – che è stato promosso dal collega Bernhard Arnold Kruse, e al quale partecipano anche docenti dell'Oriente e della stessa redazione di AION.

La tematica, d'altra parte, coincide largamente con ricerche svolte dal nostro Istituto in questi anni, a partire dal grosso Convegno internazionale organizzato all'Oriente nel 2004, in occasione dell'ingresso nell'UE di diversi paesi dell'ex blocco orientale dell'Europa: *Sguardo ad Est – Sguardi da Est. Germania, Austria, Europa orientale* (gli Atti sono apparsi nel n. XIV, 1-2 della rivista).

I nostri interessi, centrati allora sul ruolo dei paesi di lingua tedesca nel processo d'integrazione europea, si sono via via estesi ad una più ampia riflessione sulla nuova percezione e appropriazione letteraria del paesaggio europeo dopo la *Raumrevolution*, segnata dalla caduta del Muro, sul concetto di *Heimat* e la ricerca di nuove forme di appartenenza, sulla memoria delle tradizioni transnazionali dell'Europa, in particolare l'orizzonte mitteleuropeo, e sulla costruzione di nuove identità e costellazioni culturali multiple.

Nel fascicolo è stato accolto anche l'ampio saggio di Marco Falcone, studioso formatosi all'Università di Napoli Federico II, che offre una preziosa documentazione sulla '*Vertreibung*' – l'espulsione delle comunità tedesche dall'Est nel dopoguerra –, indagando i molteplici aspetti e gli sviluppi dell'elaborazione letteraria di quel tragico evento nelle due Germanie fino alla riunificazione e ai nostri giorni: tematica che rientra dunque pienamente nella riflessione sui legami fra territori e letteratura.

GIUSI ZANASI

TERRITORIALE BINDUNGEN DER LITERATUR

EINLEITUNG

Der Nationalismus hat eine ganze Reihe von Mitteln – Symbole, Mythen, Geschichtsschreibung, literarische und generell Kunst- und Medieninstrumente – entwickelt, um vor allem Sinne und Gemüt von der Nation als etwas Naturgewachsenem zu überzeugen. Die neuere Geschichtswissenschaft erkennt hingegen ‚die Nation‘ bekanntlich als ‚Erfindung‘. Die daraus folgende Anmerkung, dass noch die kleinste Nation zu groß sei, als dass ein Mitglied auch alle anderen kennen könne, ließe sich auch dahingehend übersetzen, dass bereits die Nation als abstrakte Entität, bzw. ‚Großgruppe‘ die ‚natürliche‘, unmittelbar sinnliche Orientierungsweise der Menschen überschreitet. Nimmt man hinzu, dass dieser Abstraktionsprozess, der sich mit dem der gesellschaftlichen Beziehungen in den modernen Gesellschaften verschränkt, im Zuge der Europäisierung und der Globalisierung enorm erweiterte Dimensionen erreicht hat, so erklärt sich von hierher die Tendenz, einerseits in immer stärkerem Maße den Sinnen entsprechende Symbolfunktionen zu entwickeln, andererseits auf lokaler und regionaler Ebene territoriale Bindungen zu schaffen, die den sinnlichen Wahrnehmungsweisen in ihrer ‚natürlichen‘ Begrenztheit korrespondieren, aber freilich auch ihrerseits wiederum Symbolcharakter annehmen können.

Dem entspricht seit den 80iger Jahren eine Renaissance des Heimatbegriffs, wobei Literatur und Medien dazu beitragen, Wahrnehmungs-, Gefühls-, Wertungsweisen sowie neue Modelle sozialer Identität zu entwerfen. Selbst diese ‚Heimat‘ ist freilich als eine subjektive, ästhetische Konstruktion zu verstehen, da die grundlegende gesellschaftliche Organisation letztlich auf Kräften und Bewegungen basiert, die sich der unmittelbaren Wahrnehmung ja eben entziehen. Aus dieser Konstellation entstehen verschiedene Fragen: Inwieweit fungieren die für den Nationalismus typischen Mechanismen der Identität-Alterität und Exklusion-Inklusion auch bei anderen Arten der Bildung von Gruppen und Zugehörigkeitsgefühlen, etwa zu politischen, religiösen, sozialen, ökologischen Bewegungen (neben, inner-, ober-, unterhalb der nationalen Ebene)? Welche Identitätsschichten

und von welchem Gewicht sind in den Subjektivitätsmodellen der Literatur in diesen Zusammenhängen entwickelt worden? Inwiefern und in welchen Formen kommen territoriale Bindungen in der Gegenwartsliteratur zum Ausdruck?

Einer stichprobenartigen Erkundung dieses Fragenkreises von der Warte der deutschsprachigen Literatur aus gehen die in diesem Heft versammelten Aufsätze nach, die durch eine internationale Tagung an der Universität Neapel *Federico II* (2.- 4. Mai 2013) vorbereitet wurden. Sie soll den Anfang eines internationalen Forschungsunternehmens darstellen, an der sich bisher Germanisten der beiden neapolitanischen Universitäten, *Federico II* und *L'Orientale*, und der Universität Salerno, sowie Germanisten aus Deutschland (Bielefeld, Frankfurt), Luxemburg und der Schweiz (Bern) beteiligen.

Der benannte thematische Komplex wird aus verschiedenen Perspektiven und innerhalb einer weiten Zeitspanne herausgearbeitet, die vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu unseren Tagen reicht. So wird anhand von Hermann Burtes Roman *Wiltfeber, der ewige Deutsche* (1912) untersucht, auf welche Weise und mit welchen ästhetischen Mitteln der ursprüngliche, sich meistens auf die Übersichtlichkeit eines Dorfes zurückziehende Heimatbegriff in der Zeit der industriellen Hochentwicklung Deutschlands vom Nationalismus vereinnahmt werden konnte. Hingegen wird durch die multikulturelle Persönlichkeit eines Autors wie Theodor Däubler auf den österreichischen Vielvölkerstaat hingewiesen, der in einem vom Nationalismus stark geprägten Europa aus Existenzgründen versuchen musste, die Nationalismen zu mäßigen.

Ausgrenzungsmechanismen des deutschen Nationalsozialismus werden mit besonderem Hinweis auf das Konzept der ‚Asiaten‘ Europas erhellt, zu denen außer den slawischen Völkern und den Juden auch Zigeuner gezählt wurden, die als Grenzüberschreiter besonders gefährlich erschienen, wie sich exemplarisch etwa im preisgekrönten Roman *Die Kindlmutter* (1939) von Maria Grengg lesen lässt. Durch die Analyse von Gustav R. Hockes Roman *Das verschwundene Gesicht. Ein Abenteuer in Italien* (1939) wird aber zugleich gezeigt, wie auch im Kontext der europäischen Faschismen Europakonzeptionen entworfen wurden, um sich sowohl vom westlich demokratischen, kapitalistischen als auch vom sozialistisch-kommunistischen Gesellschaftsmodell abzugrenzen.

Den Nationalisten und Rassisten stehen diejenigen gegenüber, die eben

ausgegrenzt und ins Exil getrieben wurden, ohne jedoch den Bezug auf die verlorene Heimat und auf deren Sprache und Kultur zu verlieren: so etwa im Fall deutschsprachiger Emigranten in Israel, die komplexe Identitäten entwickelt haben, was hier durch eine Metaphernanalyse in den Blick genommen wird.

Stellen Homogenität der Nation und Ausgrenzung des Fremden Grundprinzipien des Nationalismus dar, so bewegt sich in die entgegengesetzte Richtung die tiefgehende Reflexion Walter Benjamins über die deutsche kulturliterarische Tradition oder auch die Lyrik Paul Celans, in der gerade ‚Fremdheit‘ als Ausdruck eines unreduzierbaren Gegenüber zur Grundvoraussetzung für einen individuellen Umgang mit der Welt wird. Die Erfahrung der Ausgrenzung und des Exils kennzeichnet ebenfalls Erich Fried, der Heimat in Abgrenzung von Trivialkonzeptionen als Herkunftsort wie auch als Teilhabe an einer bestimmten Kultur versteht, jedoch innerhalb eines notwendig zwiespältigen Verhältnisses und einer komplexen Sprachkonzeption.

Die Zeit des geteilten Deutschland gerät durch Werke jüngerer Autoren ins Blickfeld. So werden die Filme *Im Lauf der Zeit* (1976) von Wim Wenders und *Yella* (2007) von Christian Petzold analysiert, in denen die Elbe als Metapher einer unüberwindbaren Grenze im Zentrum steht, wobei über die Identitätskonstruktion der Figuren territoriale Bindungen – auch nach der Wiedervereinigung – an das jeweilige Deutschland hervortreten. Hingegen artikulieren einige Gedichte von Barbara Köhler und Lutz Seiler, die sich an der Figur Gagarins in Kindheit und Heimat zurückarbeiten, ein Gefühl des Verlustes bzw. den Abschied vom sozialistischen Vaterland der DDR.

Literarische Ortserkundungen, die Suche nach neuen Zugehörigkeiten, das Gedächtnis und die Beschwörung vergangener transnationaler europäischer Räume werden bei anderen Autoren wie Peter Handke, Juri Andruchowitsch, Wolfgang Büscher, Jörg Bernig analysiert, die auf verschiedene Weisen den Anspruch auf plurale Identitäten erheben.

Zwei Beiträge sind schließlich dem Werk Yoko Tawadas gewidmet, die im Rahmen der sogenannten Migrationsliteratur den nationalliterarischen Kanon samt dessen territorialen Bezügen definitiv durchbricht. Ihre Texte gestalten eine ‚Literatur der Schwellen‘ und bieten sich in verschiedener Hinsicht als exemplarischer Fall produktiver kultureller Übersetzungsphänomene dar.

Die hier in einer an der Chronologie orientierten Abfolge versammelten Aufsätze spannen so einen Bogen, der vom Einheitsdenken des Nationalismus und der Heimat-Ideologie bis nahe zu deren völliger Auflösung reicht: Widersprüchlichkeit und Andersheit wandeln sich dabei von einem ausschließenden Phänomen zur konstitutiven Grundlage von Identitätskonzeptionen der Gegenwart.

Bernhard Arnold Kruse

Allgemeine bibliographische Hinweise (Nation / Heimat)

- ANDERSON Benedict, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a.M. 2005 [engl. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983]
- BAUSINGER Hermann, u.a., *Heimat heute*, Stuttgart 1984
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hg.), *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bonn 1991
- GELLNER Ernest, *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991 [engl. *Nations and Nationalism*, Oxford 1983]
- GREVERUS Ina-Maria, *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt a.M. 1972
- GREVERUS Ina-Maria, *Auf der Suche nach Heimat*, München 1979
- HOBBSBAMW Eric J., *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a.M. 2005³ [engl. *Nations and Nationalism since 1780. Programme, myth, reality*, Cambridge 1990]
- KLUETING Edeltraut (Hg.), *Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung*, Darmstadt 1991
- KORFKAMP Jens, *Die Erfindung der Heimat. Zu Geschichte, Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion*, Berlin 2006
- WEHLER Hans-Ulrich, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2001

WIE DER NATIONALISMUS DIE HEIMAT BESETZTE

HERMANN BURTES *WILTFEBER, DER EWIGE DEUTSCHE.*
DIE GESCHICHTE EINES HEIMATSUCHERS

von
Bernhard Arnold Kruse
Neapel

Die Renaissance, die der Heimatbegriff seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts im Kontext der Denationalisierungsprozesse erlebt, erfordert zunächst, sich der Geschichte dieses Begriffs zu versichern, denn schon die derzeitige Krise zeigt, wie schnell Nationalismen sich wieder beleben lassen. Gerade in diesem Kontext trägt der Heimatbegriff eine historische Last, hat er doch wesentlich zu den großen Katastrophen des Nationalismus im letzten Jahrhundert, den beiden Weltkriegen, beigetragen. Nachdem in beiden die Heimat an der Front verteidigt wurde, fielen dann im zweiten gar ‚Heimat‘ und Front zur ‚Heimatfront‘ zusammen. Diese beiden Katastrophen des Nationalismus, die seinen Höhepunkt wie seine definitive Delegitimation – wenngleich keinesfalls sein Ende – bedeuten, gebieten daher die Nachforschung seiner ‚Eroberung‘ der Heimat. Die territorialen Bezüge stellen dabei die grundlegende Bezugsebene dar.

Entstehung des modernen Heimatbegriffs im 19. Jahrhundert und sein Verhältnis zu dem der Nation

Der moderne Begriff von Heimat entwickelte sich im 19. Jahrhundert, als es sie schon nicht mehr gab, bzw. genauer gesagt, wo sie oft schon gar nicht mehr die ‚natürliche‘, gewohnte, beständige und daher als solche gar nicht eigens wahrgenommene territoriale Lebenswelt darstellte. Der Heimatbegriff erfährt mit der zunehmenden Industrialisierung seine Konjunktur. Er ist zunächst Ausdruck der in Entgegensetzung zur industrialisierten Stadt konstruierten ländlich-dörflichen Welt, die sowohl die zu Industrie-

arbeitern gewordenen ehemaligen Landbewohner vermissen, die die verbliebenen Dorfbewohner unter dem Druck der ökonomisch-sozialen und landschaftlichen Veränderungen in Überlebensgefahr sehen und nach der sich ebenfalls die sozial und durch ein rasch sich veränderndes Städtebild in ihrer Identität verunsicherten Städter sehnen. So entsteht das Sehnsuchtsbild der Heimat als Dorf- und Landschaftsidylle, die Natur statt Industrie und Ordnung statt sozialem Abstieg, Identitätsverlust und Chaos verheißt. ‚Heimat‘ ist mithin in ihrem modernen Ursprung der Gegenbegriff zur Industriewelt mit ihrer umfassenden sozialen Umstrukturierung der Gesellschaft, vor allem der zunehmenden Proletarisierung und dem sozialen Unsicherheitsgefühl bei weitesten Bevölkerungsschichten, und wird zum Orientierungsideal ländlicher wie vor allem städtischer Mittel- und Kleinbürgerschichten¹.

Bildet die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes die Grundlage der wirtschaftlich-industriellen Entwicklung, die seit der Gründung des Zollvereins Mitte der 30iger Jahre des 19. Jahrhunderts und dann vor allem seit den 60er Jahren sowie schließlich durch die Bildung des deutschen Nationalstaates 1871 eine ungeheuer beschleunigte Entwicklung erfährt, so stellt sich der als Gegensatz zur industriellen Moderne entwickelte Heimatbegriff im Prinzip zunächst wesentlich auch als Gegenweltentwurf zur nationalen Einheit und also zum Nationalismus dar.

Der in der lokalen und regionalen Identität verankerten Gemeinschaft, die sowohl aufgrund der Langsamkeit ihres historischen Wandels als auch der sinnlich unmittelbaren Fassbarkeit ihres Territoriums wegen als ‚natürlich‘ gelten konnte², steht das Gemeinschaftsmodell der Nation entgegen,

¹ Bei aller Unterschiedlichkeit der verschiedenen Entwicklungsphasen der deutschen Wirtschaft, dem Konzentrationsprozess des Kapitals und den Umstrukturierungsprozessen der Wirtschaft mit der Aufgabe vieler kleiner und mittlerer Betriebe, dem Preisverfall agrarischer Produkte, der Proletarisierung immer weiterer Teile der Bevölkerung usw., macht sich generell ein Krisengefühl breit, das die Grundlage für eben den modernen Heimatbegriff sowohl wie für die Empfänglichkeit nationalistischer und rassistischer Ideologien bildet. - Zur Entwicklung des Heimatbegriffs s. KORFKAMP 2006; vgl. auch KRUSE 2012. Einen historischen Überblick über die Entwicklung der politischen und kulturell-ideologischen Rechten auf diesem Boden im wilhelminischen Kaiserreich bietet BREUER 2010, S. 26-151.

² Natürlich handelt es sich auch hier um eine Konstruktion, aber die Konstruktionsmodi wären unter dem Gesichtspunkt der sinnlichen Wahrnehmung zu differenzieren.

die erst konstruiert werden muss. Der Nationalismus erstrebt für die ‚Nation‘, welche parareligiös zum höchsten aller Werte gesetzt wird, die größtmögliche Homogenität und versucht daher in der Tendenz, Differenzen und daher eben auch lokale und regionale Besonderheiten auszumerzen. Von den Dialekten, die er verachtete und denen er die national normierte Hochsprache entgegensetzte, bis zu Kunst und Architektur, von den Gesetzen und der Währung bis zum Gewaltmonopol, dem Militär vor allem, und bis zur Verbreitung von Einheitssymbolen, Fahnen, Emblemen, Kriegsgefallenendenkmälern, Nationaldenkmälern wie *Wahlhalle*, dem *Hermannsdenkmal* usw., zielte er auf Einheit und Homogenität³. Das Problem des Nationalismus besteht freilich darin, dass er die nationale Einheit je über Symbole, Institutionen und Sprache konstruieren muss, da die Nation als solche ein Abstraktum darstellt, das sich der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzieht⁴. Die territoriale Gebundenheit in ihrer unmittelbaren sinnlichen Erfahrbarkeit fehlt der Nation, während ‚Heimat‘ hingegen den Sinnen unmittelbar gegenwärtig ist. Eine Indienstnahme der sinnlichen Überzeugungskraft der territorialen Heimatbindung ist daher eine der Formen, durch die der Nationalismus sich zu verankern sucht⁵.

Warum Burtes Wiltfeber-Roman?

Angesichts des prinzipiellen Gegensatzes von Heimat und Nation verlangt es im Kontext der Erarbeitung der Geschichte und der Wirkungsweisen des Nationalismus nach einer Klärung, wie es zu einer Identifikation von ‚Heimat‘ und ‚Nation‘, zu eben einer ‚Besetzung‘ der ‚Heimat‘ durch den Nationalismus kommen konnte. Einen Beitrag zur Erforschung dieses Prozesses verspricht ein Roman, der von seinem Erscheinen 1912 bis zum Ende der Nazizeit zu den großen Verkaufserfolgen zählte und Nationalismus wie ‚Heimat‘ schon im Titel führt: *Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die*

³ Zum Nationalismusbegriff beziehen wir uns im Wesentlichen auf ANDERSON 2005, HOBSBAWM 2005, WEHLER 2002.

⁴ Vgl. WEHLER 2002, S. 9.

⁵ PUSCHNER 2001 weist eine enge Beziehung zwischen Völkischer Bewegung und Heimatbewegung auf, da «das Volk seine nationale Seele, seine ‚eigentliche Identität‘ in dieser Landschaft (besitzt), ohne die es ‚entwurzelt und verloren ist‘» (145). Hier ist die Einheit von nationaler Dimension und ‚Heimat‘ schon immer vollzogen.

*Geschichte eines Heimatsuchers*⁶. Dieses Hauptwerk von Hermann Burte, gelobt von Richard Dehmel und im Erscheinungsjahr mit dem renommierten Kleist-Preis ausgezeichnet, gilt als ‚Kultbuch‘ der völkischen Jugendbewegung, wurde gar von Walter Rathenau anerkannt und dann von den Nazis hochgeschätzt. Wie hoch der Autor, Hermann Burte (1879-1960) von den Nazis geschätzt wurde⁷, mag aus seiner Eintragung in die enge Auswahl der Gottbegnadetenliste ersehen werden⁸. Heute in Deutschland vergessen, wird er aber eben in seiner ‚Heimat‘, dem Markgräflerland zwischen Freiburg und Basel, auch von Leuten, die aus der Antiatomkraftbewegung kommen und von hierher, der ‚grünen Bewegung‘, dem Heimatbegriff in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen neuen Sinn gegeben haben, weiterhin als Heimatdichter verehrt, dem gar der zweite Platz nach Johann Peter Hebel zukomme⁹.

Geschichte von Wiltfeber

Der Romanplot ist schnell umrissen: Nach 9 Jahren in der Fremde kommt Martin Wiltfeber, die Hauptfigur, nun 27jährig, von Heimatsehn-sucht und Heimatliebe getrieben, in seine markgräfische Heimat zurück, um die Tragfähigkeit seiner rassistisch-nationalistischen Überzeugungen, die in der Lehre vom «Reinen Krist» gipfeln, an seiner Heimat zu prüfen. Die Handlung, die dramatisch auf einen «Tag des Gerichtes» konzentriert ist, besteht hauptsächlich aus Begegnungen mit verschiedenen Personen und Personengruppen, die in eine Reihe von Natur-, Heimatlandschafts- und Heimatdorfwahrnehmungen sowie daran ansetzende Reflexionen des Romanhelden eingelagert sind. Entsprechen eine alte Liebe, Madlee, zu der er die Beziehung wieder aufnimmt, ein alter, ihm väterlich zugetaner Großbauer, Wittich, der als einziger noch einen vorbildlich geordneten Hof hält,

⁶ Wir zitieren im Text aus der Ausgabe BURTE 1927 mit Sigle W und Seitenzahl. - Das Buch machte Burte, so KETELSEN 1976, S. 51, zusammen mit Hermann Löns «zu den erfolgreichsten Schreibern der ersten Jahrhunderthälfte überhaupt».

⁷ Ein kurzer biographischer Abriss stellt sein Leben in den Kontext der Entwicklung von der völkischen Literatur zur Unterstützung des Nazi-Regimes. Vgl. PETERS 2009.

⁸ Vgl. RATHKOLB 1991, S. 167 und S. 176. Generell auch PETERS 2009.

⁹ Vgl. bspw. <http://www.nothing.net/hermann-burte/anfang.htm> und http://als.wikipedia.org/wiki/Harald_Nothing. Kritisch zur Verehrung Burtes als Heimatdichter HEIDENREICH 2012.

und sein Freund, der in Zurückgezogenheit lebende Freiherr von Susenhart, seinen Heimatidealen, verlaufen alle anderen Begegnungen mit verschiedenen, der Intention nach repräsentativen Dorfbewohnergruppen, Turnern, Kirchenbesuchern, Pietisten und der gesellschaftlichen Führungselite, seinen ehemaligen Mitschülern, negativ. Sie lehnen seine rassistisch-nationalistische Lehre ab und schließen ihn aus ihren Gruppen aus, so dass daraus im Roman eine scharfe Kritik an der wilhelminischen Gesellschaft seiner Gegenwart und eine Haltung unversöhnlichen Protests erwächst. Als dann die blonde Ursula von Brittlöpen auftaucht, um ihn zu ihrem gemeinsamen nationalistisch-politischen Projekt in die Hauptstadt zurückzubringen, steht Wiltfeber zum einen zwischen zwei Frauen, der schwarzhaarigen Madlee und der blonden Ursula, zwischen Sinnlichkeit und ideologischem Ideal, und zum anderen zwischen Heimat und nationalistisch-politischem Projekt. Nachdem Wiltfeber nun jedoch auch von der Sinnlosigkeit des nationalistischen Projektes überzeugt, ebenfalls aber mit seinen Idealen an der Heimat schon meistens gescheitert ist und von ihr abgelehnt wird, findet er in der «Blondenhöhle» bei drei anderen Blondes der arischen Rasse Bestätigung für seinen Pessimismus. Als ihm danach auch noch der Siegeskranz für seine alle anderen Sportler weithin überragenden Leistungen vorenthalten und damit Ablehnung, Korruption, Ungerechtigkeit und mit hin sein Scheitern auch auf der unmittelbar wahrnehmbaren physischen Ebene zur Evidenz und er in Todesverzweiflung getrieben wird, gehorcht er am Ende seinem Trieb, begibt sich aber nicht zur Liebesnacht mit der dunkelhaarigen Madlee, wählt nicht die Heimat, sondern geht mit der blonden Ursula von dannen, um nach dem Umschlag der Todesverzweiflung in stärkstes Liebesverlangen schließlich zusammen mit ihr im Augenblick höchster Lust in einem dramatischen gemeinsamen Tod durch Blitzschlag zu enden.

Der Roman setzt an dem oben schon erwähnten Gegensatz von Stadt und Land an, gestaltet ihn aber auf verschiedene Weisen aus. Es werden im Grunde drei Heimatbegriffe verwendet, mit denen der Roman geschickt jongliert – und verwirrt. Auf der einen Seite wird Heimat territorial gebunden als Ideal entworfen, das in der Fremde aus Liebe und Sehnsucht nach dem Ort der Kindheit und Jugend erwachsen ist; dem steht auf der anderen Seite dann bei der Rückkehr die Dekadenz der gegenwärtigen realen territorialen Heimat entgegen, in der sich zuerst die soziale Krise spiegelt. Im weiteren aber wird die Dekadenz der gegenwärtigen territori-

alen Heimat auf der Basis von rassistisch-nationalistischen Werten und Vorstellungen kritisiert, die später als «geistige Heimat» deklariert werden. Diese überdecken dann die wirtschaftlich-soziale Dimension. Die Überwindung der wirtschaftlich-sozialen Krise wird daher nicht einfach der Wiederherstellung des territorial gebundenen Heimatideals aufgetragen, sondern ist als Glaubenshoffnung der Verwirklichung der rassistisch-nationalistischen Weltsicht anheimgestellt, die ihrerseits – freilich unausgesprochen – mittels der Wiltfeberfigur die Heimatideale in sich aufgenommen hat. Wiltfebers Ideologie gipfelt im Glauben an den «REINEN KRIST», als dessen Prophet und Märtyrer und damit utopischer Hoffnungsträger er ausgestaltet wird.

Auf diese Weise sucht der Roman seinem Pessimismus auf der Handlungsebene entgegen auf außerrational religiöser Ebene Grundüberzeugungen zu verankern, die utopische Sehnsuchtszielvorstellungen evozieren, den Weg dorthin jedoch nicht entwerfen; allenfalls wird in der Umkehrung des ‚entrassten‘ Gesellschaftszustandes implizit eine rassistisch-nationalistische Ordnung als die Richtung der Veränderung angeben, die Lösung des verbleibenden Zwiespalts aber dem Leser aufgetragen.

Soziale Krise

Mit der Dekadenz der realen Heimat setzt der Roman an dem realen, tiefgreifenden wirtschaftlich-sozialen Umstrukturierungsprozess der Gesellschaft an. Dieser wird als soziale und wirtschaftliche Krise erfahren, welche ja am Grunde der Hochkonjunktur des Heimatbegriffs steht. Der «Schaffer», ein «Steinklopfer», den Wiltfeber gleich zu Beginn des Romans als ersten Menschen trifft und als ‚heimlichen Helden der Heimat‘ lobt, da er für den Unterhalt seiner Familie bis Mitternacht arbeitet (W11), sowie dann die vernachlässigten und teils verlassenen Häuser und Höfe fungieren als Zeugen der sozialen Not und Dekadenz, die explizit in der Industrialisierung der Städte und der Landflucht verortet wird.

Warum sind die Leute weggezogen in die steinerne Verwesungsstätte, in die zementene Menschenschlingmaschine? Da leben sie, weiße Sklaven; von befrackten Narren über ihre Verzweiflung hinweggetäuscht; verhockt, verschweift, vergiftet; erfüllt von einem wütenden Wunsch nach Rache an irgendwem für irgendetwas; in ständiger Sorge Tag und Nacht; von niemand geachtet; in einer

Luft, welche ihnen aus dem Brustkasten die Lungen reißt und ihre Augen hohl macht wie leere Fenster; und leider ist nirgends ein Befehl, der sie zu ihrem Glücke, zu ihrer Gesundheit zwingt; nein, das Gesetz schafft ihnen das Recht auf die Aussicht, im dritten Geschlecht ausgestorben zu sein. [...] Auf! ihr Dichter, schreibe einer die Geschichte des verlassenen Hauses in Greifenweiler und seiner verstädterten früheren Bewohner, dann wird die Nachwelt begreifen lernen, warum um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts das deutsche Volk zu europäischem Pöbel wurde. (W62f)

In den «weißen Sklaven», die von «befrackten Narren über ihre Verzweiflung getäuscht werden», ist der Gegensatz von Arbeitern und Kapital, durch den Frack insbesondere dem Finanzkapital, aufgerufen, während im übrigen Umweltverschmutzung, physische und psychische Dekadenz sowie die fehlende Einordnung in eine Kontinuität und Sicherheit versprechende geschichtlich-soziale Umwelt und Ordnung, in die Generationsfolge der Familie zumal, Ursachen für Verzweiflung darstellen. Dass ein ‚Befehl‘ diesem Niedergang ein Ende bereiten soll, ist Teil der rassistisch-nationalistischen, an militaristischem Hierarchiedenken orientierten Gesellschaftskonzeption, die wir weiter unten behandeln werden. Das Gefühl selbst hier in der ländlichen Heimat wirksamer unmittelbarer Existenzbedrohung wird im Roman immer wieder aufgerufen, von der industriellen Giftjauche, die im Fluss die Fische sterben lässt (vgl. W267f), bis zu dem sozialistischer Bewegung wie Finanzkapital geschuldeten Untergang eines blühenden Bauernhofes (vgl. W286-346).

Die soziale Krise wird jedoch im Roman größtenteils ideologisch überspielt, indem die Dekadenz der Gesellschaft an vornehmlich rassistisch-nationalistischen Kriterien gemessen wird. Ihre reale Virulenz aber lässt sich daran ablesen, dass der Abwehr der sozialistischen Alternative gegen Ende des Romans ein im Vergleich zu allen anderen doppelt so langes Kapitel gewidmet werden muss. In «Vom Hofe, welcher unterging» (W286-346) soll eine Konzeption als notwendig zum Bankrott führend kritisiert werden, die vom Besitz als einem vormaligen Allgemeingut, «Alles ist Allen», ausgeht und also dem Bereich der sozialistischen Bewegung zugerechnet werden kann. Wenn Wiltfeber und sein blonder Genosse sich dabei freilich eingestehen müssen, dass die Grundlagen dieser Konzeption, «Es ist kein Gott! [...] ‚Es ist kein freier Wille!‘ und ‚Es gibt kein Eigentum!‘» der ihren – zumal auch auf die germanische Allmende Bezug genommen wird – sehr ähnelt, «nur von andern Gründen her und zu anderen Zielen» (W303), so

nimmt der Roman nicht nur die beiden ideologischen Grundkomponenten des ‚National-Sozialismus‘ vorweg, sondern auch dessen inneren Widerspruch zwischen sozialrevolutionärem Anspruch und Gebundenheit an eine privatkapitalistische Eigentumsordnung¹⁰. Das würde dann auch die 1922 aufgenommene und bis 1942 in hohen Auflagenzahlen vorgenommene getrennte Publikation dieses Kapitels erklären¹¹.

Dass der Grund für das notwendige Fehlschlagen der ‚sozialistischen‘ Konzeption darin zu suchen sei, dass der einheitliche Blick auf die Ganzheit fehle, der nur durch die absolute Befehlsgewalt des Eigentümers verbürgt sei, verweist u.a. auf den ideologischen Zusammenhang mit Wiltfebers streng hierarchischem Mittelalter- und Gesellschaftsbild. Die soziale Krise werde demnach durch die Aufgabe adliger Vorrechte, d.h. der Zerstörung einer der militärischen Befehlsstruktur entsprechend gedachten hierarchischen Gesellschaftsstruktur verursacht, was Demokraten und Sozialisten Raum gebe, durch sie den wirtschaftlichen Untergang von Hof und Unternehmen bewirke und alles Gut dem Finanzkapital in die Arme treibe. Ästhetisch versucht der Roman dabei auf der Ebene einer biologistisch-physiologischen Figurensprache dadurch Evidenz zu erlangen, dass der Sozialistenführer rothaarig ist, womit auf Ähnlichkeit und zugleich Querköpfigkeit (‚roter Krauskopf‘, W302) als Unterschied zu den Blondenen angespielt wird, während derselbe Sozialistenführer andererseits äußerlich zugleich dem befrackten Bankier ähnelt; beiden wird überdies eine parasitäre Rolle verliehen. Die auf der Ebene der Ideologie doppelte Frontstellung gegen Sozialismus wie gegen Kapitalismus, namentlich den Finanzkapitalismus, antizipiert dabei den Nationalsozialismus mit seinem rassistisch-nationalistischen Kern¹².

Rassistisch-nationalistische Ideologie

Die rassistisch-nationalistische, bzw. völkische Ideologie des Romans ist

¹⁰ Man denke etwa an den Röhmputsch von 1934, durch den der sozialrevolutionäre Flügel der Nationalsozialistischen Deutsche Arbeiterpartei ausgeschaltet wurde.

¹¹ BURTE 1922. Dieser Auszug erreichte bei Diesterweg, Frankfurt a.M. 1942 die 16. unveränderte Auflage.

¹² Auch KETELSEN 1976, S. 37 u. S. 52, hebt die doppelte Stoßrichtung der völkisch-nationalistischen Literatur gegen Kapitalismus wie gegen Sozialismus hervor und betont das antisozialistische Element bei Burte, der «von der nationalsozialistischen Kritik einhellig als einer der ersten im Prinzip nationalsozialistischen Autoren gepriesen» werde.

unzweideutig. Schon der Titel, «Wiltfeber, der ewige Deutsche», weist als Gegenbildung zum «Ewigen Juden», dem Titel des verbreiteten Volksbuches von 1602, den Antisemitismus als strukturelle Grundeinstellung aus. Der Bezug auf das Volksbuch aber geht, abgesehen vom Antisemitismus, über Rastlosigkeit, bzw. Heimatlosigkeit und gesellschaftlichen Ausschluss nicht hinaus und bleibt jeden konkreteren inhaltlichen Bezuges bar; er dient einzig der sloganhaften Einprägung der Behauptung, dass in der Gegenwart der höchsten Rasse, nämlich den reinen deutschen arischen Blondem, jener gesellschaftliche Ausschluss zukomme, der im Mittelalter die Juden gekennzeichnet habe. In einer Vertauschung der Rollen lebten die Blondem jetzt im «Blondenviertel [...] genau so, wie die Juden im Judenviertel waren im Mittelalter» (W107). Dabei soll der «Blondenhöhle» (W257f), in der sich vier gesellschaftlich ausgeschlossene Blonde finden, vielleicht ein symbolischer Anspielungscharakter auf Ghetto zgedacht sein, erweist sich aber wie die Titelanspielung als oberflächlich und völlig inhaltsleer, da außer dem Ausgeschlossenensein keinerlei Bezug zur historischen Rolle der Ghettos und Juden hergestellt wird. Dass mit dem Rollentausch indirekt eine in der Gegenwartsgesellschaft grundlegende Rolle der Juden suggeriert wird, gehört zum Strukturprinzip der ideologischen Anlage¹³. Diese wirkt umso stärker ins Unterbewußtsein, als dass die Rolle der Juden eben nicht in penetranter Aufdringlichkeit ständig thematisiert, sondern geschickt in Abständen wiederkehrend ausgemalt und zugleich bei jeder Ausschlussituation der Blondem zumindest implizit immer zugleich vom Leser erinnert wird¹⁴ und so ständig im Hintergrund steht.

Der ‚Niedergang des deutschen Volkes zum europäischen Pöbel‘ (W63) wird demgemäß vor allem der Rassenmischung, wie Wiltfeber sie exemplarisch in der Kirche erblickt, und einem falschen Christenglauben zugeschrieben, der im Einschluss des Alten Testaments mit dem Judengott «Jehova» den «Stammesgötzen einer Wüstensippe» verehere. Dieses deutsche

¹³ Bezeichnend sind Sätze wie: «Und heute hat es mehr echte Juden im Lande als echte Blonde: die Gelehrten zählten es wissenschaftlich bei den Aushebungen» (W 107).

¹⁴ Darüberhinaus darf bei der Leserschaft der Antisemitismus als im Rahmen der seinerzeitigen Aktualität als zumindest thematisch präsent angenommen werden, so dass es dem Roman nicht so sehr um die Begründung von Antisemitismus geht, sondern, ihn voraussetzend, um seine Nutzung zur Stärkung der den arischen Blondem zugeschriebenen Führerrolle.

Volk sei somit «entrasst und entgottet, von einer fremden Rasse unterworfen einem fremden Gotte» (W152).

Neben der Rassenmischung und der Anspielung auf eine herrschende Rolle der Juden wird der Niedergang des deutschen Volkes überdies dem Herrschaftsverlust des überfeinerten Adels sowie der fehlenden Herrschaftsmacht der arischen Blondes angelastet, die ihnen als höchste Edelrasse und daher Erben des Adels von Natur aus zukomme. Zielt der Nationalismus auf die Konstruktion einer Nation, die durch die Prinzipien der Homogenität und Einheit auf einem ihr per Naturrecht zukommenden Territorium gebildet werden soll¹⁵, so bietet der Rassismus sich als ein Ordnungsprinzip an, das jenen Prinzipien von Homogenität und Einheit der Nation, bzw. des völkischen ‚Volkes‘ auf vollkommene Weise entspricht. Die wilhelminische Gesellschaft im Reich Wilhelms II. hingegen wird eben unter diesem Gesichtspunkt als Zerfall und Dekadenz scharf kritisiert. Nicht als eine übertriebene, extreme Form des Nationalismus bietet sich der Rassismus somit dar, sondern als dessen konsequenteste Form. Rassenmischung hingegen, wie Wiltfeber sie exemplarisch beim Gottesdienst wahrnimmt, stellt eine diesen Prinzipien grundlegend und den Sinnen eingängig widersprechende Vielfalt dar. Dementsprechend zielt die vom Roman vorgeschlagene Lösung zur Überwindung der Dekadenz des deutschen Volkes, eingeschlossen die wirtschaftliche Not, auf eine hierarchische Gesellschaftsstruktur, an deren Spitze die deutsche arische Rasse der Blondes, bzw. der von ihnen, der es ‚kann‘, befiehlt. Dieserart verleiht die rassistisch-nationalistische Ideologie zugleich der deutschen Nation, bzw. dem deutschen ‚Volk‘ jene Werte, die auch die nationalistische Eroberung als deutsch erklärter Gebiete außerhalb der derzeitigen Reichsgrenzen – exemplarisch hier «Pfalzmünster», d.i. Basel (W402f) oder Basel und seine Umgebung («Roburfluh»¹⁶, W362), ein Teil Dänemarks, die Niederlande (W362) – wie dann die Beherrschung der Welt (vgl. W362, aber auch W218, W252) begründen und legitimieren. Der Rassismus fungiert mithin als Prinzip der Einheit und maximalen Homogenität der Nation und begründet deren territoriale Ansprüche und Eroberungspläne sowie deren Vorrang- und Herrschaftsstellung im internationalen Rahmen.

¹⁵ Vgl. z.B. WEHLER 2001, S.8 u. S. 30.

¹⁶ Vgl. WEICK 1822, S.51f.

Kritik der wilhelminischen Gesellschaft aus der Perspektive des rassistischen Nationalismus

Die Zerstörung der Heimat wird der Verstädterung angelastet, zunächst der Landflucht. Aber diese Verstädterung findet sich unausgesprochen auch – mit Ausnahme der wenigen, die noch das Ideal von Heimat vertreten – in der Dorfbevölkerung wieder, die Wiltfeber exemplarisch in Turnern, Kirchgängern, Pietisten und der Führungselite, seinen ehemaligen Mitschülern, trifft. Es ist nicht das Bild eines verlassenen Dorfes, was den Handlungsraum von Wiltfebers Treffen ausmacht. Vielmehr soll ein repräsentatives Bild der wilhelminischen Gesellschaft gezeichnet werden, nicht der «des alten Kaisers und des Eisernen» (W405), also Wilhelms I. und Bismarcks, die als Vorbild gelten, sondern Wiltfebers Gegenwartsgesellschaft unter Wilhelm II. Diese Kritik erfolgt freilich nicht aus der Perspektive der Heimat, auch wenn dieser Anschein erweckt wird, wo sie sich gegen die Industrialisierung wendet, sondern aus der Perspektive des rassistischen Nationalismus, der sie als Mischlingsgesellschaft denunziert. Dabei wird der Nationalismus, der doch bekanntermaßen eben die Gesellschaft mit und unter Wilhelm II. kennzeichnet, durch aggressive Übertrumpfung völlig unterschlagen. Man denke da beispielsweise an die Turnerbewegung, deren nationalistische Tradition verschwiegen und die zum Exponenten der Herrschaft des Mittelmaßes in der wilhelminischen Gesellschaft wird. Dieserart wird die – als solche eben nicht benannte – ‚nationalistische‘ wilhelminische Gesellschaft aus der rassistischen Perspektive als der noch konsequenter nationalistischen kritisiert, welche sucht, sich ‚Heimat‘ und ‚Geschichte‘ einzuverleiben.

Die wirtschaftlich-soziale Ebene wird dabei durch die rassistisch-nationalistische Ideologie völlig übertönt; die soziale Kritik der Gegenwart wird qua Identitätsverlust zu der der ‚Menge‘, an deren Stelle ‚das Volk‘ gesetzt wird, das von Feinden umlagert sei. Die für den Nationalismus typische äußere Abgrenzung und Bedrohung durch Feinde, deren Andersheit die Homogenität und Einheit bedroht, wird dabei nach innen gewendet, so dass soziale Unsicherheit und Identitätsverlust in blutrünstige Aggressivität auch gegen die inneren Feinde ummobilisiert wird:

Denn in Wahrheit: verzweifelt ist die Lage unseres Volkes: ringsum ist es belagert und eingeschlossen von der Menge. Und eine verbissene alte Feindschaft ist zwischen Volk und Menge wie zwischen heil und faul. [...] Denn nun ist Krieg, und im Kriege bietet nur das Einfache Aussicht auf Erfolg. / * /

Vernichtet die Menge um des Volkes willen, so meine ich es. / Der großartige Zweck heiligt wie immer das blutige Mittel. (W87f)

Gesellschaftliche Veränderung auch der wirtschaftlichen und sozialen Missstände und eine eventuelle Wiederherstellung der ‚wahren Heimat‘ erscheint so allenfalls aus rassistisch-nationalistischer Perspektive vorstellbar. Als Kern dieser Ideologie soll ein Glaube fungieren, der Glaube an den «REINEN KRIST».

Wenn an Hermann Burtes ‚Wiltfeber‘ gezeigt werden soll, wie der Nationalismus die Heimat besetzte, so möchte eingewendet werden, dass er das doch gar nicht tue, denn Martin Wiltfeber, der in sein Heimatdorf zurückkomme, um die Bewohner von seiner völkischen, nationalistisch-rassistischen Ideologie zu überzeugen, gelinge das ja gerade nicht; die Heimat erscheint aussichtslos der rassistischen Dekadenz erlegen, Wiltfeber selbst werde aus ihr ausgeschlossen, gehe erfolglos davon und sterbe. Weiterhin lässt sich feststellen, dass auch der Gegensatz von Heimat und Nation seitens der Handlung im Grunde nicht gelöst wird, jedenfalls wo Madlee für die Heimat und Ursula für die nationalistisch-rassistische Konzeption stehen. Wenn Wiltfeber sich am Ende spontan für Ursula entscheidet, zeigt das zwar, dass sein ‚Blut‘ für die reine blonde deutsche Arierin votiert, doch handelt es sich im Grunde um keine Lösung, da Madlee im Rhein endet – es sei, man interpretiert ihren Tod im deutschesten aller Flüsse als die Selbstaufgabe der Heimat in der Nation. Aber auch das wäre ja im Grunde keine Lösung, weil Heimat nicht mit Nation verbunden, sondern ausgelöscht wird. Überdies sei angemerkt, dass nicht nur Ursula mit ihrem Auto als modernstem Industrieprodukt auf das Weiterbestehen des Gegensatzes von ruraler Heimat und industrieller Nation verweist, sondern sozusagen als ‚letzter Ton‘ des Werkes auch das Donnern der Nachtfernzüge auf der letzten Seite des Romans, der zugleich dessen erste Seite aufruft.

Wenn nun auch der Gang der Ereignisse Wiltfeber nicht zum Ziel kommen lässt, sondern Pessimismus zu verkündigen scheint, so möchte aber – so unsere These – das, was Martin Wiltfeber nicht gelingt, doch dem Roman von ihm gelingen wollen, der weit mehr ist als die einfache Geschichte von Martin Wiltfeber und seine direkte ideologische Rede. Denn nicht um die Darstellung eines unmittelbaren Erfolges von Wiltfeber geht es dem Roman, nicht um die Darstellung der positiven Verwirklichung seiner Vorstellungen und Ideen, sondern um die Erweckung einer glaubenshaften Sehnsucht, die

durch den einem Propheten und Märtyrer ähnlichen Leidensweg hervorgerufen werden soll¹⁷. Die Geschichten von Jesus Christus wie die von Zarathustra stehen dabei als Modelle im Hintergrund¹⁸; das utopische Ziel der Sehnsucht ist das hier Nietzsche unterstellte Sehnsuchtsziel, das „Dritte Reich“ (W180; 182)¹⁹ als das ‚wahre deutsche Volk‘ unter der Führerschaft der arischen blonden Rasse auf deutschem Boden²⁰ und als Beherrscher der Welt²¹, wobei Heimat und Nation miteinander identifiziert werden.

Wird nun die Lösung des Problems der Verbindung von Heimat mit dem rassistischen Nationalismus nicht auf der Handlungsebene ausgeführt, sondern als Sehnsuchtsziel und Vermächtnis Wiltfebers hinterlassen, so bietet der Roman freilich Hinweise, in welcher Richtung die Lösung zu suchen sei. Als Wiltfeber auseinanderlegt, er sei zurückgekommen, um seine rassistisch-nationalistischen Überzeugungen an seiner Heimat zu prüfen, erklärt er:

Das Haus gilt für das Dorf; das Dorf gilt für die Heimat; die Heimat für das Reich. (W79)

Damit scheint eine zentripetale Konzeption auf, welche bei den Familienbanden – dem Haus – ansetzt, um der Heimat eine symbolische Funktion für die Nation und ihr Territorium aufzutragen. Die Nation erhält so durch die – jeweilige – Heimat jene territoriale unmittelbare sinnliche Fass-

¹⁷ Vgl. z. B.: «Ich aber will die feindlichen Speere sammeln auf meine Brust und fallen als Wegmacher, Gassenbrecher, Hinhalter und Lückenbüßer. [...] und also heißt mein Todestrost: Dem reinen Krist meine Seele, aber den Leib dem Pöbel». (W88)

¹⁸ Was Wiltfeber vom ‚Krist‘ und Zarathustra-Nietzsche sagt, will der Roman auch für ihn selbst gelten lassen: «Der leidende Held, der gequälte Förderer, der geschundene Wohltäter: das sind die Heilande. Sie haben alle das gleiche Schicksal: und aus den Leichen dieser Selbstopferer baut sich der Weg zur Vollendung, die Treppe zum Himmel, die wahre Jakobsleiter zur Herrlichkeit». (W190).

¹⁹ Natürlich hat dieser Begriff seinerzeit noch nicht die Bedeutung, die es heute hat; überdies wird das «Dritte Reich» als Ziel hier Zarathustra, bzw. Nietzsche zugesprochen. Es kann aber kein Zweifel sein, dass Wiltfeber diese hier marginal erwähnte utopische Vorstellung teilt. Auf jeden Fall findet sich hier bereits die religiöse mit einer politischen Erwartungshaltung vereint, so dass sich im rassistisch-nationalistischen Kontext die Vorläuferfunktion des Nazifaschismus auch hier abzeichnet.

²⁰ Vgl. z.B.: «Du bist ein Mann aus deutschem Blut, aber deutsch heißt völkisch, und arisch heißt herrisch, und so bist du von den Deutschen der oberen Rasse, welche herrscht oder stirbt». (W89)

²¹ «Vorausbilder müssen wir haben, immer an die Zukunft denken, dann werden wir Herren der Welt!» (W218; vgl. auch W252).

barkeit, die ihr aufgrund ihrer Größe abgeht. Umgekehrt illustrieren Madlee, Wittich, dessen Haus, der alte Friedhofsteil usw. und vor allem aber die Figur Wiltfebers selbst als Ideal die Möglichkeit der Verwirklichung der rassistisch-nationalistischen Ideale in der und damit als ‚Heimat‘, in der seine Heimat als Herkunfts- und Zugehörigkeitsort und ‚geistige Heimat‘ der völkischen Ideale (W198, 261) zusammenfallen.

Die Vermittlung von rassistischem Nationalismus und Heimat erfolgt damit wesentlich auf ästhetischer Ebene: um die sonst ziemlich abstrus erscheinende rassistisch-nationalistische Ideologie Wiltfebers als Glauben zu tragen, sollen Sinne und Gefühl überzeugt werden. Viel davon weiß der Romantext selbst.

Die ästhetische Vermittlung rassistisch-nationalistischer Ideologie: Sinne – Glaube – Sinn

Als Wiltfeber dem alten Wittich, also dem idealen Repräsentanten der Heimat, seine Lehre vom ‚reinen Krist‘ vorträgt, versteht dieser nicht viel davon. Der alte Wittich äußert daher Sprachskepsis:

«Schau, ich bin misstrauisch gegen alle Wörter, die keinen Gegenstand bezeichnen: was man nicht betasten, nicht begreifen kann, ist eigentlich kein Begriff. [...] Da, die Kugeln da in der Augenhöhle, die Augen, das Auge, das ist die Welt. Ohne Auge keine Welt! – [...] Auf dein Auge verlasse dich, auf deine Sinne! Aber misstraue den Wörtern, misstraue den Gedanken oder gar den Gefühlen, diesen unausgereiften, unausgewachsenen Gedanken. Auf deine Sinne verlasse dich, das sagt dir ein Jäger». (W83)

Diese Sprachskepsis wird von Wiltfeber geteilt: «Die Rede ist ein gasiges, garstiges Mittel»²², um dann freilich fortzufahren, «aber es bleibt mir kein anderes, und also muss ich es brauchen...» (W94).

Um sich von der unverständenen Rede Wiltfebers zu überzeugen, greift Wittich auf den Sinn hinter den sinnlichen Dingen beim Gottesdienst zurück, denn beim Abendmahl, wo Wasser und Wein getrunken werde, kön-

²² Anderwärts heißt es: «Ich bin hell und heil; nur kann ich nicht reden und schreiben, ohne uneigentlich zu werden. Und das Eigentliche, das kann keiner sagen, auch der Krist nicht». (W175).

ne, so Wittich, die sinnlichen Dinge niemand verstehen, der nur die Dinge sehe und nicht den Sinn kenne (vgl. W95).

Was jedoch Wittich überzeugt, ist und bleibt der unmittelbare sinnliche Eindruck, der hier von der Person Wiltfebers geschaffen wird: «mich dünkt, dein Herz sei rein, dein Sinn meine es gut – trotz dem Hochmut – und es ist Feuer in dem, was du sagst» (W95). Und darin liegt dann auch die Absicht des Romans, dass die Wiltfeberfigur durch die Sinne eher denn durch ihre rednerisch vorgetragenen theoretischen Lehren überzeugen soll, auch wenn beide ineinandergreifen.

Freilich Wiltfeber kennt den gleichen Zwiespalt zwischen Überzeugungskraft der Sinne und ihrer Relativierung. Erklärt Wiltfeber zum einen wie Wittich: «gerade der Augen Schein, der soll mich führen in Zweifelsfällen» (W84), so scheint er dann zum anderen aber auch über diese Sprachskepsis noch hinaus von erkenntnistheoretischen Zweifeln zu wissen. Deshalb fügt hier der Roman wohl für die ‚Geistigen‘, also die Intellektuellen unter den Lesern theoretische Konstruktionen ein, welche dann freilich in einer Kreisfigur ganz am Ende wiederum im Primat der Sinne enden.

Gleich Wittichs Abendmahlvergleich wird ein Sinn vor und über dem Augenschein entworfen, der die Wahrnehmung lenkt: «Aber das Auge sieht an den Dingen und an den Lebendigen nur das, was es weiß» (W84). Dieses lenkende Vorwissen einer tiefsitzenden vorrationalen Wissensebene, dieser die Sinne lenkende Sinn wird, wie auch von Wittich zuvor schon angezeigt, auf der Ebene des Glaubens verortet. Der Glaube wiederum erscheint sowohl psychologisch als Prägung frühester Kindheit, wird dann aber vor allem auch als Sphäre der Seele in Blut und Boden verankert.

Das Gewaltigste auf Erden ist die Macht des geformten Glaubens. Was wäre meine Jugend gewesen ohne den Unterricht, welchen der Pfarrer gab, ohne Spruchbuch, Geschichtenbuch und Gesangbuch?

Was ich denke, was ich fühle, spreche und wünsche, in allem steckt Geist von diesem Geiste; in alle Bilder meines Sinnens [sic!] über Gott ragt mir der Kirchturm von Greifenweiler als drohender, weisender Gottesfinger hinein: er ist nicht wegzudenken. Und die Kirche ist immer noch der stärkste Raum im Lande.

Da verdunsten die Kassenschränke der Reichen und zerschmelzen die Stahlkammern der Banken. [...] Ah, nicht der Eigner der Ackerkrume ist Herr im Lande, sondern der Eigner der völkischen Hirnmasse, das ist der wahre Herrscher.

Und wenn die Kirche nicht wirksam ist, so ist das Schloß nur eine geschmückte Schachtel für eine aufgeschirrte, missbrauchte Puppe. (W147)

Da der Glaube das gesamte Tun der Menschen durchwirkt und bestimmt, die Kirche Könige und Kaiser trägt, bildet er für Wiltfeber die Grundlage der Macht: wer den Glauben predigt, an den das Volk glaubt, ist der eigentliche Herr im Lande. Darum aber eben geht es Wiltfeber, deshalb geht er in den Gottesdienst und dann zu den Pietisten. Da nun aber beide, Kirche wie Pietisten, einen falschen Glauben haben, so gilt es, einen neuen Glauben, einen neuen, die Wahrnehmung leitenden Sinn hinter den Dingen zu schaffen und zu verbreiten. Daran arbeitet der Roman²³. – Dass die wirtschaftlich-soziale Entwicklung mit den Gesetzen des Kapitals sich der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzieht und sich hinter dem Rücken der Menschen durchsetzt, ist seit Schiller und Marx offengelegt und als Entfremdung begriffen worden. Den die Wahrnehmung leitenden Mechanismen kommt daher eine zentrale Rolle zu. Auf sie sieht es der Roman in seiner antisozialistischen Stoßrichtung ab.

Auf der Ebene ideologischer Konstruktion sucht Wiltfebers ‚Glaube an den Reinen Krist‘ zum einen den christlichen Glauben vom jüdischen Erbteil zu trennen und ‚den Krist‘ antijüdisch als Widersacher der Juden zu qualifizieren. Dazu wird «der Krist» als Galiläer und damit arischer Abstammung verortet, sei blond und blauäugig und im Eigentlichen der große «Widerjude» (W155). Im weiteren dient die Konstruktion des Mittelalterbildes, namentlich der Bezug auf Otfried von Weissenburg (W156), sowohl dazu, statt des jüdischen Anteils den christlichen Glauben mit dem heidnischen Germanentum zu verbinden, als auch – im direkten Gegensatz zu den kritisierten Verhältnissen der Gegenwart – sich in die geschichtliche Nachfolge des die Juden gesellschaftlich ausschließenden Mittelalters zu stellen. Die erste Grundkomponente dieses Glaubens ist daher seine rassistische Bestimmtheit als Glauben der Blondenen reiner arischer Rasse und des ‚wahren deutschen Volkes‘. Deren Idealfigur ist Wiltfeber selbst.

Die zweite Grundkomponente ist komplexer und auf der Ebene angesiedelt, die von Wittich nicht verstanden wird und mithin nicht als unab-

²³ HAMANN 1973, S. 121-149, und PUSCHNER 2001, S. 202-263 geben gute Überblicke über die verbreiteten neureligiösen Tendenzen insbesondere im Rahmen der völkischen Bewegung.

dingbar für die Rezeption des Romans gelten kann. Sie wendet sich an die «Geistigen» und orientiert sich an den Ansprüchen der ab dem ersten Jahrzehnt des Jahrhundert beginnenden Nietzsche-Rezeption. Dabei konzipiert Wiltfeber den «REINEN KRIST» als «Übergott», denn dem «Krist» gegenüber stehe der «Widerkrist» und Übermensch Nietzsches. Dieser Gegensatz aber werde nun durch den Menschen und Gott des «REINEN KRIST» überwunden (W191). Wenn Nietzsche länger gelebt hätte, hätte er widerrufen und sich zum «Galiläer mit den blonden Haaren», dem «REINEN KRIST» bekannt (vgl. W189ff).

Während Wiltfeber diese Lehre predigt, sucht der Roman – zumal Wiltfeber ständig als «Geistiger», also Intellektueller, apostrophiert wird – in seinen Selbstgesprächen philosophisch Gebildeten einen noch weitergehenden Anreiz zu bieten. Der Schall der Glocken durchströme das Land, aber die durch den Kosmos rasenden Gesteinsbrocken wüssten nichts davon, ebenso wie das Metall der Glocken nichts von den Gefühlen wisse, die es in den Menschen erwecke (W70). Wiltfeber stellt dieserart die menschliche Vorstellung der Welt als vollkommen anthropomorph heraus. Indem aber die Vorstellung von der Welt völlig von der Welt der Dinge abgetrennt konzipiert wird, wird der irrationalen ‚Tiefe des Gefühls‘, wo Wiltfeber vom «Denker» zum «Danker» (W71) wird, ebenso wie dem Voluntarismus Tür und Tor geöffnet. Da es eine an der Welt der Dinge oder einem Absolutum orientierte Wahrheit nicht gibt – «Gott ist das Nichts» (W146) –, lautet ihre Definition: «Wahr ist, was wirkt» (W185).

So aber ist Wiltfeber bereit, den Glauben zu glauben, den die «Volksgegnossen» glauben (vgl. W146), jeden Glauben, der wirkt. Damit folgt er einem Pragmatismus der Macht, der ihn die Wahrheit eines jeden Glaubens zu behaupten erlaubt, der Wirkkraft bezeugt und in diesem Sinne ‚wahr ist‘ oder ‚wahr wird‘²⁴. Der Glaube verliert dieserart seinen Absolutheitsanspruch und wird der Überzeugungskraft unterworfen, welche ihrerseits wiederum als Folge der Stärke des wirkenden Willens konzipiert wird. Und eben die Willensstärke Wiltfebers im Vergleich zu dem resignierten von Susenhart, sein Festhalten an seinem Glauben gegen alle Ablehnung in der Gesellschaft von den Turnern über die Kirchgänger und Pietisten bis zur

²⁴ «Denn ein Band ist die Religion und hat die Eigenschaften eines Bandes. Fragt auch ein verständiger Mensch, ob ein Band wahr ist oder falsch? Ei nein, nur ob es stark ist oder schwach, das ist die Frage. Und ob es wirksam ist» (W139).

gesellschaftlichen Führungselite soll ihm, gleich dem willensfesten Widerstand aller Märtyrer, den künftigen Erfolg gewährleisten²⁵.

Wenn freilich Wiltfeber den vom Pfarrer gepredigten Glauben der Kirchgänger ablehnt und zurückweist trotz seiner sich in der Zahl der Gottesdienstbesucher doch ausdrückenden Wirkkraft, dann wird hier deutlich, dass es sich lediglich um eine erkenntnistheoretische Attitüde handelt, die nur verschleiern wirkt, denn um Wahrheit geht es nicht, sondern um Macht. Die Eroberung der Macht erfährt so durch ihr Gelingen a posteriori ihre Legitimation. Dieserart wird im Grunde über den Voluntarismus die Wirkkraft der vom Willen ausgerichteten Sinne als das entscheidende Element der Überzeugungs- und Wirkkraft des Glaubens unter ‚höherer philosophischer Weihe‘ restauriert. So erklärt sich, dass, wie oben bereits zitiert, der unmittelbare sinnliche Eindruck Wiltfebers auf Wittich für Bauern und Jäger ausreicht und der Roman dementsprechend in erster Linie durch seine sinnlichen Bilder und durch sie hervorgebrachte Gefühle zu überzeugen sucht. Die Bilder sind «erschautes Gefühl» (W65), so dass sie zum grundlegenden Vorwissen als Gefühl zurückführen sollen. Vor allem den Bildern im Roman ist daher nachzugehen.

Wie der Roman in seinem Handlungsaufbau immer wieder von ihnen ausgeht, so legt auch Wiltfeber seinen Reflexionen fortwährend seine sinnliche Wahrnehmung zugrunde²⁶. Wiltfeber geht eingangs beispielsweise vom Eindruck des Friedhofs aus, um hier das Bild gesellschaftlichen Niedergangs zu finden; der Stil der Kirchenrestauration bildet den Ausgangspunkt der Reflexionen, um zur Kritik der Kirche der Gegenwart zu gelangen; oder dass die Kirche ihren Auftrag nicht erfüllen kann, zeigt sich ihm zunächst eben im Blick auf die Rassenmischung der Gottesdienstbesucher, bevor ihm dann diese rassische Unreinheit durch die ‚unreine Mischung von deutschen Menschen und jüdischer Bibel‘ bestätigt wird.

Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist unser Gott! Wenig fehlte, Wiltfeber wäre emporgesprungen und hätte gerufen: Nein, nein, nicht der meine und nicht der Gott Madlees ... [...] Der Gott der jüdischen Erzväter ist der Gott der *alemannischen Menschen im neuen Deutschen Reiche!* / Aber in Wiltfeber

²⁵ «Reine Erfindung ist heute der reine Krist, schwach für die meisten, aber Reine Wahrheit wird er werden» (W283).

²⁶ Dass Hermann Burte zugleich auch ein Maler war, könnte einmal getrennt untersucht werden, zumal ja auch etwa Hitler als Maler Erfolg suchte.

stieg ein Erzwiderspruch empor, ein Nein aus dem röttesten Blut seines Herzens, ein *Schrei der eingeborenen Seele*, einer von den Lauten, *für die es keine bewußten Gründe* gibt: du lügst, Pfarrer, *augenscheinlich, handgreiflich, körperfaßlich* lügst du. (W155; Hervorhebung B.A.K.)

Wenn die ‚reine‘ sinnliche Wahrnehmung der Rassenmischung für Wiltfeber die Ausgangsbasis darstellt und dann ihr gegenüber die religiöse rassistische Überzeugung durch das Blut diktiert wird, so fällt dieses letztere, das ‚Vorwissen‘ jenseits des Augenscheins, in einer Zirkelbewegung mit den Sinnen wiederum vollständig überein. Darin wird der Roman zum Beispiel dafür, wie der Rassismus als Vorwissen, oder besser, als aller sinnlichen Wahrnehmung vorgängiges und allem Einwand widerstehendes Vorurteil, als ‚Glaube‘ eben die sinnliche Wahrnehmung lenkt, selbst aber wiederum die sinnliche Wahrnehmung zur Grundlage hat. Die Leerstelle der Bestimmung des die sinnliche Wahrnehmung bzw. Vorstellung bestimmenden Vorwissens wird dieserart durch das die Wahrnehmung lenkende ‚Blut‘ ausgefüllt.

Der Sinn für das Leben und die Einsicht, welche über dem Augenschein ist, das sind Geschenke des Blutes, nicht der Erfahrung [...]. (W84)

Blut ist ihm im Übrigen der ‚Strom‘, über dem die Seele als Nebel liegt (W76), oder «Blut: das ist Seele» (W148); Blut und Seele aber sind ihm wiederum an die Vorfahren (W148) und den Boden gebunden. Der Sinn dieser Konstruktionen ist einzig der der Macht, die Legitimation der Herrschaft über ein Territorium und die auf ihm lebenden Menschen. Der Inhalt dieses Glaubens bleibt demgemäß beliebig, d. h. leer: einzig die Macht und der sie strukturierende Rassismus ist ihr tieferer Sinn.

Die ästhetische Konstruktion der Wiltfeberfigur

Wird das ‚Vorwissen‘, der vorgängige ‚Sinn‘ als ‚Glaube‘ im Grunde wiederum durch die Sinne konstruiert, so besitzt die ästhetische Konstruktion des Romans in der Wiltfeberfigur ihre Grundlage. Sie an erster Stelle soll den Leser Wittich gleich vom ‚Glauben‘ überzeugen, an sie sollen die Leser glauben. Soll nun der rassistische Nationalismus als Vorwissen den Kern des Glaubens darstellen, so geht dessen Verankerung freilich den umgekehrten Weg. Als ‚Vorwissen‘ fungieren Heimat, Heimatsehnsucht

und Heimatliebe sowie weitere von der Leserschaft von vornherein geteilte Werte wie Reinheit des Herzens, ‚Es-gut-Meinen‘, Kraft, Mut usw. und Überzeugungen, die in der sozialen Krise ihr Zentrum haben und sich gegen soziale Benachteiligung, Täuschungen, Korruption, Betrug usw. richten.

Die Wiltfeberfigur wird mit Schönheit und Stärke, mit Heimatliebe und Heimatideal, die von der durch die soziale Krise hervorgebrachten Identitätskrise gespeist werden, ebenso wie mit ‚Reinheit und Feuer‘ ausgestattet und als absolut positiv aller Empathie des Lesers angeboten. Dass sie von der Gesellschaft zurückgestoßen wird, Falschheiten entdeckt und Ungerechtigkeiten erfährt, die sie bis in Todesverzweiflung führen, zeichnet einen Leidens- und Märtyrerweg als die ästhetische grundlegende Handlungsstruktur des Romans, der dieserart auf Sympathie setzt und auf die Überzeugung ihrer Ideale ausgeht.

Für den Roman bilden Wiltfebers Vorstellung von Heimat, seine Figur selbst als ebenso Sohn und Inbegriff der Heimat wie Wittich und Madlee, keinen Gegensatz zu den nationalistisch-rassistischen Idealen, vielmehr soll er das in ihr verborgene Potential darstellen und die perfekte Realisierung des territorial wie ‚geistig‘ intendierten Heimatideals verkörpern. Seine Figur ist der Weg und das Ziel, er ist der Prophet einer Einheit, deren Umsetzung scheitert, aber den Lesern als Glauben und Utopie durch ihn verkündet und als Ziel aufgegeben wird.

Wiltfeber scheitert ja im Grunde nicht an der ‚Heimat‘ als solcher, sondern an Turnern, der Kirche, den Pietisten, der Führungselite, kurz an der wilhelminischen Gesellschaft. Er soll deren Falschheiten, Verkehrtheiten, Verbohrtheiten, Betrügereien, also insgesamt deren Dekadenz ans Licht bringen. So aber wird durch die widerfahrenen Falschheiten und Ungerechtigkeiten die Überzeugungskraft der Wiltfeberfigur als Ideal, Prophet und eine Art Heiliger gerade gestärkt, die Empathie des Lesers mit ihm fortwährend gesteigert, so dass sein Tod noch als von der Himmelsnatur gesandte Heiligung und Apotheose gelten darf, in der sich freilich ‚neuheidnisch-existentiell‘ auf wunderbare wie zugleich schreckliche Weise höchste Lebenslust und Tod vereinen.

Diese Glaubensebene nun wird von einer Reihe weiterer Elemente auf ästhetischer Ebene gestützt, deren wesentliche zunächst in der Machtlegitimation durch das Leistungsprinzip und das Mittelaltererbe ausgemacht werden können.

Machtlegitimation durch Leistungsprinzip und Mittelalterkonstruktion

Anstelle der durch ein abstraktes Absolutum, Gott, legitimierten Macht, sucht der Roman die Macht für die blonde arische deutsche Rasse zum einen durch das Leistungsprinzip und zum anderen die Konstruktion eines bestimmten Mittelalterbildes zu legitimieren. Dass das Leistungsprinzip eben die moderne bürgerliche Gesellschaft kennzeichnet, die ansonsten bekämpft wird, scheint nicht zu Bewusstsein zu gelangen; doch die Bilder und Geschichten Wiltfebers sprechen von nichts anderem, als dass sie seine physischen und geistigen Leistungen als alle anderen weit überragend unter Beweis stellen wollen. Wie die noch nicht kulturell verdorbenen Kinder ihn bewundern und ihn sich spontan zum Vorbild nehmen (vgl. W130), so intendiert es der Roman auch für seine Leser. Seine alle und alles überragenden Leistungen aber stellt Wiltfeber allüberall unter Beweis, um seinen Führungsanspruch als von Natur angelegt zu legitimieren. In diesem Sinne biegt er sich auch Etymologie und Geschichte zurecht, wo er etwa das Königtum vom Können ableitet, um die Eroberung der Macht durch den Stärksten zu legitimieren, der einfach aufsteht und den Befehl an sich reißt.

Denn Wegweiser tun not, und Befehler tun not: [...] da ist es Zeit, daß einer aus der Reihe vortritt und selbstsicher ruft: Auf meinen Befehl hören! / Wer es kann, der darf es; und wer es kann, ist ein Könner; vom Können kam in guten Zeiten das Königtum [...]. (W87)

Die Konzeption des Mittelalters als einer streng-vertikalen Gesellschaftsstruktur überhöht noch einmal absolutistische Vorstellungsweisen, an die der Rassismus anknüpft. Aufgenommen werden Vorstellungsformen, die sich bereits im Anfang des Untergangsprozesses der mittelalterlichen Adels-herrschaft bilden, als die ideelle Legitimationsmacht der göttlichen Autorität angesichts der sozialen Krisen schwindet. Wie in der Kunst Madonnen-, Christusbilder usw. von der symbolischen Bedeutungsebene fort immer sinnlicher und realistischer gestaltet werden mussten, um überzeugen zu können, so suchte auch der Adel seine Erwähltheit und damit seinen Führungsanspruch unter sinnlichen Beweis zu stellen, indem er über das Prinzip direkt sichtbarer Familienabstammung hinaus das ‚blaue Blut‘ erfand. Da die blauen Venen bei blasser Haut besser hervortreten, wurde Blassheit, Sonnenvermeidung und, weil die Blondenen mit ihrer hellen Haut blässer sind, Blondheit zum Ideal. An diese die Sinnen überzeugen wollende Blond-

heits- und Blutideologie knüpft der Rassismus im Zeitalter des auf sinnlich-materielle Fassbarkeit bauenden Positivismus an und gestaltet sie zur Rassenideologie um. Diese wiederum konstruiert sich, wie der Roman beweist, ein Mittelalter nach ihrem Maß, indem sie über die Ideologie des Blutes hinaus die Legitimität der Adelherrschaft an die Grundherrschaft, den Boden²⁷ bindet. Wenn nun die Moderne sich dadurch auszeichnet, dass die Legitimation von Macht nicht mehr ‚von oben‘, durch Gott als Absolutum, sondern ‚von unten‘ her erfolgt, so schreibt sich freilich der rassistische Nationalismus mit seinem Mittelalterbild ungewollt in diese Moderne ein. Den ideologisch entscheidenden Wendepunkt für den Machtverlust des Adels macht Wiltfeber richtigerweise im «Selbstbeflecker von Genf» – damit ist Rousseau gemeint – aus, der mit dem natürlichen Gleichheitszustand aller das Gift in die Welt gebracht habe. Bildet die Theorie des Gesellschaftsvertrages nämlich die Legitimation der Macht ‚von unten‘, so sucht der nationalistische Rassismus das demokratische und moderne ‚Von-Unten‘ durch das sinnenfällige ‚Von-Unten‘ des Bodens und des Blutes der ihm, dem ‚Boden‘, zugehörigen Reinrassigen zu ersetzen und diese Sicht auf das Mittelalter und die Adelherrschaft zu projizieren. Wie schon beim Leistungsprinzip werden Fortschritt und Moderne durch die «fortschrittliche Reaktion»²⁸ aufgenommen, aber ins Reaktionäre, in die Vorgabe, alte Verhältnisse wiederherstellen zu wollen, umgebogen.

Den Adel aufgrund seines Verhältnisses zum Boden als Kennzeichen des Mittelalters etabliert, wird die deutsche arische Herrschaftsrasse als legitimer Erbe des blaublütig, blauäugig und blond als Herrschaftsrasse sinnlich fassbaren Adels entworfen. Diese Operation erfolgt zunächst auf der unmittelbar sinnlichen Ebene. Ihr dient vor allem die Figur von Wiltfebers Freund Heinrich von Susenhart, dem bezeichnenderweise letzten, frauen- und kinderlosen Nachkommen des ehemaligen Herrschergeschlechtes der Heimat. Mit seinen blauen Augen und dem schmalen blonden Kopf wird er als der deutschen arischen Rasse zugehörig gezeichnet, ebenso wie die blaugeäder-

²⁷ Vgl. «der Herrscher, der grundentstammte, aus der Bodenkraft gewachsene Herr» (W108).

²⁸ Eben in den Gedankenkreis der ‚Fortschrittlichen Reaktion‘ ordnen Hamann/Hermann Burte ein: HAMANN 1973, S. 45, 58, 86, 134, 142, 145, 151, 157, 166. Ebenso gibt auch HERMAND 1988 einen sehr guten Überblick über den kulturellen und gesellschaftlich-politischen Kontext, in dem Burte sich bewegt.

ten Schläfen Adel beweisen. Aber die Traurigkeit der Augen, die Feinheit der Nase, das Aschblond der Barthaare, «die bleichen Lippen, die durchscheinenden Ohren, der dünne Hals – alles das zeigte die zu weit getriebene Verfeinerung» (W106): die ganze Gestalt ist «herrlich zum Zieren und Beschauen, aber zu fein und zu schön, um täglich gebraucht zu werden» (W106). In typisch vom äußeren Sinneneindruck ausgehender Vorgehensweise des Romans nimmt dieses Bild wiederum von Susenharts resignative Rückzugshaltung vorweg, die im Folgenden gegenüber der aktiven, vorwärtstreibenden Herausforderungshaltung Wiltfebers absticht, der schon darin sich anschickt, anstelle des überfeinerten Adels die Führungsrolle in der Gesellschaft zu erobern und zu übernehmen. Die Blutsverwandtschaft zwischen beiden und damit implizit die Legitimierung des Erbschaftsanspruches von Wiltfeber wird von von Susenhart bestätigt:

Sie [die Turner, wie alle Gesellschaftsgruppen der Heimat; B.A.K.] hassen dich nicht um dein Wissen, deinen heimlichen kommenden Ruhm, nicht um deines hohen Wollens willen, beneiden dich nicht um deine Freunde und Feinde, sondern um deines Wesens willen hassen sie dich: dein Blut! – Du bist anderer Art als sie, so gut wie ich. (W107)

Stärker noch wird der rassistische Anspruch auf die Herrschaftsnachfolge des Adels von der anderen ebenfalls natürlich blonden Adligen des Romans, Ursula von Brittlöpen, bestätigt, die ebenso wie von Susenhart durch ihre Ehe- und Kinderlosigkeit unausgesprochen nach Erben verlangt. Indem Ursula den Plan verfolgt, Wiltfeber zum geheimen Ratgeber und Lenker des schwachen Kaisers oder gar zu dessen Nachfolger zu machen, wird dem durch seine deutsche arische Rassenzugehörigkeit bereits geadelten Wiltfeber indirekt der höchste Adel und höchster Erbenspruch auf Herrschaft zugesprochen²⁹. Aber nicht nur mit der Beauftragung der als Kaiserersatz zentralen nationalen Führungsrolle wird durch Wiltfeber der Rassenadel als Nachfolger des mittelalterlichen Adels eingesetzt, sondern auch über das Kreuzsymbol. Hat von Susenharts Familie ihren Adel und Besitz

²⁹ Dabei mag das Rasseblut sogar mehr gelten als das des Geburtsadels, wie die Kritik am Kanzler illustriert: «Aber schau ihn genauer an und schließe auf sein Blut! Im Blute liegt der Adel, im Blute! Und wenn der König ein Mischling ist, so mag sein Reitknecht adliger sein als er, sofern seine Schädelform, seine Haarfarbe, seine Augenfärbung, seine Glieder und Zähne gutes Blut erweisen» (W232).

in den Kreuzzügen erworben, so entdeckt Wiltfeber in von Susenharts Johanniterkreuz die Urform des Hakenkreuzes (W109). Vom Johanniterkreuz zum Hakenkreuz: das soll in der Einheit von Christentum und germanischem Heidentum den historischen Weg, Verwandtschaft und Erbschaft von Erbadel und Rassenadel bezeichnen, was auch von Ursula noch einmal bestätigt wird. Ihre Familie hat sich nämlich als Verdienst in den Kreuzzügen Besitz und Adel sowie einen Kreuzessplitter erworben, den Ursula als Juwel am Halse trägt. Wenn dieser Kreuzsplitter sich am Ende bei der Liebesvereinigung von Ursula und Wiltfeber, der Mischung von altadligem und rasseadligem Blut, und ihrem gemeinsamen Tod durch den himmlischen Blitz entzündet und in die Brust Wiltfebers einbrennt und dort auch nach seinem Tod noch lange weiterbrennt (W17f), so sollen sich hier symbolisch und als historisches Erbteil Geist, Verdienst und Vorrechte des alten Adels in den neuen Rassenadel einbrennen, den Wiltfeber als Vorläufer und Märtyrer des «Reinen Krist» aufs höchste inkarniert.

Der direkte, sich positivistisch an die unmittelbaren Wahrnehmung wendende Rassismus lässt in der umständlichen Ableitung und Legitimierung des Rassenadels als Erbe des traditionellen Adels Fragilität aufscheinen, zumal ein Bezug auf die reale Gesellschaft, die soziale Krise fehlt. Dieser Bezug eben wird von Anbeginn auf der Sinnenebene durch die Heimatbindung hergestellt. Sie soll auf der Ebene der Sinne und Gefühle wirken.

Heimatliebe und Heimatideal, seine panerotische Ausweitung und die Unterlegung rassistisch-nationalistischer Werte und Vorstellungsweisen

«Augenscheinlich, handgreiflich und körperfaßlich» werden in der ästhetischen Struktur des Romans gleich einleitend eine sinnliche Vorstellung von Heimat und ein Heimatgefühl, ein Bild von Heimat und Heimatliebe entwickelt, welche Empathie und Bezüge auf ähnlich gelagerte Begriffs-, Wahrnehmungs- und Gefühlskonfigurationen erzeugen. Findet nun im Heimatbegriff ursprünglich die Opposition gegen Industrialisierung, Stadtentwicklung, Identitätsverlust und überhaupt die dekadente Gegenwartsgesellschaft Ausdruck, so wird dieser eher rückwärts gewandte Oppositions- und Protestcharakter in der Gegenrichtung mit einer panerotischen Sichtweise des Lebens auf dem Lande verbunden und Tradition und Rückwärtsgewandtheit mit einem ‚Sexappeal‘ jugendlicher Stärke versehen, der sich seinerseits zumindest implizit gegen die Prüderie und ‚Muffigkeit‘ der

wilhelminischen Gesellschaft richtet und eine Brücke zum Protest der Jugendbewegung schlägt. Zugleich aber werden von Anfang an unterschwellig Überleitungselemente zur rassistisch-nationalistischen ‚Glaubens‘-Ideologie entwickelt, die an der Tradition des Heimatbegriffs ansetzen, aber über sie hinausgehen und sich vor allem als heidnisch-religiös gekennzeichnetes Volksbrauchtum zunutze machen. Heidentum und rassistischen Nationalismus fasst Wiltfeber dann im Dritten Hauptstück ausführlich Wittich gegenüber in die Form des Glaubens an den durch Maiuskeln herausgestellten «REINEN KRIST», der dann in den folgenden Kapiteln weiter ausdifferenziert wird. Dabei will der Roman durch die Schreibung in Großbuchstaben zusammen mit eben «HEIMAT» und der panerotisch angelegten «ZEUGUNG», welche überdies die Panerotik in Richtung rassistischer Züchtung öffnet, die drei Grunds Schlagworte Wiltfebers herausstellen.

Die Eingangsszene des Romans setzt im Gegensatz von Stadt und Land gleich bei der traditionellen Heimatkonzeption an, indem die Rückkehr in die Heimat als Fußwanderung durch Wald und Berg gestaltet wird, die sich als romantisches Naturerlebnis gegen die industriell-technische Moderne der Stadtstraßenbahn und der Schnellzüge im Tal absetzt. Heimatliebe wird weiterhin im Wiedererkennen des Vertrauten der Landschaft und des Dorfes sowie durch Erinnerungen an Kindheit und Jugend erweckt und dann hauptsächlich durch drei Repräsentanten der Heimat erweitert: die seit neun Jahren auf ihn wartende Liebe, Madlee, und Wittich, den alten Großbauern, der als einziger noch einen traditionellen, vorbildlich geordneten Hof mit dem für den Schwarzwald typischen Heidenhaus besitzt, sowie den adligen Freiherrn von Susenhart, dessen Funktion als letztes Glied des Herrschergeschlechtes der Heimat hauptsächlich in der Übertragung des Blutadels auf den Rassenadel Wiltfebers besteht.

Zunächst unterschwellig knüpft die rassistisch-nationalistische Ideologie an die traditionelle Heimatkonzeption an. Vorbereitet wird sie durch eine Weiterreibung romantischer Elemente, indem diesen u.a. die Gestalt des Willensmenschen injiziert wird. Von der romantischen Fußwanderung bei Nacht durch Wald, Wiese, Berg, Tal, Fluss usw. ausgehend, wird durch den Blick auf Mond und Sterne eine kosmische Dimension eröffnet, der gegenüber der zwischen «Straßenstaub» und «Sternenstaube» geworfene Mensch als mit einer Willenskraft ausgestattet gezeichnet wird, die es ihm ermöglichte, «die Flugbahn seines Daseins, die strenge *Parabel*» zu bestimmen. Ebenso entgegengesetzt in der Richtung, führt Wiltfebers romantische Wan-

derung der Sehnsucht nicht nur nicht in eine unbestimmte Ferne fort, sondern aus der Fremde in das bekannte und vertraute Heimatidyll zurück; dabei wird neben der Willensideologie, die die Charakteristik des Rassemenschen vorbereitet, der Raum für Natur- und Kosmosmythenschöpfungen geöffnet, die vor allem kosmischer Universalisierung heidnisch-rassistischer Natur-, Ursprungs- und Kampfmythologie vorarbeitet: von Madlees heidnischem Kräuterbad in der Johannisnacht über das Liebes- und Kampfverhältnis von ‚Schwester *Schwarze Nacht*‘ und ‚Bruder *Blonder Tag*‘ bis zum Gewitter, das in zugleich panerotischer Atmosphäre als kämpferisches Liebesspiel von Drache am Himmel und Drächin in der Erde interpretiert wird und bei dem Wiltfeber und Ursula – im höchsten Liebesrausch auch sie – durch einen Blitz des himmlisch-erdlichen Liebeskampfes eben getötet werden. In der Anknüpfung an romantische Konzeptionen dient die Eröffnung der kosmischen Dimension schließlich auch deren Umkehrung und der Integration nietzschescher Denkfiguren in den Glaubensentwurf vom «REINEN KRIST».

Das sinnliche Wiedererkennen der Heimat, in dem sich das Sehnen nach ihr noch spiegelt, wird zunächst durch Vertrautheit der Namen von Fluss, Bach, Berg und Tal, den Gebrauch bestimmter Artikel für bekannte Wege, Ecken, Bäume usw. sowie vor allem beim Anblick des Dorfes in Szene gesetzt. Nachdem Wiltfeber dann seine Liebesinitiation auf Sälmes Grab erinnert und in Madlee neue Liebe gefunden hat, überträgt sich sein Liebesgefühl auf die Heimat: diese Heimatliebe, die seine beiden menschlichen Lieben aufgenommen und auf die Heimat projiziert hat, wird durch seine Tränen empfindsam beglaubigt. Über traditionelle Heimatliebe geht der Roman dann tendenziell schon hinaus, wenn der Boden der Heimat heiliggesprochen und durch das Ausziehen der Schuhe und Strümpfe als «heiliges Land» in religiösem Inbrunstritual verehrt wird (W59). In der zelebrativen Stilisierungsmannier des Romans wird so der Heimaterde sinnlich jene Heiligkeit des Territoriums zugesprochen und der Empathie angeboten, die die Nation dem von ihr per Naturrecht beanspruchten, von höherer, göttlicher Macht ‚versprochenen Land‘ zuweist³⁰. In dieser sakralen Überhöhung wird nicht nur der sinnlich mit den bloßen Füßen gefühlte ‚Boden‘ exaltiert, sondern zugleich die Rolle der Heimat vorbereitet. Diese steht in

³⁰ Vgl. WEHLER 2001, u.a. S. 27ff.

ihrer unmittelbar-sinnlichen Wahrnehmbarkeit exemplarisch und symbolisch für das sinnlich nicht mehr als solches wahrnehmbare ‚geheiligte Territorium der Nation‘, überschreitet doch dessen Ausdehnung vom hohen Norden Ursulas bis an die Schweizer Grenze von Wiltfebers Heimat und darüber hinaus in die Alpen den unmittelbaren, natürlichen Wahrnehmungskreis bei weitem.

Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land! ... Heimatland, Mutterland, Vaterland. Heilige Flamme, glüh! (W59f)

Territorial wird die Heimat in ständig wiederkehrenden Landschafts- und Naturbeschreibungen, durch Wiltfebers mit Namen identifizierenden Blick auf Berg, Wald, Tal, Fluss, Bach, Brücke usw. in ihrer unmittelbaren sinnlichen Fassbarkeit den gesamten Roman hindurch präsent gehalten. So bildet sie den Grund und den Raum, in dem die Geschichte Wiltfebers sich vollzieht. Heimat wird dann aber auch sinnlich durch den Klang der Kirchenglocken vermessen, die den religiösen Geist über der Landschaft schweben lassen, Glauben und Boden miteinander verweben, gleichwie der Kirchturm das visuelle Zentrum darstellt. So aber wird visuell wie akustisch der Heimat jene sinnliche Überschaubarkeit verliehen, die sie gegenüber der Nation auszeichnet. Die zentripetale Struktur dieser Wahrnehmung findet sich dann exzentrisch umgekehrt in der Ausweitungsassoziation wieder, die vom sinnlich fassbaren Erdboden, der geheiligt wird³¹, als Heimatland ausgehend übers Mutterland sich zum Vaterland ausweitet, so dass ‚das Haus für das Dorf, das Dorf für die Heimat, die Heimat für das Reich‘ gelte (W79). Wo vom ‚Reich‘ die Rede ist, soll Heimat, Haus und Familie gefühlt werden.

Die erste Station Wiltfebers im Dorf ist der «Gottesacker». Der erste Blick gilt so der Heimat als religiös grundierter Dimension sozialer und geschichtlicher ‚Verwurzelung im Boden‘, die nach dem traditionellen, sinnlich fassbaren Prinzip der Kontinuität der Generationen sucht, das der Entwurzelung in der Stadt entgegensteht. Mit der Entgegensetzung von neuer und traditioneller Friedhofsordnung beginnt hier zum einen die explizite Kritik der Gegenwartsgesellschaft, zum anderen wird gerade hier,

³¹ *Ebd.*, S. 40: Wehler weist auf die Überhöhung zum ‚heiligen Land‘ als eines der Kennzeichen, das den Territoriumsbezug der Nation vom historischen Territorium einer Ethnie etwa unterscheidet.

im Bereich des Todes, ebenfalls die panerotische Spannung initiiert, die dann den gesamten Roman durchzieht: Tod und Leben finden sich miteinander verklammert.

Im Besuch auf dem «Gottesacker» wird zunächst die Verbindung mit der Vergangenheit, der persönlichen wie der kollektiven, im Heimatbegriff herausgestellt. Dabei wird die neue Gräbergestaltung als Ausdruck eines gesellschaftlichen Niedergangs gelesen, «daß der Glauben wirkungslos, die Gesellschaft vereinzelt, die Rasse verbastert und die Kunstkraft erloschen» sei (W15) und ‚die Masse die Kunst überwuchert‘ habe (vgl. W19). Dem steht die vergangene traditionelle Friedhofsgestaltung als Kunstschönheit entgegen:

Und alle diese Gräber glichen sich untereinander, wie sich gleichen die Trachten rassensicherer Eingeborener; wie sich gleichen die Arbeitskleider rechter Zimmerleute und Metzger; oder wie gleich sind in Schnitt und Farbe die Herrenkleider der guten Gesellschaft und ruhig wirken im Ganzen und den Einzelnen sicher und stolz machen als Glied einer Gesamtheit. (W16f)

Verweisen Vereinzelung des Individuums und Masse auf den Identitätsverlust in der modernen, sozial mobilen städtischen Gesellschaft, so konstruiert das traditionelle Friedhofsbild den Ausblick auf eine Gesellschaft, die dem Einzelnen eine beständige soziale Eingebundenheit, Identität und Sicherheit in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft verheißt. Diese Verheißung richtet sich zunächst an Bauern und Kleinbürgertum, die Handwerker zumal, deren soziale Einordnung und Sicherheit dann vor allem auch durch das «Reich der Geräte» (W67) versprochen wird. Sie wie auch die Bauern sollen sich in ihrer jeweiligen Besonderheit angesprochen fühlen. Die zahlreichen Gerätenamen rufen nämlich gegen die vereinfachende, eintönige und gleichmacherisch Identität zerstörende Fabrikarbeit eine an die rurale Heimat gebundene Identität auf, indem sie vielfach sehr spezifischen traditionellen Berufssparten zugehören, die eben oft nur noch von Handwerkern und Bauern wiedererkannt werden: eben durch die Erinnerung an dieses Wissen aber sollen sie sich als einem in seiner Besonderheit in eine gesellschaftliche Ganzheit eingegliederten Stand geehrt, ‚gedelt‘ und zu Hause und so der Heimat zugehörig fühlen. Die durch die Tradition der Berufe, die ja gerade auch in den je eigenen Trachten allseits ihren sinnlich bezeichnenden Ausdruck fand, versprochene soziale Sicherheit und Identität wird dann sozusagen ‚unter der Hand‘ schlicht und einfach mit der

Sicherheit durch Rassenzugehörigkeit gleichgesetzt. Ziel der Rassismus in dieser Überredung der Sinne auf seine Verbindung mit Vergangenheit, Volkstradition, Heimat und Versprechen sozialer Sicherheit und Identität, und geht er in seinem Homogenisierungs- und Vereinheitlichungsdrang darauf aus, «gesunde, schöne, edle Menschen zu züchten» (W65f), so sucht er am Ende gar noch die Dinge selbst in seine Denkweise einzubeziehen und zu adeln, indem er die Handwerksgeräte in «langen Geschlechterreihen hochgezüchtet» sieht (W67). So werden territoriale Bestimmung, der Boden, Rasse, Züchtung und Blut mit Heimat und Tradition vermischt.

Aber nicht nur werden den Trachten rassistische Kriterien unterlegt, sondern mit den «Herrenkleidern» wird in die soziale Identität und Sicherheit bietende Tradition der Heimat auch die hierarchische Sozialstruktur ständischer Provenienz mithineingenommen. Darin entspricht diese Passage anderen, in denen Wiltfebers Entwurf einer streng hierarchisch vertikalen Gesellschaftsstruktur im Kontext des allgemeinen Rekurses auf Tradition sich auf die Konstruktion seines Mittelalterbildes zu stützen sucht. Im Bild des Friedhofs schon gilt auch der Verfall der Kunst als der fehlenden Bindung an den Adel und seine Herrschaftsrolle geschuldet.

Da brach der Haufe los und erschlug die Edeln! Und mit den Edeln wurde die Kunst erschlagen! Denn die Edeln hielten die Kunst aus, diese göttliche Dirne!
/ Und die Edeln gaben Aufträge und gaben Stil! / Und als sie ausgerottet wurden, da verlor die Kunst ihre Heimat. (W20)

Wenn ‚Kunst‘ hier auf die Handwerkskunst der schmiedeeisernen Kreuze bezogen wird, so soll nicht nur das Handwerk geadelt, sondern auch die Handwerker dem Adel untergeordnet und ‚Heimat‘ mit der vertikalen Gesellschaftsstruktur identifiziert werden. Wenn dann die Schuld daran, dass «der Pöbel die Schlösser stürmte» (W20) dem «Selbstbeflecker von Genf» zugeschrieben wird, der «aus seinem unreinen Munde den Pesthauch in die Welt geschnauft» habe (W20), so wird aus dem Bild des Friedhofs heraus die oben beschriebene Abgrenzung gegen die demokratische und sozialistische Bewegung auf die gesamte Aufklärung ausgeweitet, andererseits der Beerbungsanspruch des Rasseadels gegenüber dem Geburtsadels angelegt.

Ausgehend vom Bild des Friedhofs, also dem Blick auf die Heimat als Bindung an die Vergangenheit, bzw. eine das Leben des einzelnen Individuums weit überschreitende Zeit und gesellschaftliche Einheit, wird auch

der den Roman charakterisierende Panerotismus entwickelt, der wie der ‚Willensmensch‘ und die rassistisch-nationalistische Ideologie über den traditionellen Rahmen des Heimatbildes hinausgeht.

Panerotismus

Aufgebaut wird die panerotische Atmosphäre gleich im ersten Kapitel des Romans, wo Wiltfeber auf dem «Gottesacker» nicht etwa traditionell die Gräber von Vater und Mutter sucht, die im Übrigen bei aller Beschwörung von «ZEUGUNG» in diesem Roman so gut wie nicht vorkommen. Vielmehr findet er das Grab von Sälme, seiner «Gotte», alemannisch für ‚Patentante‘, was den Anlass gibt, statt traditioneller Kindheitserinnerungen auf ihrem Grab vor allem die Initiation ins Sexualleben im Traum ausführlich zu erinnern. Der Roman zeichnet überdies so im Bild des auf dem Grab schlafenden Mannes auch das Bild der schwebenden Seele über dem Boden der Ahnen, der ihr die Bilder seiner Herkunft und Vergangenheit heraufbeschwört. Dabei mag die Verwendung des Wortes «Gotte», welches jenseits der alten, in Süddeutschland verbreiteten, sonst aber unbekanntem Bedeutung ‚Patentante‘ schon – wie fälschlich auch immer – ‚Gott‘ oder Göttliches assoziieren lässt, der Sakralisierung der Sexualität vorarbeiten, welche sie im Folgenden erfährt. Als erotische Nachfolgerin Sälmes stellt sich die im zweiten Kapitel auftretende ‚Madlee‘ nicht nur dadurch vor, dass Wiltfeber nach seinem erotischen Traum auf dem Grab der ehemaligen Geliebten dann einem Mädchen folgt, dessen nackte Gestalt er heimlich beim Baden im Bache bewundert, sondern auch dadurch, dass er es als Madlee erkennt, die er eben in seiner Jugend vor dem Verlassen der Heimat verführt hat und die seit nunmehr neun Jahren auf ihn wartet. Spielt schon der Name, hochdeutsch Magdalene, von der Bibel her auf Sexualbeziehungen an, so wird nicht nur durch das Nacktbaden, sondern auch durch das Versprechen einer Liebesnacht eine erotische Spannung erzeugt, die den gesamten Roman durchzieht, da Madlee und Liebesnachtversprechen regelmäßig erinnert werden. Heidnisch sakralisiert wird die Erotik dadurch, dass das Nacktbaden durch bestimmte Kräuter am Johannistag einen magischen Sinn erhält und Volksbräuche heidnischer Herkunft aufgerufen werden sollen. Wenn dann im dritten Kapitel Madlee durch ihre Tracht vor allem zur typischen weiblichen Repräsentantin der Heimat ausgestaltet wird, so finden sich nicht nur Heimat und Heidentum im ‚Heidenhaus‘ verbun-

den, sondern sind zugleich auch von ‚natürlich-heidnisch‘ panerotischer Atmosphäre durchdrungen. Diese gegenseitige Verschlingung von Heimat, Erotik und Heidentum wird dann noch weiter ausgemalt, als Madlee in ihrer Tracht in den christlichen Gottesdienst geht und also dem Bild der traditionellen Religiosität der Heimat entspricht, diese aber umgewertet wird, indem Wiltfeber ihre Gedanken, statt auf die Worte des Priesters, auf die versprochene Liebesnacht gerichtet und G. Tersteegens Kirchenlied von der *Macht der Liebe* panerotisch interpretiert. Diese pagane Interpretation der Religion entspricht der generellen Absicht, die christliche Religion in ein umfassenderes germanisches Heidentum einzuordnen, das letztlich auf Natur und die ‚Urmächte‘ Liebe und Tod gründet.

Auf Sakralisierung zielt dann der konzeptionelle Ausbau des Panerotismus, der wiederum an die traditionelle Heimatkonzeption im Gegensatz von Stadt und Land angeknüpft, um sie zu vereinnahmen. Der zeugungsunfähigen Stadt, wo die Menschen «im dritten Geschlecht ausgestorben» sind, steht die ländliche Heimat auch als panerotische Welt entgegen, die umfassend von «ZEUGUNG» durchdrungen ist³².

Diese Menschen sind in die Stadt, in die steinerne Wüste gezogen; dort sehen sie keinen ganzen Himmel, atmen keine reine Luft, haben keine hilfreichen Nachbarn; es ist nicht wie hier, im Wachstum der Dinge, wo über Nacht das Huhn Eier legt, die Kuh kalbt, der Salat wächst, die Frucht reift, wo der Mensch, in stetem Anblick stetigen Werdens, zur Verehrung der ZEUGUNG, dieser Urmutter allen Seins, getrieben wird, Sohn der Erde, Helfer der Natur, Förderer der Menschheit ist [...] (W62).

Die Kategorisierung als «Urmutter allen Seins» projiziert den Panerotismus in jene Sphäre des Weltmythischen, Ursprünglichen und Kosmischen, in die nicht nur die Naturbeschreibungen des Romans häufig münden, sondern in die auch Wiltfebers Märtyrer- und Liebestod am Ende eingeschrieben wird.

Die dem Liebesnachtversprechen entsprungene erotische Spannung wird im Handlungsverlauf des Romans noch durch die Liebesverzichtsforderung Ursulas gesteigert, die am Schluss des Romans mit deren orgiastischem

³² Hier mag der Einfluß auch von Wilhelm Bölsches «Das Liebesleben der Natur» erkannt werden, der die Jugendbewegung beeinflusste, zu der der Wiltfeberroman auch auf dieser panerotischen Ebene Verbindungen suchen mag. Vgl. BÖLSCHKE 1898.

Durchbrechen in einer Art Liebestod gipfelt. Dieserart freilich finden sich Eros und Thanatos am Ende vereint und weisen zurück auf den Anfang, wo eben auf dem Grab der Geliebten Wiltfeber den Beginn seines erotischen Lebens erinnernd träumte.

Diese panerotische Atmosphäre, die den Roman durchdringt, wird über das Heidentum und die erotische Interpretation von Gerhardts Kirchenlied hinaus auch dadurch an die religiöse Sphäre des Glaubens gebunden, dass die Patentante, die doch eigentlich für die christliche Erziehung verantwortlich ist, hier die Sexualerziehung übernommen hat. Darüberhinaus erhält das Erotische durch den Traum auf der Grabplatte des «Gottesackers» am Romanbeginn und den Liebestod auf einer Art Opfertischplatte an seinem Ende einen sakralen Charakter. Dessen Allgemeinanspruch entspricht, dass einerseits durch die ‚Initiation‘, «die Entdeckung des Weibes» (W22), das sich als Einführung in den alles durchwaltenden Grundgegensatz von Männlichem und Weiblichen versteht, und andererseits mit dem Sternenhimmel über dem Grab und dem als mythischen Liebeskampf vom Drachen am Himmel und der Drächin in der Erde gedeuteten Gewitter kosmische Bezüge hergestellt werden sollen.

Dieserart gerät der Panerotismus auf eine existentielle Bedeutungsebene, wo er aber eine zugleich zwiespältige Tonalität erhält, in der das Erotische grundursprünglich mit dem Tod verbunden ist. Wird Sexualität und Tod überdies einerseits durch Sälme anfänglich an die Heimat gebunden, so weist deren Einheit im Liebestod in der Heimat am Ende dann durch Ursula und deren Kreuzsplitter auf die nationale Ebene.

Der Panerotismus verleiht dem Roman nicht eine nur erotische Anziehungskraft, sondern verbindet sich zugleich mit der generellen Protest- und Oppositionshaltung gegenüber der wilhelminischen Gesellschaft, wie sie sich auch in der Jugendbewegung findet. – Dass diesem Protest gegen ‚Muffigkeit‘ und Prüderie auf der anderen Seite ein frauenfeindlicher Chauvinismus innewohnt, der wiederum sehr wohl der wilhelminischen Gesellschaft entspricht, sei hier nur am Rande bemerkt³³.

³³ So fragt beispielsweise Wiltfeber, der sie kurz vor seinem Verlassen der Heimat verführt hat, Madlee nun, ob sie außer ihm noch jemand anderes gehabt habe. Dass sie aber neun Jahre lang nur auf ihn gewartet hat, während er zwischenzeitlich ‚viele Frauen hatte‘, gehört ebenso zu den für den Roman typischen Machismus wie auch beispielsweise der Umstand, dass der von Wiltfeber verehrte Wittich als ein «alter Stecher» charakterisiert

Heimatkonzeption und rassistischer Nationalismus

Die an die Romantik anknüpfen wollende Heimatkonzeption wird nicht nur mit dem Willensmenschen nietzschescher Provenienz gekreuzt und mit Panerotismus aufgeladen, sondern ihr wird neben den beispielsweise durch Kirchturm und Glocken versinnbildlichten christlichen Glauben auch Heidentum unterlegt. Dieses ist aber keineswegs in romantischer Tradition als Gegensatz zum Christentum entworfen³⁴; vielmehr bemüht sich der Roman, wie oben bereits mehrfach gezeigt und im Bild der Kirchenfenster «mit runenvollem Maßwerk» (W140) gemalt, es mit dem Christentum organisch zu verbinden, um es als germanisch-arisch ausweisen und in die Rassenideologie aufnehmen zu können. Heimat als heidnischer Volkstumsbrauch findet im Bade der nackten Madlee mit Kräutern am Johannistag Darstellung. Hierbei verbindet sich, wie gesagt, heidnische Tradition mit Erotismus³⁵, um dann im Bild der in der christlichen Kirche Tracht tragenden und als Inbegriff der Heimat geltenden Madlee durch die ganz sinnliche Auslegung von Gerhardts Kirchenlied von der *Macht* der Liebe einen Bezug auf den Trieb der Natur und damit wiederum den pagan heidnischen Erotismus herzustellen. Die christliche ‚Patin‘ als Erzieherin des sexuellen Naturtriebes weist in dieselbe Deutungsrichtung.

Der Höhepunkt der Ausmalung dessen, was Heimat ist, findet sich dann im Besuch Wiltfebers bei Wittich, der für ihn der wahre Repräsentant von Heimat ist und dessen Haus als ‚Heidenhaus‘, wie das traditionelle Schwarzwälder Bauernhaus genannt wird, auch dem «Hauptstück» seinen Titel gibt. Wie nun die Renaissance den Bezug auf die klassische Antike mit dem Christentum verbunden hat, so soll das Heidenhaus im Zeichen einer deutschen «Wiedergeburt» die Verbindung von Christentum und heidnischem Germanentum ausweisen, wo Wiltfeber an der den germanischen Heiden zugeschriebenen Hausart zunächst «die erste Rune» entdeckt und auf die-

wird, der seine Mägde wie seine Frauen behandle. Auch dass die Ideologie vom ‚Reinen Christ‘ eine Religion nur für Männer sei (W 283), zeigt den machistischen Kontext an.

³⁴ Man denke da beispielsweise an Eichendorffs *Das Marmorbild* von 1816.

³⁵ Auch das hat Tradition, etwa wiederum in Eichendorffs *Marmorbild*; in Burtes Roman aber wird die christliche Keuschheit eine des Zweckes – Ursula darf als Geliebte des Kaisers kein sexuelles Verhältnis zu Wiltfeber haben – und dient darüber hinaus dazu, die erotische Spannung nur noch weiter hochzureizen, um im Durchbrechen des Keuschheitsgebotes die allerhöchste Lust zu erreichen.

se Weise die Heimattradition für den rassistischen Nationalismus brauchbar macht. Das Innere des Hauses wird dann mit Wittich, der ihn voller Liebe wie einen Sohn aufnimmt, und all seinem Mobiliar, von den Bildern, die von leidenschaftlichem Jäger- und Bauerntum zeugen, bis zur Schwarzwalduhr, für Wiltfeber der Inbegriff von Heimat: ein «Raum, häuslich, wohnlich, heimelig [...]! Ah, hier war HEIMAT!» (W76) Dieses Gefühl kreist seine ideologischen Ausführungen zum «REINEN KRIST» ein und sucht sie so in den Heimatbegriff zu integrieren wie sie auch, gleich der ‚Renaissance‘ des heimatlichen Gebäudes, in den Kontext der Wiedergeburt des alten Germanentums zu stellen. «HEIMAT» wird nämlich zum zweitenmal von Wiltfeber nach seinem ideologischen Glaubensdiskurs innigst erfahren und ausgedrückt, als Madlee in Tracht gekleidet dazukommt und ihm dabei zum Inbegriff von ‚klassischer‘ Schönheit wird, könne sie doch ein Vorbild für eine Bildsäule sein, die denen aus Griechenland und dem Nilland in nichts nachstünde.

Edle Würde, abhaltende Strenge, liebliche Zucht lag über der hohen Gestalt. «Ah, auch hier ist HEIMAT», sagte sich der Heimatsucher im Heidenhause, als er das Weib so stehen sah, «und eine Heidin ist Madlee». (W98)

Zum Versuch, Renaissance und Klassizität für den deutschen Nationalismus zu deklinieren, fügt sich die Vereinnahmung des Christentums hinzu. Wenn der alte Wittich Wiltfeber im ‚Heidenhaus‘ «in Gottes Namen» begrüßt (W75) und es auch in seinen Reden dann an Bezügen auf die christliche Religion nicht fehlen lässt, Wiltfeber aber eben in diesem Hause seine rassistisch-nationalistische Religion auseinanderlegt, wird deutlich, wie der Roman den völkischen christlich-heidnischen Ideologieglauben vom «REINEN KRIST» und «HEIMAT» ineinanderkomponiert. Dazu kommt der Panerotismus, der durch Madlee aufgerufen wird, erinnern doch nicht nur schon ihr Auftreten an die soeben im vorangehenden Kapitel versprochene heimliche Liebesnacht und damit das dritte in Majuskeln geschriebene Schlagwort, «ZEUGUNG», daran, sondern auch ihre gegenseitigen bäuerlich-rural scherzenden Anspielungen, wo Wiltfeber sie «Kälbin» und sie ihn «Stier» titulierte. Dass dieserart die Klassizitätsevokation von Madlee, «edle Würde, abhaltende Strenge, liebliche Zucht», ins Lächerliche gezogen wird, scheint der die Stilsicherheit sonst so herausstellende Roman nicht als Stilbruch zu bemerken.

Wenn schließlich Wittich Wiltfeber die Heirat der Madlee vorschlägt, der er Hof und Habe vererben wolle, Wiltfeber also eine «Heimat in der Heimat» (W102) finden könne, dann findet in diesem Wortspiel, das die süddeutsche Bedeutung von Heimat auch für einen Bauernhof³⁶ aufnimmt, das Heimatbild seinen vollendeten Ausdruck.

Darauf freilich, dass eine solche Heimatidylle eine Illusion und Wirklichkeitsflucht darstellen würde, reagiert der Roman mit einem Bruch, der nun aber nicht im Gegensatz zum sozialen Elend seine Begründung findet, sondern im rassistisch-nationalistischen Ideal, der «geistigen Heimat» (W261) Wiltfebers. Dieser zerbricht Wittichs Angebot als Kraft und Willensmensch nietzschescher Kultur, indem er ‚nicht nach seinem Glück, sondern nach seinem Werk trachtet‘ (W102). Nicht um den Rückzug in das Glück eines Heimatidylls geht es ihm; er möchte das Problem des rassistischen Nationalismus lösen, wo die Heimat für das Reich steht, und das «dritte Reich» aus diesem Geist schaffen. Die Verwirklichung von ‚Heimat‘ ist nur als Verwirklichung der rassistisch-nationalistischen Ideale, der ‚geistigen Heimat‘ Wiltfebers denkbar. Diese Aufgabe wird durch Wiltfeber nicht gelöst, denn er trifft auf die Widerstände der herrschenden, wilhelminischen ‚verrassten‘ Gesellschaft. Wird überdies Madlee mit Heimat und Ursula dann mit der rassistisch-nationalistischen Ideologie und Aufgabenstellung verbunden, so wird ihm eine Lösung des Konfliktes zwischen realer und geistiger Heimat unmöglich gemacht. Gelöst werden soll dieser Konflikt in der Tat auf der Handlungsebene so wenig, wie Christus oder einer der Propheten das Gottesreich auf Erden verwirklicht hat; vielmehr finden sich, wie schon oben gesagt, beide Ideale, ‚Heimat‘ und ‚geistige Heimat‘ in der Wiltfeberfigur so geeint, dass dem Leser das Sehnsuchtsziel und die Verwirklichung eines Glaubens aufgetragen wird, dessen Vorläufer und Verkünder Wiltfeber nur ist:

Und wenn mich ein Blitz in den Boden schlägt, so will ich es doch sagen, haupthöchligen: Wenn ich die Eine lebige Wahrheit hätte, so wäre ich der Reine Krist! (W102)

Dass dieser Ausspruch sich am Ende, wo ein Blitz ihn tötet, als Vorausdeutung bewahrheitet, unterstreicht nur, dass der Roman als eine Art Bibel

³⁶ Vgl. GRIMM, Bd. 10, Sp.866.

oder Heiligenlegende konzipiert und ihm auf ästhetischer Ebene aufgetragen ist, was Wiltfeber nicht gelingt³⁷. Das bezeugt überdies der in den Roman sich als ‚Maler Hermann Burte‘ namentlich hineinzeichnende Autor, wo er Wiltfeber in der Blondenhöhle trifft, um gleich einem Evangelisten oder Heiligenvitaschreiber von diesem «Vieles und Wichtiges» (W346) zu erfahren, was er dann «in zwölf Hauptstücken» niederschreibt. Die Affinität mit einem Heiligen mag auch die zeitliche Verortung der Handlung auf den Johannistag suggerieren wollen, wird dieserart doch auf Johannes den Täufer als Verkünder und Wegbereiter Christi wie als Märtyrer angespielt, dessen Namenstag sich im Übrigen gerade auf das heidnische Sonnwendfest gelegt findet.

Dass der Geist des Romans von Wiltfebers Geist zeugen soll, findet auch im Stil des Romans Ausdruck. Ist der Stil Ausdruck der ‚Zeugungsfähigkeit‘ und der Eigenart eines Geistes (vgl. W138), so soll allem voran der ostentativ herausgestellte Stilwille den Willensmenschen spiegeln³⁸ und die Sprache den aus dem Alemannischen stammenden arischen deutschen Germanen. Das kann hier freilich nur kurz angerissen werden.

Sprache und Stilwillen

Der Roman spielt im alemannischen Markgräflerland an der Schweizer Grenze als Wiltfebers Heimat, wenngleich das Dorf Greifenweiler, die Stadt Wiesingen wie die Bezeichnung ‚Greifenland‘ erfunden sind. Um Heimat realistisch als sinnlich konkreten Ort und Dimension zu schaffen, wird aber der Raum nicht nur als in Basel-Pfalzmünster- und Rheinnähe geographisch verortet und landschaftlich gezeichnet; diese Heimat wird auch durch immer wieder in den Text eingefügte typisch alemannische Ausdrücke präsent gehalten. Wie die Handwerker von den vielfältigen Bezeichnungen ihrer spezifischen Arbeitsgerätschaften affektiv an diese Heimat gebunden werden

³⁷ Der Pessimismus, der bei Burtes Roman festgestellt wurde, mag einerseits ein spezifisches Lebensgefühl im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts spiegeln (KETELSEN 1976, S. 33). Andererseits schafft er einen utopischen Vorstellungskomplex, der dann sehr schnell nach dem ersten Weltkrieg politisch konkret Fuß fassen und in den Nationalsozialismus münden konnte.

³⁸ HERMAND 2006, S. 53, spricht von einem «herrisch erzählten Sucherroman(s)».

sollen, so die Leser dieser Region durch die immer wieder eingestreuten alemannischen Worte und Ausdrücke.

Die Sprache des Romans freilich ist hochdeutsch, wie es seiner nationalistischen Absicht entspricht, so dass diese Bezüge auf die Heimat einen exemplarischen und symbolischen Charakter erhalten. Wiltfebers Heimat soll für ‚Heimat in Deutschland‘ und ‚Heimat für Deutschland‘ stehen, so wie in der Wiltfeberfigur sich Heimatliebe mit seiner rassistisch-nationalistischen ‚geistigen‘ Heimat paart.

Wiltfebers dementsprechender Charakter hingegen soll vor allem durch den strengen Willen ausgezeichnet sein, der auch über den ostentativen Stilwillen des Romans vermittelt werden soll. Wie die Kritik der Gesellschaft vom äußeren Bild, dem Stilverfall der Kirchenrenovierung etwa, ihren Ausgang nimmt, so gilt Stil als Garant von Einheit und Homogenität. Der ostentative Stilwille wird einem jeden Leser zunächst durch die stilisierte Sprache eingemeißelt, die an die Sprache Zarathustras oder – wie diese – auch an die Bibel erinnern soll. Manisch in den Text eingefügte Anaphern und Alliterationen suchen das germanische Heldenepos aufzurufen und so als Ausdruck völkischer Einstellung eine Verbindung zum germanischen Ursprung herzustellen. Nationalistischer Germanisierung der Sprache sind darüber hinaus auch zahlreiche deutsche Ersatzbildungen für Fremdworte geschuldet: so wie dem kirchlichen Bezug auf ‚Christus‘ der «REINE KRIST» entgegengesetzt wird, werden etwa ein «Kapitel» «Hauptstück», ein «Karussell» «Rösslerreiten» (W144) oder ein Märtyrerer «Selbstopferer» genannt. Dem entspricht im Druck die Verwendung der altdeutschen Frakturschrift. – Dass solch ein Text durchaus als Kitsch klassifiziert werden kann, sei hier nur am Rande angemerkt³⁹.

Ebenso willentlich stilisiert wirkt die Konzentration der über 400 Seiten Handlung auf einen Tag. Das mag auch als eine Anspielung auf den altgermanischen Thing, den Gerichtstag, an dem über politische, religiöse und rechtliche Fragen gesprochen und entschieden wurde, gelesen werden, zumal Wiltfeber seine Absicht, «Gerichtstag zu halten» (W12), ja auch wiederholt deklariert. Dieser stilisierten Dramatisierung der Handlung auf einen Tag entspricht die streng symmetrische Unterteilung der vierundzwanzig Stunden in zwölf zumeist gleich lange Kapitel, bzw. «Hauptstücke», wie

³⁹ Vgl. KILLY 1962, S. 163ff.

die germanisierende Sprache sie nennt⁴⁰, welche dieserart auf die 12 Monate des Jahres und darüberhinaus auf eine Kreisform der Zeit anspielen. Die dramatisierende Stilisierung durch die Konzentration der Ereignisse auf einen Tag wirkt durch die regelmäßige Angabe der Stunden und Tageszeiten umso künstlicher, als der erzählte Tag von Mitternacht zu Mitternacht verläuft und Wiltfeber keinerlei Müdigkeit aufzuweisen scheint. Diese Unnatürlichkeit der Handlungsgestaltung wiederum hebt die gleichnishafte Konstruiertheit und damit den Stilwillen besonders hervor.

Eine symmetrische Konstruktion stellt auch die wiederholt aufgerufene Biographie Wiltfebers in Perioden von dreimal neun Jahren dar. Nicht nur soll sie sich so neben die drei Jahrzehnte Christi, Johannes des Täufers sowie Zarathustras stellen und so symbolische Bezüge erhalten, sondern auch einen diese übersteigenden eigenen Bedeutungsreichtum durch Bezug auf die Zahl 9 erhalten, welche als Zahl der Vollkommenheit gilt, da sie dreimal die als göttlich angesehene Zahl 3 enthält.

Vor allem aber ist auf den Aufbau in Gegensatzbildern und -symbolen als wesentlichen Elementen der Romankonstruktion hinzuweisen. Der Gegensatz von Heimat und rassistisch-nationalistischer Ideologie, der dann zu dem von ‚Heimat‘ und ‚geistiger Heimat‘ wird, findet sich im Gegensatz von Ursula und Madlee wieder. Der Dunkelhaarigkeit Madlees steht die Blondheit Ursulas, der sinnlichen Erfüllung die aufopfernde Keuschheit, dem sinnlichen Glück das strenge Ideal, der schwarzen Kleidung die weiße entgegen. Dieser Schwarz-Weiß- und Hell-Dunkel-Gegensatz findet sich dann häufig in den Natur- und Tageszeitbeschreibungen wieder, welche ihrerseits in eine anthropomorphe Welt- und Kosmosmythologisierung übergehen. Beispielsweise wird die Morgendämmerung als Kampf zwischen ‚blondem‘ Tag und ‚schwarzer‘ Nacht beschrieben, wo des Blondens goldene Pfeile in der Landschaft «Licht wie Blut» verbreiten, der Blonde lachend siegt, während die schöne Schwarze unterliegt (vgl. W104). So passt der Roman der Rassenideologie kosmischen Mythos ein und geht dabei auf die

⁴⁰ Zehn der zwölf Kapitel sind zwischen 29 und 35 Seiten, also im Durchschnitt 30,6 Seiten lang. Davon hebt sich leicht mit 42 Seiten das Schlusskapitel ab, welches den Seitendurchschnitt bei 11 Kapiteln auf 31,6 Seiten erhöhen würde. Genau doppelt so lang wie dieser Durchschnitt ist hingegen das zehnte Kapitel, «Vom Hofe, welcher unterging, mit 63 Seiten.

Schaffung einer ästhetisch-religiösen Atmosphäre aus, die eine kosmische Totalität schaffen soll.

Im Sinne bildlich-symbolischer Fundierung, die vielfacher Interpretation offensteht, findet sich, gestützt durch die Zwölferzahl der Kapitel wie durch Sommersonnenwende, in der Gesamtstruktur eine Kreisfigur, die Anfang und Ende verbindet. So entsprechen sich nicht nur im erotischen Traum auf dem Grab am Anfang und dem Liebestod am Ende Eros und Thanatos, sondern ganz am Anfang der Geschichte steht der Mond über Wiltfebers Fußwanderung wie dann am Ende nach Wiltfebers durch das Gewitter verursachten Tod wiederum der Mond am Himmel steht, diesmal freilich mit einem Regenbogen vor sich. Auch das Regenbogenmotiv verbindet dabei Anfang und Ende, wobei das Hell-Dunkel-Motiv sich umkehrt. Sein erotischer Erinnerungstraum auf dem Grab als eine «sonnige Vergangenheit» vor «dem dunklen Gefühl der Gegenwart» wird als Gefühl in das Bild vom «Regenbogen auf schwarzem Gewölk» gefasst (W23), während bei der kreishaften Wiederkehr am Ende der Regenbogen vor dem Mondlicht steht. Wird am Anfang das Gefühl zum kosmischen Bild, so soll am Ende aus dem kosmischen Bild ein Gefühl entstehen: Der Regenbogen als biblisches Hoffnungszeichen kündigt eine neue Welt an. Der Tod am Ende weist zurück auf den glücklichen Traum über dem Grab am Anfang. Der Mond nimmt dabei romantische Traditionen auf, kann aber auf jeden Fall vielfach gedeutet werden: etwa vom ewigen Lauf der Gestirne, der ironisch Gut und Böse des Menschengeschlechtes zu einem Nichts werden lässt, bis zur Vielfalt an Bedeutungen der historischen Mythologien. Nicht bestimmte Bedeutungen, sondern eine bedeutungsvoll erscheinende religiös-mythische Atmosphäre soll geschaffen werden, welche die Funktion besitzt, den rein positivistisch vordergründig sinnlichen, ansonsten inhaltslosen rassistisch-nationalistischen Glauben an den ‚Reinen Krist‘ zu überhöhen, auf dass deren harter Kern bestehen bleibe, den Wiltfeber klar herausstellt: «in den Dingen des Glaubens, der Rasse und der Macht, da verstehe ich keinen Spaß» (W80).

Bibliographie

ANDERSON Benedict, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a.M. 2005 [engl. *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983]

- BÖLSCHKE Wilhelm, *Das Liebesleben in der Natur*, Florenz - Leipzig 1898
- BREUER Stefan, *Die radikale Rechte in Deutschland 1871-1945*, Stuttgart 2010
- BURTE Hermann, *Wiltfeber. Der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers*. Mit einem Vorspruch des Dichters und einem Nachwort von H. Knudsen, Berlin o.J [1927]
- BURTE Hermann, *Vom Hofe, welcher unterging. Ein Ausschnitt aus dem Roman «Wiltfeber, der ewige Deutsche*, Leipzig 1922
- GRIMM Jacob/Grimm Wilhelm, Deutsches Wörterbuch: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GH05424#XGH05424> (07.07.2013)
- HAMANN Richard/Hermand Jost, *Stilkunst um 1900, Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart*, Bd.4, München 1973 [zuerst Berlin 1967]
- HEIDENREICH Wolfgang, *Mein Alemannien*, in «'I' – Die ukrainische Vierteljahresschrift fuer Kultur und Politik (Lemberg)» 12, 1998, Online-Zeitschrift <http://www.ji.lviv.ua/n12texts/heidenreich-ger.htm> (22.12.2013)
- HERMAND Jost, *Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 1988
- HERMAND Jost, *Deutsche Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt 2006
- HOBBSAWM Eric J., *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a.M. 2005³ [engl. *Nations and Nationalism since 1780. Programme, myth, reality*, Cambridge 1990]
- KETELSEN Hans-Uwe, *Völkisch-nationale und nationalsozialistische Literatur in Deutschland 1890-1945*, Stuttgart 1976
- KORFKAMP Jens, *Die Erfindung der Heimat. Zu Geschichte, Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion*, Berlin 2006
- KRUSE Bernhard Arnold, *Heimat: osservazioni intorno ad un concetto chiave degli anni '50*, in «AION - Sezione Germanica», n.s. XXI (2012), 1-2, S. 23-44
- PETERS Kathrin, *Hermann Burte – Der Alemanne*, in R. Düsterberg (Hg.), *Dichter für das «Dritte Reich». Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie*, Bielefeld 2009, 19-47
- RATHKOLB Oliver, *Führertreu und Gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*, Wien 1991
- KILLY Walter, *Deutscher Kitsch. Ein Versuch mit Beispielen*, Göttingen 1962
- WEHLER Hans-Ulrich, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2001
- WEICK Wilderich, *Römische Niederlassungen an den beiden Ufern des Rheins von Windisch (vindonissa helvetica) bis Mainz*, Freiburg 1822

ZWISCHEN DEN KULTUREN: AUTOBIOGRAPHISCHE BEFINDLICHKEITEN UND LITERARISCHE BEFUNDE IN THEODOR DÄUBLERS PROSA

von
Ulrike Böhmel-Fichera
Neapel

I.

Theodor Däubler, 1876 in Triest von (reichs)deutschen Eltern geboren, starb 1934 an Tuberkolose in St. Blasien im Schwarzwald¹. Er ist durch sein Erst- und Hauptwerk *Das Nordlicht*² und zugleich als eindrucksvolle und problematische Figur der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende bekannt geworden³. Seine Familie gehörte seit mehreren Generationen der deutschsprachigen Minderheit im damals österreichischen Triest an. Das höhere Sozialprestige dieser zahlenmäßig beschränkten Schicht übte sicherlich einen beachtlichen Einfluss auf die geringe Assimilationsbereitschaft und -notwendigkeit der deutschsprachigen Gruppe an die italienische Mehrheitsbevölkerung aus⁴. Däublers Vater war wie seine Vorfahren Kaufmann

¹ Zur Biographie des Dichters vgl. RIETZSCHEL 1988.

² Die Erstausgabe (Florentiner Ausgabe) in drei Teilen kam 1910 im Georg Müller Verlag in München heraus, die überarbeitete Fassung von 1921 (Insel Verlag Leipzig) wird Genfer Ausgabe genannt; heute ist die Erstfassung im Rahmen der kritischen Werkausgabe (DÄUBLER 2004) wieder erhältlich.

³ Berichte über ihn gehen immer von seiner imposanten körperlichen Erscheinung aus, aber auch sein Charakter, seine soziale Lage und die Anziehung, die er als Redner ausübte, sind Gegenstand verschiedenster Stellungnahmen. Am eindrucklichsten sind die Schriften von Ernst Barlach, der sich 1909 als Stipendiat der Villa Romana in Florenz aufhielt und dort Däubler kennenlernte. Allerdings hat er erst sehr viel später, nachdem sich die anfängliche Nähe in eine distanzierte Freundlichkeit gewandelt hatte, über Däubler geschrieben. Der Protagonist des Romans *Seespeck* hat den Dichter zum Vorbild; im Tagebuch finden sich Einträge über dessen Person; vgl. BARLACH 1958.

⁴ Dazu ARA 1982. Der Untertitel *Grenzüberschreitung* wird vor allem auf die enge Verflech-

und identifizierte sich so stark mit dem herrschenden Kaiserhaus, dass er Ende der 80iger Jahre die österreichische Staatsangehörigkeit annahm und 1898, allerdings aus wirtschaftlichen Gründen, mit seiner Familie nach Wien umsiedelte.

Theodor Däubler war das älteste Kind und der einzige Sohn; er bekam mehrere Jahre Privatunterricht zu Hause und besuchte verhältnismäßig spät und nur kurz eine deutschsprachige Bürgerschule⁵, die er aber aufgrund unzureichender Leistungen bald wieder verließ. Wiederholt bemühten sich die Eltern, ihn für einen bürgerlichen Beruf zu interessieren, aber für keinen zeigte er auch nur irgendeine Neigung oder Eignung⁶. Das humanistische Gymnasium konnte er nicht abschliessen und erst relativ spät bereitete er sich mit Hilfe von zwei italienischen Hauslehrern als Privatschüler auf das Abitur vor, das er um 1896⁷ in italienischer Sprache in Fiume ablegte.

Als Jugendlicher bekam Däubler offensichtlich weder eine systematische Einführung in die deutsche noch in die italienische Sprache, die er als Fremdsprache in der Gestalt des lokalen Dialekts⁸ aus seiner Umgebung

tung von patriotischen und wirtschaftlichen Motiven bezogen, die für das bürgerliche Bewusstsein dieser österreich-ungarischen Stadt charakteristisch war. Die slowenische Minderheit wurde von beiden Gruppen politisch und kulturell ignoriert (S. 70); LUNZER 2002 hat ebenfalls auf diese besondere Mischung verwiesen (im folgenden als RL zitiert). Weiter der historische Überblick von APIH 1976, S. 9-36.

⁵ Vgl. die *Erinnerungen* betitelten Aufzeichnungen von 1934 (im folgenden zitiert als E), die sich als Typoskript im Archiv des DLA Marbach befinden. Die Bürgerschule entspricht etwa der heutigen Realschule, war also eine weiterführende Schule.

⁶ Däubler berichtet von einem kurzen Besuch der Handelsakademie in Wien, wohin seine Grossmutter schon 1890 umgezogen war; danach wurde er als Schiffsjunge verdingt und schließlich besuchte er die nautische Akademie *Revoltella* in Triest, die zugleich eine höhere Handelsschule war. Vgl. zu den Schulen SGAVICCHIA 2012.

⁷ Im *Marbacher Magazin* von 1984 (DÄUBLER 1984) findet sich die Angabe «vermutlich 1896» (S. 12), da Däubler in *Aufforderung* 1926 (im Folgenden als AS zitiert) kein Datum angibt. Hier und anderswo unterstreicht er, dass er das Abitur *gut* (S. 12) bestanden habe (DÄUBLER 1926a).

⁸ Noch lange nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren in Italien die regionalen Dialekte allgemeine Umgangssprache auch in gehobeneren Schichten; es ist also nicht aussergewöhnlich, dass die Generation der um 1890 geborenen triestiner Dichter stark in ihrer Mundart verwurzelt war. Für Italo Svevos Generation war dies selbstverständlich, wie er in seinem *Autobiographische[n] Profil* (Profilo autobiografico) deutlich macht; vgl. SVEVO 1968, S. 799-810. Dort bezeichnet er den Dialekt als seine «lebendige [...] Sprache» (S. 806).

aufnahm. Aber die Sprachvermischung, der er ausgesetzt war, war noch komplizierter:

Von den Eltern lernte ich Deutsch, von den Dienstboten, die Friauler oder häufig Slowenen waren, Italienisch. Im Alter von 4 Jahren plapperte ich beides gleich gut. [...] Auf Wunsch meiner Mutter wurde ich zuerst von Privatlehrern unterrichtet. Man fing mit Deutsch an, ging zu Italienisch über und im 3. Jahr wurde auch das Deutsche wieder aufgenommen. Dann setzte mein Vater seinen Willen durch und schrieb mich in die 4. Klasse der evangelischen Schule ein, in der deutsch unterrichtet wurde. Ich war kein guter Schüler⁹.

Eine italienische Schule besuchte er zu keiner Zeit, was zu seiner sozialen Isolation beitrug, die er sowohl in den sog. autobiographischen Fragmenten *Wir wollen nicht verweilen*¹⁰, als auch in dem späteren Lebensabriss *Aufforderung zur Sonne* (1926) eindrücklich hervorhebt. Seine Äußerungen zum Punkt Schulbesuch bleiben allerdings unvollständig und widersprüchlich. *Wir wollen nicht verweilen* ist eine Sammlung von kurzen Prosastücken, in denen durchaus keine chronologisch-deskriptive Darstellung seines Lebens geboten wird, sondern aus der Ich-Erzählperspektive selbstmächtig und autofiktional ein geistig-religiöser Lebenszusammenhang evoziert wird: «Ich schreibe meine Lebensgeschichte, wie sie ist, und nicht, wie ich sie erlebte»¹¹. Zwar deuten die ersten drei Abschnitte gewisse Aspekte von Däublers Kindheit und früher Jugend zumindest an¹², danach aber weitet sich der Blickwinkel auf kunstgeschichtliche, landschaftliche Evokationen und auf sein bevorzugtes Thema der zukünftigen Wiedergeburt im Zeichen des Nordlichts aus.

In seiner dagegen traditionellen autobiographischen Schrift von 1926¹³ gibt er an, Schopenhauers Werke *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819)

⁹ In: E, unter dem ersten Eintrag mit dem Datum, *Mittw. 10. Jan. 34*.

¹⁰ DÄUBLER 1914 (im Folgenden als WW zitiert), insbesondere in den ersten 3 Abschnitten wird die Lebensrealität des Dichters angedeutet.

¹¹ WW, S. 33.

¹² Dennoch werden sie von allen Kritikern ausführlich zitiert, die seine Lebensumstände zu umreißen suchen. Dabei fehlt häufig die kritische Aufmerksamkeit, die gegenüber diesen teils realistischen, teils fiktionalen Darstellungen geboten wäre.

¹³ AS, S. 7. Diese kleine Schrift ist chronologisch geordnet, der «autobiographische Pakt» (Ph. Lejeune) ist gewahrt und dient der Selbstdarstellung des Dichters. AS ist darauf angelegt, Verständnis für Däublers Werk zu befördern und diesem neue Leser zu gewinnen.

und *Parerga und Paralipomena* (1851) seien seine «ersten Erzieher»¹⁴ gewesen, daneben nennt er zwei Hauslehrer, die ihn auf das Abitur vorbereiteten. Martino Marcowitz (auch er ein Zweisprachler)¹⁵ und der Irredentist Umberto Gerin führten ihn in die italienische Literatur und Kultur ein bzw. brachten ihm die klassische Kultur nahe. Gerin las mit dem jungen Däubler die Autoren der italienischen Nationalbewegung¹⁶ (vor allem Vincenzo Gioberti und Giuseppe Mazzini) und brachte ihm besonders Carducci und d'Annunzio nahe. Dieser «einzige Freund»¹⁷ unterstützte ihn in seinen «Grübeleien»¹⁸ und forderte ihn auf, seine Entwürfe weiterzuentwickeln, sich ganz der Dichtung zu widmen. Er spornte ihn an, indem er ihn ernst nahm und ihm Rückenstärkung gab.

Schon früh fühlte sich der Heranwachsende zum Dichter berufen, die ersten Schritte zur Niederschrift seines Hauptwerks unternahm er nach eigener Aussage in Neapel, wo er sich endgültig für die deutsche Sprache entschied, obwohl er damals beide Sprachen gleich gut beherrscht habe. Als Gegenentwurf zu Dantes Hauptwerk und insbesondere zu Tommaso Campanellas *Città del sole*¹⁹, begann er noch vor Schulabschluss, dessen Datum er jedoch in den verschiedenen Schriften unterschiedlich angibt, mit der Arbeit am *Nordlicht*.

Die Familie zog indessen 1898 nach Wien um. Wenige Jahre später begab sich Däubler auf eine Wanderschaft, die sein Leben lang dauern sollte. Seit 1900 (er war inzwischen 24 Jahre alt) hielt er sich völlig mittellos mehrere Jahre in Paris und Frankreich auf, vertiefte dort seine Kenntnis der modernen Malerei und knüpfte Kontakte zu Autoren und Malern der europäischen Avantgarden. Ab 1907 war er wieder vorwiegend in Italien, lebte zwischen Forte dei Marmi (wo sich eine Gruppe von deutschen

¹⁴ In den späten E fehlt jeder Bezug auf Schopenhauers Werke.

¹⁵ Der Vater war Pole, die Mutter aber aus Triest, so dass er kaum Deutsch konnte.

¹⁶ Die italienische Nationalbewegung, das *Risorgimento*, kämpfte im 19. Jahrhundert für die politische Vereinigung Italiens, die 1861 vollzogen wurde.

¹⁷ AS, S. 17.

¹⁸ AS, S. 12 und S. 14.

¹⁹ Der Domenikaner Tommaso Campanella (1568-1639) lebte nach seiner Verurteilung als Ketzer fast 27 Jahre im Gefängnis von Castelnovo in Neapel (1599-1626), wo er sein Hauptwerk 1602 niederschrieb. Davor hatte er schon drei Jahre im Kerker der Inquisition in Rom verbracht und war wiederholt gefoltert worden.

Künstlern und Intellektuellen versammelt hatte)²⁰, Florenz und Rom, und machte gleichzeitig lange Reisen nach Deutschland, wiederholt auch nach Frankreich. Neben den vielfältigen Beziehungen zu deutschen Literaten und Künstlern, nahm er Beziehungen zu den italienischen Futuristen²¹ auf, übersetzte einige ihrer Gedichte für deutsche Zeitschriften, machte moderne französische und deutsche Maler durch Beiträge in italienischen Zeitschriften bekannt. Er betätigte sich als kultureller Vermittler zwischen Deutschland und Italien sowie begrenzt auch zwischen Deutschland und Frankreich. Als einer der wenigen *Ausländer* nahm Däubler an der entscheidenden Versammlung der Futuristen 1913 in Florenz teil²²; in Rom hatte er zeitweise gute Beziehungen zu der Gruppe um die Zeitschrift «Valori Plastici»²³.

Bei Italiens Kriegseintritt 1915 befand er sich auf einer Reise in Ligurien mit Ida Bienert²⁴, einer seiner Mäzenatinnen, mit der zusammen er nach Deutschland zurückkehrte. Helene von Nostitz wollte diese Entscheidung als eine grundsätzliche Parteinahme werten, wenn sie in ihren Lebenserinnerungen anmerkt «... es [drängte] ihn nach Deutschland, seiner wirklichen Heimat»²⁵. Was Nostitz eindeutig erschien, war es jedoch für den mehrsprachigen²⁶ und multikulturellen Theodor Däubler durchaus nicht. Da er

²⁰ In der Küstenstadt traf Däubler u.a. seinen zweiten Verleger Jakob Hegner und den experimentellen Dichter Paul Adler; auch der Bildhauer Paul Peterich kam mit seiner Familie aus Florenz häufig ans Meer zu den gemeinsamen Freunden. Nach der Stadt nannte sich später ein Kreis von Freunden in Potsdam, mit denen Däubler lose in Verbindung stand; vgl. HOLSTE 1992; weiter FABER 2001.

²¹ DEMETZ 1990 stellt im Kap. 4 ausführlich die Beziehungen des Dichters zu der italienischen Avantgarde dar.

²² Ein Augenzeuge des Treffens erwähnt auch Däubler: VIVIANI 1983, S. 65-70.

²³ In der von Mario Broglio hg. Zeitschrift veröffentlicht er 1919/20 in Fortsetzungen *Nostro retaggio* (*Unser Erbe*) und drei Artikel über bildende Künstler (*Henri Rousseau*, *Marco Chagall*, [Franz] *Marc*). In der florentiner Zeitschrift «Lacerba», die von Giovanni Papini und Ardengo Soffici herausgegeben wird, werden 1914 zwei kunstkritische Artikel (*Picasso*, *Neue Kunst*) eingerückt.

²⁴ Ein lebhaftes Portrait dieser weltoffenen und neugierigen Dresdnerin findet sich bei JUNGE 1992, S. 29-37.

²⁵ NOSTITZ 1950, S. 176.

²⁶ Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit wird bei Kindern vor allem in Bezug auf die Verwendung mehrerer Sprachen im Elternhaus definiert, wobei die Abgrenzung zwischen gleichzeitiger bzw. nachfolgender Mehrsprachigkeit Situationen wie die aus Däublers Kindheit, dessen Eltern zwar beide Deutsch sprachen, er aber früh und durchgehend Kontakt mit

1918, als Triest an Italien ging, nicht für Österreich optierte, wurde er italienischer Staatsbürger, lebte häufig, aber nicht ausschliesslich in Deutschland, sondern über längere Zeiträume auch in Griechenland und in Italien. In Berlin und Dresden, wo er sich auch im Umkreis der Künstler und Literaten des Expressionismus²⁷ bewegte, wurde er schon früh bekannt. Schon vor dem Weltkrieg wurden Däublers Werke rezensiert, mehrere Zeitschriften widmeten ihm Sonderhefte und kritische Beiträge²⁸. Kommerziellen Erfolg allerdings konnte er nie verbuchen, er schlug sich zeitlebens weitgehend mittellos durch.

1920 folgte er einer Einladung in die Schweiz, ein Jahr später ging er mehrere Jahre lang nach Griechenland, wo er seinen Unterhalt mit Reportagen für deutsche Zeitungen gut verdiente, und kehrte Mitte der 20iger Jahre nach Deutschland zurück. Er erhielt Ehrungen und Auszeichnungen, Freunde vermittelten ihm vielerlei Beihilfen und finanzielle Unterstützungen²⁹. Gleichzeitig begann er, ausgedehnte Lesereisen zu veranstalten, die ihn kreuz und quer über den europäischen Kontinent führten³⁰. Sein schöpferisches Schaffen hatte er fast eingestellt. Er produzierte allerdings in schneller Reihenfolge, offenbar zum Teil mit Hilfe des Freundes Eckart Peterich³¹, Romane, die jedoch ebensowenig den erhofften Gewinn brach-

fremdsprachigen Kindermädchen und Dienstpersonal hatte (s.o.), nicht mitgedacht werden. Dazu 2007, insbesondere den Artikel von LANZA.

²⁷ Däubler war zeitweilig mit Johannes R. Becher befreundet, der kurze Zeit mit seiner Schwester Edith verlobt war. Becher, der Däubler 1916 Katharina Kippenberg gegenüber Däubler als einen seiner wenigen Freunde bezeichnete (BECHER 1993, S. 60) widmete ihm sein Gedicht *Brudertag* (BECHER 1916).

²⁸ «Neue Blätter» (H. 4, 1913), «Die Aktion» (H. 11/12, 1916), «Neue Jugend» (H. 10, 1916/7), «Weimarer Blätter» (H. 6, 1921), «Der Kreis» (H. 9, 1930).

²⁹ Däubler wird wiederholt von der Deutschen Schillerstiftung unterstützt: MÜLLER o.J. Mitte der 20iger Jahre initiierte eine Gruppe von Freunden und Förderern einen Aufruf zur Gründung einer Däubler-Gesellschaft mit dem Zweck, eine kontinuierliche finanzielle Unterstützung für den Dichter bereitzustellen.

³⁰ Zahlreiche erhaltene Postkarten aus seinem Nachlaß in der Staats-, Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (zitiert als SLUB) geben ein Bild von den Reisen, die ihn nach Rumänien, Jugoslawien, Österreich und vielerorts in Deutschland führten.

³¹ Es gilt als sicher, dass Däubler nicht alle Romane selbst geschrieben hat, sondern sich von Eckart Peterich (1900-1968), der lange in Italien lebte, helfen liess. Dass dieser eventuell auch mehr als ein Buch vollständig verfasst hat, lässt sich nicht ausschliessen. Nach dem Krieg war er 1959 Leiter der Deutschen Bibliothek in Mailand, 1960 Direktor des Goethe-Instituts in Rom und 1962 Programmdirektor im Goethe-Institut München; ab

ten. 1928, nachdem Istrien von Italien annektiert worden war, beantragte er die deutsche Staatsangehörigkeit und war danach in seinen letzten Lebensjahren deutscher Staatsbürger. Nach Ausbruch der Tuberkulose (1932) lebte er zwischen Italien (besonders auf Capri) und Deutschland.

Seine Geburtsstadt Triest, die Stadt mit «Grenzidentität»³², hat auf den ersten Blick zwar nur bescheidenen Einfluss auf sein «soziales Selbst»³³ ausgeübt, aber durch seine Kindheit und Jugend ist er stärker mit ihr verbunden als es scheint. Obwohl die Stadt an der Adria nicht die Anziehungskraft auf ihn ausübte wie Florenz, Rom oder Neapel, wo er sich immer wieder auch lange Zeit aufhielt, erwähnte er sie in verschiedenen seiner Erzählungen und der autobiographische Roman *Herr Kollmann* endet mit einer Schlußvision, die ihn an den Ort seiner Geburt und in frühe Kindheitserlebnisse zurückführt.

II.

Diese hier ausführlich in Erinnerung gerufenen biographischen Daten lassen erkennen, dass Däublers psycho-soziale Identität und insbesondere seine linguistische Sozialisation einige beachtenswerte Verwerfungen aufweist, die im Folgenden in ihren Wirkungen auf sein literarisches Werk zumindest angedeutet werden sollen.

In einer frühen Stellungnahme zur Zweisprachigkeit wägte der Schweizer Autor und Pastor Eduard Blocher schon 1909 die Vor- und Nachteile gegeneinander ab, die sich aus der Zugehörigkeit zu zwei Sprachgemeinschaften ergeben, und kam zu dem Schluss:

Heimatgefühl, Vaterlandsliebe, Freude am angestammten Volkstum sind natürlich beim Zweisprachigen geschwächt. Er verhält sich »neutral« gegen das, was andern ein hohes sittliches Gut bedeutet, er ist doch immer auch noch anders-

1963 arbeitete er als freier Schriftsteller. Auf Italienisch veröffentlichte er einen langen Artikel über Däubler (PETERICH 1930), der auch eine Bibliographie von Däublers Werken enthält.

³² So ARA/MAGRIS 1987. Die besondere Verflechtung von Sprachen und Kulturen bildet das Substrat einer sozialen Identität, das mehrere Komponenten enthält, die untereinander nicht klar voneinander abgegrenzt werden können, wie RL (a.a.O.) eindringlich am Fall der «unerlöst Erlösten» (ein Sprachspiel bezogen auf die Irredentisten, die «Unerlösten») dargelegt hat.

³³ Dazu HEIN-KHATIB 2007.

wo zu Hause als da, wo er gerade ist. Kosmopolitische Phrasen und internationale Gesinnungslosigkeit finden den Boden bereitet³⁴.

Im Zuge der um die Jahrhundertwende überall aufflammenden nationalistischen Tendenzen zählt für Blocher nur die politisch-ideologische Verlässlichkeit und betrachtet dementsprechend mehrsprachige Menschen mit kaum verhehltem Argwohn. Zweisprachigkeit als linguistischer und kultureller Faktor in ihrer Bedeutung für die individuelle Entwicklung und persönliche Identität wird dagegen nicht zur Kenntnis genommen.

Das hat sich inzwischen, besonders seit Ende des 20. Jahrhunderts, grundlegend geändert. Nicht erst mit der Jahrtausendwende ist Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit ein globales Phänomen geworden, das die linguistische, pädagogische und soziologische Forschung unter vielfältigen Gesichtspunkten intensiv beschäftigt³⁵. Neue Schätzungen gehen sogar davon aus, dass die Mehrzahl aller Kinder mehrsprachig aufwächst³⁶. Heutzutage ermöglichen empirische Studien und theoretische Neubestimmungen eine differenziertere Sicht auf das vielschichtige Phänomen des Sprachenlernens, das allerdings überwiegend im Zusammenhang mit Migration und den daraus erwachsenden praktischen und organisatorischen Fragen der Alltagskommunikation abgehandelt wird³⁷. Überlegungen zu den zahlenmässig geringeren, individuellen Biographien³⁸ sind dagegen seltener.

In der Literaturwissenschaft zeichnet sich ebenfalls eine neue Aufmerksamkeit für die nicht unerheblichen Folgen von Mehrsprachigkeit auf dichterische Werke ab, gibt es doch aufgrund der planetarischen Flucht- und Migrationsbewegungen des 20. Jahrhunderts auch eine zunehmende Anzahl

³⁴ BLOCHER 1909, S. 13.

³⁵ ROMAINE 1981, im Folgenden als BL zitiert. Aufschluss über die Ausdifferenzierung der Fragestellungen und den gegenwärtigen Forschungsstand geben die Handbücher DOUGHTY/LONG 2003, KROLL/DE GROOT, 2005 und AUER/ WEI 2007.

³⁶ Vgl. PARADIS, *Early bilingual and multilingual acquisition*, in AUER 2007, S. 15, wo sie sich auf einen Artikel von TUCKER 1998 bezieht.

³⁷ Die Herausgeber von HAL, Bd. 5 (AUER 2007), Peter Auer und Li Wei, betonen im Vorwort des Bandes ihre Sicht einer pragmatischen Ausrichtung der angewandten Linguistik als «linguistics for problem solving», Ivi, S. XI.

³⁸ ELWERT 1973. Der mehrsprachige Autor und Sprachwissenschaftler fordert alle Mehrsprachler auf, ihre Sprachbiographie darzustellen, um dafür Gesichtspunkte für die Forschung zu entwickeln.

von zwei- oder mehrsprachigen Dichtern³⁹ und Intellektuellen. Unter den deutschsprachigen Autoren bzw. Muttersprachlern sei nur auf George Steiner, Elias Canetti, Paul Celan, George-Arthur Goldschmidt, Peter Weiss, Nelly Sachs, Michael Hamburger und Erich Fried verwiesen, um die Bandbreite persönlicher Auseinandersetzungen und individueller Haltungen im Umgang mit den sprachlichen Voraussetzungen des eigenen Schreibens anzudeuten⁴⁰. Allgemeingültige Paradigmen lassen sich nicht entwickeln, Zwei- oder Mehrsprachigkeit beeinflusst die individuelle Sprachproduktion und die einzelnen Werke sehr unterschiedlich. Das schliesst allerdings Parallelen zwischen einzelnen Persönlichkeiten innerhalb von bestimmten Gruppen nicht aus – ich denke im Zusammenhang mit Däubler insbesondere an die sog. Triestiner Dichter⁴¹.

Auch nachdem sich Däubler für das Deutsche als seine Dichtersprache entschieden hatte, fühlte er sich Italien weiterhin eng verbunden und betonte wiederholt seine ausgezeichneten italienischen Sprachkenntnisse. Wie aus seiner Bildungsbiographie hervorgeht, handelte es sich bei ihm zwar im engen Sinn um eine sekundäre Zweisprachigkeit, denn beide Eltern sprachen zu Hause Deutsch, andererseits ist aber nicht von der Hand zu weisen, dass Däubler als Kind mehr oder weniger gleichzeitig mit der italienischen Sprache konfrontiert wurde, so dass auch eine «zusammengesetzte»⁴² Zweisprachigkeit mit den folgenden Merkmalen festgestellt werden kann:

[...] the person learns the two languages in the same context, where they are used currently, so that there is a fused representation of the languages in the brain. Thus, a child, for example, who acquired both French and German in the home would know both German *Buch* - 'book' and French *livre*, but would

³⁹ STEINER 1974, S. 21 unterstreicht, dass die «Multilinguisten» Nabokov, Borges, Beckett, Pound zu den bedeutendsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts gehören, und ihre Ausdrucksfähigkeit nicht gelitten hat.

⁴⁰ Natürlich ist diese Liste unvollständig, sie müsste um viele Namen erweitert werden, denn seit den 70iger Jahren haben sich die Migrationsbewegungen vervielfacht und die persönlichen Lebenswege verlaufen jeweils individuell. Zu Däublers Zeit gab es dagegen noch verhältnismässig wenige anerkannte mehrsprachige Autoren (René Schickele, Lou Andreas-Salomé, Franz Kafka).

⁴¹ LUNZER 2002 untersucht vor allem die auf Däubler folgende Generation von triestiner Schriftstellern, nämlich die um 1890 Geborenen.

⁴² ROMAINE 1981, S. 77, wo «compound bilingualism» im Gegensatz zu «coordinate bilingualism» definiert wird. Däublers Fall lässt keine eindeutige Unterscheidung zu.

have one common meaning for them both. The two words would be tied to the same mental representation. A single concept would have two different verbal labels attached to it⁴³.

Systematisches sprachliches und kulturelles Wissen nahm Däubler wenig und unregelmässig auf, die grammatischen Kenntnisse wurden, wenn überhaupt, von den verschiedenen deutschsprachigen und italienischen Hauslehrern vermittelt.

Im Gegensatz zu Blocher und frühen linguistischen Untersuchungen⁴⁴ werden heutzutage eher die positiven Aspekte von Mehrsprachigkeit betont. Die Teilhabe an verschiedenen Sprachen und Kulturen erweitert den persönlichen intellektuellen Horizont, die Aufnahmebereitschaft und mentale Flexibilität wird erleichtert, von der das Individuum auf alle Fälle profitieren kann:

[...] zwei Sprachen lernen ist nicht dasselbe wie zwei naturwissenschaftliche Fächer oder zwei Sportarten lernen: es bedeutet, zwei Denkweisen zu erlernen⁴⁵.

Zweisprachigkeit erlaubt eine größere kritische Distanz zur eigenen wie zur anderen Kultur und dem damit verknüpften Weltbild, sie erweitert den persönlichen Horizont.

Neuere Untersuchungen unterstreichen allerdings auch, dass alle empirischen Belege vor dem Hintergrund äußerst komplizierter und individualisierter Rahmenbedingungen gelesen werden müssen, dass Sprachlernerfolg bei Kindern stark von sozio-kulturellen Faktoren wie soziale Umgebung,

⁴³ *Ibidem*: «[...] die Person lernt beide Sprachen im selben Kontext, wo sie ständig benutzt werden, so dass im Gehirn eine verbundene Darstellung der Sprachen erfolgt. Zum Beispiel weiss ein Kind, das zu Hause sowohl Französisch als auch Deutsch lernt, dass das deutsche *Buch* - 'book' und das französische *livre* eine gemeinsame Bedeutung haben. Die beiden Worte sind an dieselbe mentale Darstellung gebunden. Ein einziger Begriff hat zwei verschiedene sprachliche Entsprechungen». Als sekundäre, asymmetrische oder «coordinate» Mehrsprachigkeit wird im Allgemeinen diejenige bezeichnet, die durch Sprachkontakte ausserhalb des Elternhauses (etwa in der Schule oder im Alltagsleben) entsteht; Konstellationen wie in Däublers Elternhaus, die in gehobeneren Schichten um 1900 noch einigermaßen verbreitet waren, werden heute nicht mehr berücksichtigt.

⁴⁴ Wie ROMAINE 1981, S. 99 anführt, wurde am Anfang des 20. Jahrhundert davon ausgegangen, dass die kognitiven Fähigkeiten bei Zweisprachigkeit leiden könnten; sie zitiert dazu entsprechende Ausführungen von einem der linguistischen Pioniere JESPERSEN 1922.

⁴⁵ So ECO 1989, S. 80.

Bildungsniveau der Eltern bzw. Familie, Zeitpunkt des ersten Unterrichts und den Unterrichtsbedingungen des Lernalters abhängt⁴⁶. Nimmt man Einsprachigkeit zum Maßstab⁴⁷, so zeigt sich, dass nicht selten die Erlernung mehrerer Sprachen eine Verzögerung der Ausdrucksfähigkeit in einer oder beiden (bzw. mehreren) Sprachen bedingt und dass dieser Nachteil nicht in allen Fällen wieder aufgeholt wird.

Die Zeugnisse von Intellektuellen und Schriftstellern, die sich zu diesen Fragen geäußert haben, unterstreichen denn auch vorwiegend die positiven Möglichkeiten von Mehrsprachigkeit. Welche Auswirkungen Mehrsprachigkeit auf literarische Werke zeitigt, wurde noch in wenigen Fällen untersucht, aber die Beispiele von Paul Celan und Michael Hamburger weisen einen völlig unterschiedlichen Umgang mit individuellen Gegebenheiten auf; aus vergleichbaren biographischen Situationen werden gegensätzliche Schlüsse für den Umgang mit der Muttersprache gezogen⁴⁸. Insofern muss einmal mehr betont werden, dass es in dieser Hinsicht keine *Normalität* gibt. Erst aufgrund einzelner textkritischer Untersuchungen können einigermaßen gesicherte Aussagen zu den Auswirkungen von Mehrsprachigkeit auf literarische Werke gemacht werden.

III.

Däublers lyrische Sprache unterscheidet sich grundlegend von dem Stil seiner Prosawerke, wobei unter diesen noch weiter differenziert werden muss: die Sammlungen kurzer Texte *Wir wollen nicht verweilen* (1914), *Mit silberner Sichel* (1916) und *Der Fischzug* (1930) sind in einer lyrischen Prosa geschrieben, die sich stilistisch entschieden von der realistisch-beschreibenden Erzählweise der späten Unterhaltungsromane abhebt⁴⁹. Während

⁴⁶ Zur italienischen Diskussion vgl. GIULIANO 2012, S. 137-56.

⁴⁷ ROMAINE 1981, S. 6 bemerkt zu Recht, dass das Instrumentarium der Linguisten konzeptionell immer noch am Standard der Einsprachigkeit ausgerichtet ist.

⁴⁸ Während Celan bekanntlich an seiner Muttersprache festhielt, schrieb Hamburger nach seiner Rettung in der Sprache seiner neuen Heimat, nämlich auf Englisch. Vgl. dazu HAMBURGER 1966.

⁴⁹ Dazu gehören *Der unheimliche Graf* (Erzz. 1921), *Der Schatz der Insel* (1925), *Be-strickungen* (Erzz. 1926), *L'Africana* (1929), *Der Marmorbruch* (Erz. 1930), *Die Göttin mit der Fackel* (1931). Auch in diesen Werken stehen vorwiegend parapsychologische Vorgänge im Mittelpunkt.

seine Lyrik (und diese ersten Prosatexte) an das bildungsbürgerliche Publikum gerichtet sind und er damit sein Selbstbild als Dichter verknüpfte, sah er seine Romane und Erzählungen der 20iger Jahre als literarisch minderwertig an. Obwohl er versuchte, ein Massenpublikum anzusprechen, gelang es ihm nicht, dessen Interessen und Bedürfnisse zu bedienen, da er die durchschnittlichen Lesern weder kannte noch schätzte. Seine journalistische Erwerbsarbeit erwähnte er selbst kaum, weil er sich ihrer schämte und glaubte, dass dadurch sein Ruf als Dichter Schaden erlitte⁵⁰.

Es ist durchweg das lyrische Werk, das Däublers Bild in der kulturellen Öffentlichkeit seiner Zeit bzw. in der Literaturgeschichte bestimmt hat. *Das Nordlicht* hat als *Summa* von Däublers Dichtungsverständnis und Weltsicht zu gelten; er selbst hat sich immer darauf bezogen und sein Leben lang daran gearbeitet. Diese «machtvolle und sehr eigenartige Dichtung»⁵¹, sein Erst- und Hauptwerk, ein Epos von über 30.000 Versen, das u.a. als «pathetische Kosmogonie»⁵², als «Privatmythologie»⁵³ oder «Weltall-Schauung»⁵⁴ (um nur einige wenige Schlagworte der zeitgenössischen Kritik aufzugreifen) bezeichnet worden ist, ist inhaltlich so heterogen, dass hier kein Versuch vorgenommen werden kann, es angemessen zu charakterisieren⁵⁵. Die spekulative, eklektische Zusammenschau unterschiedlichster Wirklichkeitsbereiche, Vorstellungen und Begriffe erlauben keine Reduktion auf rationale Zuordnungen und zeitgeschichtlich-kulturelle Einordnungen. Wieland Herzfelde, der Redakteur der «Neuen Jugend», die Däubler 1916 ein Sonderheft widmete, bekannte offen seine Schwierigkeiten bei der Lektüre von Däublers Dichtungen:

[...] Sein Werk ist unerschöpflich, mit unsern menschlichen Maßstäben nicht meßbar: es handelt sich bei Däubler nicht um die höchstdenkbare Begabung sich auszudrücken; er ist zu umfassend, als daß man ihn Genie <entfalteten Gipfel des quantitativen Menschentypus> nennen könnte: er ist das hingebungs-volle Mundstück kosmischer Offenbarung, Träger von Geheimnissen des Ur-

⁵⁰ Am 7. Sept. 1924 aus Athen beklagte er Toni Sussmann gegenüber, dass er nur noch Journalist sei: «[...] ich schreibe bloss für den jämmerlichen Erwerb» (DÄUBLER-Nachlass, Akademie der Künste, Berlin).

⁵¹ SCHLAF 1912, S. 120-27.

⁵² WEER 1919, S. 362.

⁵³ RÜDIGER 1934.

⁵⁴ PINTHUS o.J.

⁵⁵ Eine ausführlichere Untersuchung findet sich bei NIENHAUS 1998.

sprungs, die, sein Bewußtsein übertönend, ihn zu ihrem urbestimmten Verkünder machen. Es ist, als ob er von sonnennäherem Sterne Erkenntnisse geholt, die zu versprachlichen ihm allein möglich, die zu verstehen <d.h. darüber nicht mehr denken zu müssen> selbst ihm wohl nicht möglich ist⁵⁶.

In einem Brief an seinen Freund, den Kulturhistoriker und -philosophen Moeller van den Bruck (1876-1925), legte Däubler 1908 seine Auffassung von Poesie zum ersten und einzigen Mal etwas ausführlicher dar:

Was ist Poesie? Eine herrliche Harmonie zwischen Liebe, d.h. Allgemeinbewußtsein mit Individualismus. Durch Poesie sehen wir Menschen, empfinden sie klarer als andere uns zugängliche Wesen, sie webt und west aber im Geringsten, wie im Grössten, sie ist ewig a priori unsterblich. Es gibt auch andere Werte, als die Poesie an und für sich, insofern bin ich, wie jedes Wesen unsterblich, insofern es Poesie oder ein anderer Wert ist. In Augenblicken der Schöpfung bin ich Homer, Johannes, Dante, Shakespeare und alle kommenden Dichter zugleich, sie selbst sind in mir tätig und mein Menschsein verwirrt nur mein Bewusstsein davon. [...] Ich, nicht Theodor Däubler, sondern ich Weltgeist, der als Nordlicht, als irdisches Genie aufwallen will, wirke in tausend Mechanismen, in dem stillen Theodor Däubler, im Papier, das ich beschreibe, in der Tinte, in Dir, dessen Karma durch die Lektüre beeinflusst wird, in uns allen [...]⁵⁷.

Seine in vieler Hinsicht neo-romantische, essentialistische Bestimmung von Dichtung und dichterischer Mission stieß bei den Zeitgenossen vielfach auf Unverständnis, die subjektive Verwendung der deutschen Sprache – seine Assonanzen und Neologismen, die von ihm verwendeten Metaphern – wurde häufig mit einem mehr oder weniger deutlich vorgetragenen Unbehagen registriert⁵⁸. Sie rief gelegentlich aber auch Begeisterung hervor,

⁵⁶ Vgl. unter den *Mitteilungen* die Rezension von HERZFELDE 1916, S. 185.

⁵⁷ Brief aus Trient vom 11. Sept. 1908; er findet sich reproduziert im Apparat-Band (6.3) der Neuausgabe von *Das Nordlicht* (Däubler 2004, 107-08).

⁵⁸ Beispielhaft ist die Reaktion des Juristen Richard Sussmann, Ehemann von Toni Sussmann, einer Psychologin, die für Däubler eine wichtige Bezugsperson war. Er schreibt in seinen *Erinnerungen an Theodor Däubler* (SUSSMANN unveröffentlicht) von sich und einem Magistratskollegen nach einer Lesung Däublers: «Wir waren beide beeindruckt, hatten aber nicht folgen können. So erging es den meisten Menschen, die Däubler zum ersten Male hörten. Man fühlte die Grösse, fand aber keinen Zugang».

was deutlich machte, dass er sich in Übereinstimmung mit einem Kreis von Gleichgesinnten, etwa mit den «Charonisten» um Otto zur Linde⁵⁹ befand.

Im Folgenden soll jedoch der Beobachtung der zeitgenössischen Kritik nachgegangen werden, die auffällig häufig einen fremden Ton in seinen Werken – und damit ist fast immer seine Lyrik gemeint – wahrnahm. Julius Kühn bezeichnete seine Verse als «germanisch», ja «gotisch», deren Rhythmen aber als «romanisch»⁶⁰; Rudolf Pannwitz hob die «jäh Verschmelzung nordischer Intensität-Verringerungen und südlich-flacher Rhythmen-Ausrollungen» im *Nordlicht* hervor⁶¹; Friedrich Sebrecht machte «die gründliche Freude am Stofflichen und das Wissen davon» als «germanisch» aus und sah seinen «Wille[n] zur Form und die Bändigung der Glut in [der Lyrik]» als «romanisch[en]» Anteil⁶², während Johannes Schlaf «strengere lateinisch-romanische» Kunstformen unterschied, die er auf Däublers «halb romanische Abkunft» und die «Umgebung seiner ersten Jugend» zurückführte⁶³. Selbst in *Wir wollen nicht verweilen* wurden ähnliche Spuren entdeckt, wenn Karl Strecker die «romanisch-gotische Ornamentik»⁶⁴ seiner lyrischen Prosastücke unterstrich. Kasimir Edschmid ging so weit, seine «Blutmischung» als «schwäbisch-italienisch» zu bezeichnen⁶⁵, womit er eine rassistisch motivierte Unterscheidung vor- und vorwegnahm.

Dem entspricht auf italienischer Seite Edwin Cerio gleichfalls abstruse Feststellung, Däubler sei ein «Deutscher von italienischem Blut»⁶⁶, welche der Autor allerdings in späteren Jahren, nämlich in seinen Memoiren, abschwächt und ihn als «südländischen Deutschen»⁶⁷ bezeichnet. Alberto Spaini, ebenfalls auch aus Triest stammend und des Deutschen mächtig, bemerkte 1922 in einer Rezension von Däublers Werk, der Dichter benut-

⁵⁹ Otto zur Linde und Rudolf Pannwitz gaben von 1904 an die Zeitschrift «Charon» heraus, deren Erscheinen mit dem Ersten Weltkrieg eingestellt wurde.

⁶⁰ KÜHN 1921, S. 312.

⁶¹ PANNWITZ 1926.

⁶² SEBRECHT 1921, S. 288.

⁶³ SCHLAF 1921, S. 302.

⁶⁴ STRECKER 1918 veröffentlichte seine dreiteilige Serie am 4.4.1918, 9.4.1918 sowie 10.4.1918.

⁶⁵ EDSCHMID 1960 (zuerst 1919), S. 98.

⁶⁶ CERIO 1923, S. 8.

⁶⁷ «Questo tedesco meridionale e mediterraneo [...]» CERIO 1950, S. 321. Cerio (1875-1960) war ursprünglich Ingenieur, zog sich aber in den 20iger Jahren auf seine Heimatinsel zurück und war dort von 1920-1923 Bürgermeister.

ze seine deutschen Sätze häufig auf «italienische Art», das Italienische «vielfältige und imprägniere» unerkannt seine Sprache⁶⁸.

Auch wenn man bedenkt, dass diese und ähnliche Rezensionen häufig im Tagesgeschäft entstanden und eine vertiefte Auseinandersetzung vermischen lassen, ist es doch auffällig, dass Däublers Sprache sowohl aus deutscher wie aus italienischer Perspektive als *anders*, als Mischung von verschiedenen sprachlichen Einflüssen erscheint und erhebliche Spuren der jeweils *anderen* kulturellen Identität erkannt werden, wenn auch die durchaus vagen und gelegentlich widersprüchlichen Aussagen kein klares Bild ergeben. Was aber in der lyrischen Sprache nur angedeutet und indirekt umrissen werden kann, lässt sich in Däublers Prosasprache deutlicher benennen⁶⁹.

IV.

Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf den bisher noch unveröffentlichten Roman *Herr Kollmann*, der demnächst im Rahmen der Kritischen Werkausgabe erscheinen wird⁷⁰. Die Niederschrift hatte der Dichter 1918 abgeschlossen, wie das Datum auf der letzten Seite ausweist. Sie stammt unzweifelhaft von Däublers Hand und ist nicht bearbeitet worden; allerdings fertigte seine Schwester Edith Bell eine maschinenschriftliche Kopie des ersten Teils an⁷¹.

Die Handlung um Albert Kollmann beginnt 1910 in Forte dei Marmi (*Herr Kollmann in Rom*), führt dann nach Florenz und Rom, im zweiten Teil (*Herr Kollmann in Deutschland*) befinden wir uns in Deutschland, in

⁶⁸ «[...] e quella tedesca viene come moltiplicata e impregnata dall'altra [quella italiana, UBF]», vgl. SPAINI 1922; zu Alberto Spaini ein ganzes Kapitel in RL, S. 254-73.

⁶⁹ Bisher gibt es noch kaum Untersuchungen zu Däublers Prosasprache; als Zeitgenosse beschäftigte sich lediglich KÜHN 1921 mit der Sprache seiner schon oben genannten «dichterischen Prosabücher». Weiter hat Moritz Baßler eine Studie zu *Die Silberne Sichel* vorgelegt: BASSLER 1994 und allgemeiner beschreibend auch BASSLER 2001, S. 31-40.

⁷⁰ Der Roman erscheint demnächst in der kritischen Werkausgabe, hg. von Paolo Chiarini, Stefan Nienhaus, Walter Schmitz, als Band 1 unter dem Titel *Frühe und autobiographische Schriften*, hg. von Ulrike Böhmel Fichera, Thelem, Dresden 2015.

⁷¹ Das Typokript in zwei Teilen findet sich ebenfalls im Nachlass der SLUB. Einen ersten Hinweis auf den Roman gibt Däubler in einem Brief von 1921 an einen unbekanntem Empfänger, als er ihn unter den fertigen Werken auflistet, aber auch angibt, dass er noch ungedruckt ist. Im April 1928 fragte Will Frieg auf einer Karte aus Capri Däubler an, ob der Roman herausgekommen sei.

Berlin und München. Die Titelfigur ist der in der kulturellen Szene nach der Jahrhundertwende bekannte deutsche Kunsthändler und Mäzen Albert Kollmann (1835-1915)⁷², der als Entdecker von Edvard Munch bekannt wurde⁷³. Die eigentliche Hauptperson des Romans ist jedoch der als Däubler eingeführte Ich-Erzähler⁷⁴, der von seinen Begegnungen mit Kollmann und dessen mediumistischen Fähigkeiten berichtet. Nachdem er zahlreichen, anscheinend unerklärlichen Vorfällen beigewohnt hat, die alle mit der Person Kollmanns verbunden sind, wird ihm im Laufe der Handlung klar, dass er selbst übersinnliche Eigenschaften besitzt und auch nach dessen Tod mit Kollmann in mysteriöser Verbindung bleibt. Im zweiten Teil stehen von Begegnungen mit dem Wiedergänger im Mittelpunkt und er endet mit einer Art spiritistischen Apotheose, während der der Erzähler sich nach Triest und in seine Jugend zurückversetzt sieht⁷⁵.

Die empirische Welt wird als eine Folge von unerklärlichen, unheimlichen Phänomenen gezeigt. Übernatürliche Kräfte greifen immer wieder in das Leben der Beteiligten ein, rufen zum Teil unkontrollierte Reaktionen hervor und hinterlassen bleibende Zweifel an der rationalen Deutung der gelebten und beschriebenen Wirklichkeit. Däubler stellt sich hier und in anderen Erzählungen als fremdbestimmt, als Spielball mysteriöser Mächte dar⁷⁶.

In *Herr Kollmann* befließigt sich der Dichter einer einfachen, zuweilen

⁷² Zu einer zeitgenössischen Veröffentlichung lieferte auch Däubler einen Beitrag in FLOTOW 1921. Seine Persönlichkeit erfuhr im Zusammenhang mit Barlach und Munch verstärkte Aufmerksamkeit; vgl. PUCKS 1992 und weiter PUCKS 1994.

⁷³ Es gibt ein Gemälde von Munch (datiert 1901), im Besitz der Hamburger Kunsthalle, das Albert Kollmann und den dänischen Schriftsteller Sten Drewsen zeigt. Es war auf der grossen Munch-Ausstellung 2006 in Hamburg zu sehen.

⁷⁴ Vgl. Theodor-Däubler-Nachlass in SLUB, Ms., Blatt 1: «[...] Möller van den Bruck schrieb mir vor ein paar Tagen: er [Herr Kollmann] kennt Dein Nordlicht, stellenweise sogar schon auswendig [...]».

⁷⁵ In dieser Darstellung lassen sich inhaltliche Bezüge zu der Erzählung *Siora Maddalena* (DÄUBLER 1926) aufzeigen, übrigens ein Titel, der das dialektsprachliche Wort *Siora* für *Suora* (hier: Gevatterin) benutzt.

⁷⁶ Dass der Dichter Mitglied der Berlin *Deutschen Okkultistischen Gesellschaft* (vgl. dazu das nicht ausgefüllte Aufnahmeformular im Nachlass SLUB) war, ist anzunehmen, aber nicht dokumentarisch nachzuweisen. Sicher dagegen ist, dass er spiritistischen Sitzungen beigewohnt hat, denn es gibt zumindest ein Foto davon, das z.B. in Rietzschels Biographie (RIETZSCHEL 1988, S. 185) abgebildet ist.

beinahe ungenau anmutenden Alltagssprache, die sich auffällig von der überbordenden, metaphernreichen lyrischen Sprache entfernt⁷⁷. Umgangssprachliche Einsprengsel sind nicht selten, die Lexik erscheint besonders im verbalen Bereich stark eingeschränkt: relativ unbestimmten Verben wie *machen, sagen, fragen* sind überproportional häufig vertreten. Im Satzbau herrscht das Prinzip der beschreibenden Anhäufung und syntaktischen Nebenordnung (unter den Konjunktionen dominiert *und*). Parataktische Konstruktionen überwiegen, während komplexere, hierarchisch gegliederte Sinn- und Satzfügungen kaum zu finden sind. Die Handlung entwickelt sich chronologisch im traditionellen Präteritum der vergegenwärtigten Vergangenheit, zeitliche Zuordnungen wie Vor- und Nachzeitigkeit spielen kaum eine Rolle, womit die allgegenwärtige und universale Wirkungsmacht der paranormalen Phänomene unterstrichen wird.

Zahlreiche Besonderheiten des Ausdrucks lassen sich auf Interferenzen des Italienischen zurückführen, z. B. die Unsicherheiten im Umgang mit den beiden deutschen Konjunktivformen, denen die italienischen Modi Konjunktiv und Konditional gegenüberstehen. Den deutschen Zeitformen des Präteritums und Perfekts stehen drei Vergangenheitsformen im Italienischen gegenüber (die Form des *passato remoto* hat im Deutschen keine Entsprechung); sie werden nicht immer korrekt verwandt. Orthographische Eigenheiten, die teils der Tatsache geschuldet sind, dass offensichtliche keine abschliessende Überarbeitung zur Veröffentlichung stattfand, lassen zuweilen aber auch den Eindruck entstehen, dass unzureichende grammatikalische Kenntnis die Ursache sein könnte, wie etwa im Falle der Gross- bzw. Kleinschreibung des Pronomens der dritten Person singular. Unsicherheiten aufgrund von sprachlichen Vermischungen oder *code switching* führen zu eigenwilligen Schreibweisen. Anleihen aus der Zweitsprache sind wiederholt festzustellen, obwohl sie manchmal auch älteren Ausdrucksweisen geschuldet sind.

In vieler Hinsicht ähnliche Beobachtungen wurden bei einem Autor gemacht, der heute allgemein als italienischer Klassiker der Moderne angesehen wird und ebenfalls aus Triest stammt, nämlich bei Italo Svevo (1861-

⁷⁷ WEHINGER 1981 hebt hervor, dass Däublers Dichtung eine Tendenz zur Dynamisierung, zur Beseelung und Belebung durch Personifizierung und Dämonisierung innewohne, «weil Bewegung für ihn Leben bedeutet» (S. 203).

1928)⁷⁸. Nicht nur dessen Zeitgenossen, sondern auch nachfolgende Kritikergenerationen haben sich mit dem «Fall Svevo» auseinandergesetzt, nachdem Umberto Saba 1946 in seiner Aphorismensammlung *Scorciatoie e raccontini* (Abkürzungen und Kleinstgeschichten) lakonisch festgestellt hatte: «Svevo poteva scrivere bene in tedesco; preferì scrivere *male* in italiano»⁷⁹.

Svevo war von seiner dialektsprachlichen Umgebung der Kindheit ebenso geprägt wie von seiner deutschsprachigen Schulbildung⁸⁰. Dem ersten modernistischen Romanautor der italienischen Literatur⁸¹ wurden ähnliche Unsicherheiten und Interferenzen (verursacht durch das Deutsche) nachgewiesen wie sie in Däublers Prosaschriften zu beobachten sind: Schwankungen im Zeitengebrauch und der Zeitenfolge, in der Anwendung des Konjunktivs bzw. des Konditionals sowie Übernahmen aus dem Deutschen⁸². Damit bestätigt sich eine These heutiger Forschung, dass nämlich durchaus frühe sprachliche Prägungen zu Verzerrungen in der bzw. den anderen Sprachen führen kann. Bei beiden Dichtern ist das der Fall, auch wenn sie unterschiedlich damit umgehen⁸³.

Däublers Sprache gibt deutliche Hinweise auf sein Wirklichkeitsverständnis, das in seinen Werken als polarisiert erscheint, da er sich intellektuell in

⁷⁸ Schon in diesem Pseudonym (er heisst eigentlich Ettore Schmitz) verklammert er seine beiden Sprachen, wenn er sich «italienischer Schwabe» bzw. Deutsch-Italiener nennt.

⁷⁹ «Svevo hätte gut deutsch schreiben können; er zog es vor, *schlecht* italienisch zu schreiben.» Vgl. SABA 1946, in der Nummer 100 dieser «Abkürzungen», S. 79.

⁸⁰ Sein Vater war ein deutschsprachiger Jude, seine Mutter aus Triest gebürtig; er wurde 1878 zusammen mit seinem Bruder in ein Internat in der Nähe von Würzburg gegeben und hatte schon in seiner Heimatstadt die österreichische Schule besucht.

⁸¹ Seine Romane *Una Vita* (Ein Leben, 1892), *Senilità* (Ein Mann wird älter, 1898), *La coscienza di Zeno* (Zeno Cosini, 1923); die Titel werden in der deutschen Übersetzung zitiert nach SVEVO 1983-1990.

⁸² Ähnlich wie bei Däubler, werden bei Svevo die Anwendung der Zeitformen, der unsichere Gebrauch von Konjunktiv und Konditional sowie ein eigenartiger Gebrauch bestimmter Präpositionen bemängelt. Bemerkenswert ist dabei auch, dass unterschiedliche Gründe dafür geltend gemacht werden: CERNECCA 1960, der offensichtlich kein Deutsch kann, macht die dialektalische Sozialisation Svevos dafür verantwortlich, während der zweisprachige MAIER 1984 diese Interferenzen aus seiner deutsch-italienischen Zweisprachigkeit herleitet.

⁸³ Svevo ist bemüht, seine italienische Schriftsprache aufzubessern und orientiert sich an dem von Dante geprägten literarischen Idiom; vgl. dazu oben, a.a.O., besonders die Beitrag von DEVOTO 1984.

zwei anscheinend unverbundenen und entgegengesetzten Welten bewegt: hier die Sphäre der Poesie, des Geistesfluges seiner intellektuellen und poetischen Mission und dort der Bereich der Kontingenz, der Prosa, der physischen Notwendigkeiten, in dem er sich nicht zurechtfindet, in dem er sich als Opfer fühlt und in der übernatürliche Kräfte seine Wege bestimmen.

Mir scheint der Befund Aufschluß darüber zu geben, dass Däublers «personale Identität» gespalten ist⁸⁴ und sich die Spuren dieser Zerrissenheit⁸⁵ im literarischen Gesamtwerk deutlich abzeichnen. Er selbst war offenbar nicht fähig oder willens, die Voraussetzungen seines sprachlichen Schaffens reflexiv zu durchdringen. In der Tat gibt es von ihm kaum Äußerungen über die Folgen seiner Mehrsprachigkeit für seine literarische Arbeit. Däubler rettete sich mit Vorliebe in die Welt der Ideen, in der ihm die Gesetze der Logik, der empirischen Wirklichkeit ausgesetzt schienen, in der er Wesenhaftes intuitiv erschaute⁸⁶ und in der er zugleich an einer virtuellen Gemeinschaft der Dichter und Denker aller Zeiten teilzuhaben schien, die seine Person zumindest ideell den Zwängen und Begrenzungen entzogen, denen er sich in der empirischen Realität sehr schmerzlich bewusst war und denen er häufig ratlos gegenüberstand.

Erst gegen Ende seines Lebens zeichneten sich verspätete Fragen und Einsichten in privaten Stellungnahmen ab – etwa in den unveröffentlichten späten Tagebüchern oder in den erwähnten *Erinnerungen*. In einem niemals abgesandten Brief an die Schwester soll Däubler kurz vor seinem Tod grundlegende Zweifel an seiner jugendlichen Sprachwahl offengelegt haben:

Ich komme nicht davon los, eine falsche Wahl getroffen zu haben, als ich mich für Deutschland, statt für Italien entschied. Für Goethe wäre die Wahl schlecht ausgegangen. Faust als Italiener, das kann es nicht geben. Ich aber hätte das Meine in der Sprache Giordano Brunos oder Campanellas besser sagen können. Campanella, der mir als Jüngling mit seiner *Città del Sole* die ersten Ahnungen meines Auftrags bestätigen konnte. Als ich am Fuße des Vesuvs die ersten

⁸⁴ Vgl. zu einer psychologischen Interpretation Rietzschels Biographie.

⁸⁵ Diesen Begriff verwendet auch Lunzer (RL) in ihrer ausführlich argumentierenden Untersuchung über die Triestiner Schriftsteller, worin allerdings auch angedeutet wird, welche individuellen Strategien die einzelnen Dichter entwarfen, um eine eigene Dichtersprache zu entwickeln.

⁸⁶ Wie er selbst angibt, schreibt er seine Texte der Inspiration folgend nieder, ohne sie einer weiteren Überarbeitung zu unterziehen; vgl. dazu den Brief (im Nachlaß SLUB) an einen unbekanntem Empfänger von 1927, in dem er seine Arbeitsweise beschreibt.

Verse des »Nordlicht[s]« niederschrieb, war mir das Italienische nicht weniger nahe als das Deutsche. Indem ich der deutschen Sprache italienischen Wohlklang einflößte, währte ich, beides in Übereinstimmung zu bringen. In mir und im Gedicht⁸⁷.

Schon 1923, in einem Brief an Florens Rang, hatte er seine Enttäuschung ausgedrückt, als er Deutschland als «schlimmstes Stiefvaterland»⁸⁸ bezeichnete. Ein Jahr später schrieb er aus Griechenland an Toni Sussmann: «Was für ein herrliches Vaterland habe ich verlassen, um Deutscher zu bleiben! Wie kläglich ging es aus»⁸⁹ und im Tagebuch von 1931 hält er resigniert fest, «[...] trotz aller Liebe und Anstrengung meinerseits [ist] Deutschland keine Heimat geworden»⁹⁰.

Bibliographie

- APIH Elio, *La società triestina negli anni di Svevo*, in G. Petronio (cur.), *Il caso Svevo*, Palumbo, Palermo 1976, 9-36
- ARA Angelo/MAGRIS Claudio, *Trieste: un'identità di frontiera*, Einaudi, Torino 1982, dt.: *Triest: eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa*, München 1987
- AUER Peter/WEI Li (ed.), *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication*, Berlin/NY 2007 (gleichzeitig Bd. 5 von K. Knapp/G. Antos, ed., *Handbooks of Applied Linguistics. Communication Competence Language and Communication Problems Practical Solutions*. HAL, Berlin/NYff)
- BARLACH Ernst, *Seespeck*, in *Das dichterische Werk*, hrsg. von F. Dross, Bd.2 (Prosa I), München 1958, 449ff; *Diario Däubler* und *Theodor Däubler*, eb., Bd.3 (Prosa II), München 1959, 370; 367-85
- BASSLER Moritz, *Das Sternspiel. Vom Wuchern der Textur (Däubler)*, in *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916*, Tübingen 1994, 60-78
- BASSLER Moritz, *Bauchschwung am himmlischen Reck. Verfahren und Facetten des Prosaautors Theodor Däubler*, in V. Probst/H. Thieme (Hg.), *Ernst Barlach - Theodor Däubler. Die Welt versöhnt und übertönt der Geist*, Güstrow 2001, 31-40

⁸⁷ Vgl. HELWIG 1964, S. 285.

⁸⁸ Der Brief vom 11.9.1923 an Florens Rang, einem Mitglied des Forte-Kreises, befindet sich in dessen Nachlaß im Walter Benjamin-Archiv der Akademie der Künste Berlin.

⁸⁹ Brief aus Nauplia vom 31.7.1924, Däubler Nachlass AdK Berlin.

⁹⁰ *Tagebuch meiner Reisen ab März 1931*, Eintrag vom 30.4. [o.J.], vorhanden im Däubler Nachlass DLA Marbach.

- BECHER Johannes R., *Briefe 1909-1958*, hrsg. von R. Harder unter Mitarbeit von Sabine Wolf und Brigitte Zessin, Berlin/Weimar 1993
- BLOCHER Eduard, *Zweisprachigkeit: Vorteile und Nachteile*, Langensalza 1909
- CERIO Edwin, «Le pagine dell'isola», n. 5, 1923
- CERIO Edwin, *L'aria di Capri*, Insula ed., Capri 1950
- CERNECCA Domenico, *Sulla lingua di Italo Svevo. Elemento dialettale e complesso linguistico*, in «Studia Romanica et Anglica Zagrabiensia», n. 9-10, Dec. 1960, 53-74.
- DÄUBLER Theodor, *Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente*, München 1914
- DÄUBLER Theodor, *Aufforderung zur Sonne*, Chemnitz 1926a
- DÄUBLER Theodor, *Siora Maddalena*, in *Bestrickungen*, Berlin 1926b, 9-85
- DÄUBLER Theodor. 1876 - 1934, «Marbacher Magazin» 30/1984, hrsg. von B. Zeller, Marbach 1984
- DÄUBLER Theodor, *Das Nordlicht. Kritische Ausgabe*, Bd. 6, 1-3, hrsg. von Stefan Nienhaus/Dieter Werner, Dresden 2004
- DÄUBLER Theodor, *Tagebuch meiner Reisen ab März 1931*, Eintrag vom 30.4. [o.J.], Theodor Däubler Nachlass Deutsches Literaturarchiv (DLA) Marbach
- DÄUBLER Theodor, *Erinnerungen* (1934), Theodor Däubler Nachlass Deutsches Literaturarchiv (DLA) Marbach
- DÄUBLER Theodor Nachlass, Akademie der Künste (AdK) Berlin
- DEMETZ Peter, *Worte in Freiheit. Der italienische Futurismus und die deutsche literarische Avantgarde 1912-1934. Mit einer ausführlichen Dokumentation*, München 1990
- DEVOTO Giacomo, *La lingua di un 'precursore'*, in Enrico Ghidetti (cur.), *Il caso Svevo. Guida storica e critica*, Laterza, Bari 1984, 70-73
- DOUGHTY Catherine J./ LONG Michael H. (ed.), *The Handbook of Second Language Acquisition*, Oxford 2003
- ECO Umberto, *Was es bedeutet, zwei Sprachen zu sprechen. Festrede zum 100jährigen Bestehen der Deutschen Schule* (Mailand 1986), in Heiko Balhorn/Hans Brügelmann (Hg.), *Jeder spricht anders. Normen und Vielfalt in Sprache und Schrift*, Konstanz 1989, 80-84
- EDSCHMID Kasimir, *Theodor Däubler und die Schule der Abstrakten* (1919), in *Frühe Manifeste. Epochen des Expressionismus*, Darmstadt/Neuwied 1960, 98-105
- ELWERT Wilhelm Theodor, *Das zweisprachige Individuum. Ein Selbstzeugnis*, in *Das zweisprachige Individuum und andere Aufsätze zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft*, Wiesbaden 1973, 1-80
- FABER Richard/HOLSTE Christine (Hg), *Der Potsdamer Forte-Kreis*, Würzburg 2001
- FLOTOW H[ans] von, *Albert Kollmann. Ein Leben für die Kunst*, Berlin-Friedenau 1921

- GIULIANO Patrizia, *Nuovi Contesti di Acquisizione e Insegnamento: L'italiano nelle Realtà Plurilingue*, in R. Grassi/M. Piantoni (cur.), *Convegno-Seminario di Aggiornamento per l'insegnamento dell'italiano come Lingua Seconda*, Guerra, Perugia 2012
- HAMBURGER Michael, *Zwischen den Sprachen. Essays und Gedichte*, Frankfurt/M. 1966
- HEIN-KHATIB Simone, *Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt*, Tübingen 2007
- HELWIG Werner, *Däublers letztes Bekenntnis*, in «Akzente», Jg. 11 (1964), H. 3, 280-87
- HOLSTE Christine, *Der Forte-Kreis (1910-1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs*, Stuttgart 1992
- JESPERSEN Otto, *Language. Its Nature Development and Origin*, London 1922
- JUNGE Henrike, *Vom Neuen begeistert - die Sammlerin Ida Bienert*, in H. Junge (Hg.), *Avantgarde und Publikum. Zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905-1933*, Köln/Weimar/Wien 1992
- KÜHN Julius, *Däublers Prosa*, in «Weimarer Blätter», Jg. 3 (1921), H. 6, 311-16
- KROLL Judith F./DE GROOT Annette M. B. (ed.), *Handbook of Bilingualism. Psycholinguistic Approaches*, Oxford 2005
- LANZA Elizabeth, *Multilingualism and the family*, in AUER 2007, 45-67
- LUNZER Renate, *Triest. Eine italienisch-österreichische Dialektik*, Klagenfurt 2002
- MAIER Bruno, *La lingua di Svevo*, in Enrico Ghidetti, *Il caso Svevo. Guida storica e critica*, Laterza, Bari 1984, 82-85
- MÜLLER Joachim (Hg.), *Die Akte Theodor Däubler*, Berlin/Weimar o.J.
- NIENHAUS Stefan, *Die ‚Kompensation des Zeitalters der Geistlosigkeit‘: die Reduktion von Theodor Däublers ‚Nordlich‘-Epos auf konservative Kulturkritik*, in «Zeitschrift für Germanistik», Jg. 8 (1998), H. 1, 9-21
- NOSTITZ Helene von, *Theodor Däubler*, in *Aus dem alten Europa. Menschen und Städte*, Frankfurt/M. 1950, 176-78
- PANNWITZ Rudolf, *Däublers Zukunft*, in «Die literarische Welt», 30.7.1926
- PARADIS Johanne, *Early bilingual and multilingual acquisition*, in AUER 2007, 15-44
- PETERICH Eckart, *Teodoro Däubler*, in «Solaria», Jg.5, 1930, Nr. 11, S. 20-37
- PINTHUS Kurt, *Theodor Däubler. Zum 50. Geburtstag - 17. Juli*, o.O., o.J. (1926), Theodor Däubler-Archiv Akademie der Künste Berlin
- PUCKS Stefan, *Albert Kollmann - Ein Leben für die Kunst*, in H. Junge (Hg.) *Avantgarde und Publikum. Zur Rezeption avantgardistischer Kunst in Deutschland 1905-1933*, Weimar/Wien 1992, 199-205
- PUCKS Stefan «Und die Deutschen begannen, mich kräftig zu unterstützen». *Edward Munchs Förderer in Deutschland 1902-1912*, in U. Schneede/D. Hansen (Hg.), *Munch und Deutschland*, Stuttgart 1994, 91-99

- RIETZSCHEL Thomas, *Theodor Däubler. Eine Collage seiner Biographie*, Leipzig 1988
- ROMAINE Suzanne, *Bilingualism*, Oxford 1981
- RÜDIGER Horst, *Mythischer Optimismus. Zu Däublers Tod*, in «Hamburger Tageblatt», 15.6. 1934
- SABA Umberto, *Scorciatoie e raccontini*, A. Mondadori, Milano 1946
- SCHLAF Johannes, *Theodor Däubler. Zu Däublers Vorlesung am 22. November*, in «Der Brenner», Jg. 3 (1912), H. 3, 120-27
- SCHLAF Johannes, *Theodor Däublers religiöse Einstellung*, in «Weimarer Blätter», Jg. 3 (1921), H. 6, 298-04
- SEBRECHT Friedrich, *Theodor Däubler*, in «Weimarer Blätter», Jg. 3 (1921), H. 6, 287-88
- SGAVICCHIA Siriana, *I luoghi della cultura nella Trieste di primo Novecento*, in Luzzatto Sergio/Gabriele Pedullà (cur.), Bd. 3: SCARPA Domenico (cur.), *Dal Romanticismo a oggi*, Einaudi, Torino 2012, 387-99
- SPAINI Alberto, *Teodoro Däubler, triestino*, in «Giornale d'Italia», 30.8.1922
- STEINER George, *Extraterritorial. Schriften zur Literatur und Sprachrevolution*, Frankfurt/M. 1974
- STRECKER Karl, *Wo stehen wir? Streiflichter über die gegenwärtige Dichtung der Deutschen*, in «Tägliche Rundschau», am 4.4.1918, 9.4.1918, 10.4.1918.
- SUSSMANN Richard, *Erinnerungen an Theodor Däubler*, o.J., Theodor Däubler-Nachlaß der Akademie der Künste Berlin, Nr. 559
- SVEVO Italo, *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*, hrsg. von Claudio Magris/Ragni Maria Gschwend, Reinbek b. Hamburg 1983-1990.
- SVEVO Italo, *Opera Omnia*, a cura di B. Maier, dall'Oglio, Mailand 1968
- TUCKER Richard, *A global perspective on multilingualism and multilingual education*, in CENOZ Jasone/Fred Genesee (ed.) *Beyond Bilingualism: Multilingualism and Multilingual Education*, Clevedon 1998, 3-15
- VIVIANI Alberto, *La serata futurista al Teatro Verdi*, in *Giubbe Rosse. Il caffè fiorentino dei futuristi negli anni incendiari 1913-1915*, a cura di Paolo Perrone Burali d'Arezzo, Vallecchi, Firenze 1983, 65-72
- WEER Reinhard, *Der Dichter Däubler*, in «Der Zwinger», Jg. 3 (1919), H. 13/4, 361-62
- WEHINGER Herbert, *Mythisierung und spekulative Vergeistigung. Anmerkungen zum Sprachstil Theodor Däublers*, in Walter Methlagl/Eberhard Saueremann/Sigurd Paul Scheidl (Hg.), *Untersuchungen zum „Brenner“. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag*, Salzburg 1981, 201-17

WO BEGINNT DIE STEPPE? EUROPAS GRENZEN IM OSTEN

von
Klaus-Michael Bogdal
Bielefeld

Die Romvölker nehmen in der Geschichte Europas eine einzigartige Position ein. Sie gehören zu denen, die nicht von Anfang an da waren, die man nicht erwartet hat und die deshalb wieder verschwinden müssen. Sie gelten seit ihrer Einwanderung in Europa als unheimlich, weil sie ‚überall lauern‘ und nach undurchschaubaren Regeln ‚kommen und gehen‘. Daraus erwächst ein konstantes Moment der Wahrnehmung und Begegnung: die Ambivalenz von Verachtung und Faszination. Schon früh, auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, entsteht ein Grundbestand an Bildern, Motiven, Handlungsmustern und Legenden. Und immer wieder schlagen Vernichtungsphantasien in eine eliminatorische politische Praxis um.

Die Verachtung gegenüber den Romvölkern zeigt sich von Beginn an offen und ist nicht selten auch subjektiv intendiert. Die Akteure werden von ihr geradezu überwältigt und missachten nahezu jede moralische Stoppregel.

Ein Beispiel aus jüngerer Zeit. Es handelt sich um eine anonyme Stellungnahme (vom 10. Juni 2011) zu den Auseinandersetzungen um die sogenannten bulgarischen Wanderhuren, die sich in Dortmund niedergelassen haben. Darin heißt es u.a.:

Diese Zigeuner dürfen unser Dortmund nicht weiter verschandeln! Damit meine ich nicht die Bulgaren, sondern die ebenfalls in Bulgarien unerwünschten ROMA, die einfach zu faul sind, etwas für sich oder die Allgemeinheit zu tun. Sie kennen keine Gesetze und keine Ordnung und schmeißen wie im Mittelalter ihren Müll aus den Fenstern! [...] Bald werden sie auch in euren Vorgärten sein und eure Gärten und Keller aufbrechen, euch bedrängen und bedrohen! Wir müssen handeln, solange es noch geht. Wie gesagt, ich beziehe mich nur

auf Zigeuner, denen wirklich alles egal ist und [sic!] das ‚dreckigste Volk‘ auf Erden sind [...]. Ich bin KEIN Rassist, da ich selbst einen Migrationshintergrund habe, aber Zigeuner sind das schlimmste Elend dieser Welt [...].¹

In diesem Text wird ein enges territoriales Denken abgerufen, das nationale Grenze und Gartenzaun, das Landesgebiet und das Privateigentum gleichsetzt. Dahinter stehen unreflektierte Identitätsannahmen, die, ohne qualifizierbare Kriterien für Eigenschaften und Handlungen angeben zu können, den eigenen Lebensalltag absolut setzen. Das Auftauchen der Fremden vor den Gartenzäunen aktiviert die Suche nach Zuschreibungen, die aus ihnen den Prototyp des ‚Anderen‘ machen und löst zugleich ungehemmte Ausgrenzungs- und Vernichtungsphantasien aus. Dass diese Menschen aus dem ‚Osten‘ kommen, erleichtert die Zuschreibungen, wie man an den Reaktionen in Frankreich, Italien, Österreich und Deutschland auf das Erscheinen von Roma aus Bulgarien und Rumänien beobachten kann. Die Angst vor dem Eindringen von Menschen aus dem Osten nach Mittel- und Westeuropa hat eine lange Tradition, die mit der europäischen Einigung nicht einfach verschwunden ist. Und sie wurde seit den Mongolen- und Türkenkriegen immer auch mit den Romvölkern in Verbindung gebracht. Auf diese historische Dimension eines aktuellen Konflikts möchte ich nun aufmerksam machen.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wird die Wahrnehmung des Ostens immer mehr mit der Frage nach der zivilisatorischen Grenze Europas verbunden, nach der Linie also, hinter der ‚die Steppe beginnt‘. In der «Biogeographie»², in der der europäische Raum seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts als «Lebensraum»³ vermessen wird, den bestimmte Rassen zu ihrer Entfaltung beanspruchen, gewinnt die Vorstellung an Gewicht und Einfluss, dass Deutschlands Zukunft von der Eroberung «der Zone Osteuropas, in der der kulturzerstörende Asiatismus die Herrschaft erlangt hat»⁴ abhängt. Die «kulturelle Wüste Innerasiens»⁵ schließe bisher Osteu-

¹ Der Dortmunder, 10. Juni 2011, <http://deutschelobby.wordpress.com/2011/04/04/dortmund-zigeuner> (Stand: 21.11.2011 19:24).

² RATZEL 1923, S. 1.

³ Zur Herkunft des Begriffs siehe KÖSTER 2002, S. 62.

⁴ So der Geograph Hugo Hassinger 1926, zit. n. KÖSTER 2002, S. 106.

⁵ *Ibidem*.

ropa ein. Deshalb gelte es, «die Grenze europäischer Zivilisation» nach Osten voranzutreiben und «dieses Halbasien zu europäisieren»⁶.

Die ‚Fahrt nach dem Osten‘ wird in Debatten über den Lebensraum als gewaltsame Eroberung und Kultivierung des Steppenrands gedacht. Der Raum ‚dahinter‘, die Steppe, soll den besiegten slawischen Völkern bleiben. An diesem Punkt kommen nun die Zigeuner wieder ins Spiel. Sie werden als Gefahr heraufbeschworen, weil sie als Nomaden und Nicht-Europäer die als überlebenswichtig erachteten Grenzen nicht respektieren und die erkämpfte Raumordnung ad absurdum führen. In der neuen Ordnung ist die Grenze des Territoriums ja zugleich auch die Grenze des ‚Volkskörpers‘, dessen ‚Reinheit‘ geschützt werden soll. Grenzsicherungen, das erzählt dann auch die sogenannte «deutsche Grenzlandliteratur», gelingen nur auf radikale Weise durch die physische Vernichtung der Eindringlinge. Die territoriale Grenze wird für die Zigeuner, die sie zu überschreiten suchen, zur Grenze zwischen Leben und Tod, der ‚Lebensraum des deutschen Volkes‘ zu einer Todeszone. Wird der Lebensraum rassentheoretisch gedeutet, dann spitzt sich der territoriale Terror für sogenannte landlose Völker dramatisch zu.

Die Zigeuner, die sich am ‚Rand der Steppe‘ in Osteuropa niedergelassen haben, werden hier zu den degenerierten Abkömmlingen der asiatischen Völker gezählt, die sich mit einer untergeordneten Position begnügen: «Die Zigeuner sind ursprünglich Nomadenstämme, deren wirtschaftliche Grundlage aus einer primitiven Sammelwirtschaft, verbunden mit wirtschaftlichem Parasitismus auf einer höheren ackerbaureibenden Bevölkerung besteht»⁷. Die Raumordnungskonzepte teilen mit den Rassentheorien die Angst vor Vermischung und setzen auf Flurbereinigung, klare Grenzlinien und Entmischung der Bevölkerung. Im Hinblick auf den Osten, der als weiter und ungeordneter Raum wahrgenommen wird, bleiben unterschiedliche Lösungsvorschläge nicht aus. Abhängig davon, wie die Grenzzone konzipiert wird, kann die Steppe an der Donau oder hinter dem Ural beginnen. Dass z.B. Rumänien und Bulgarien nur «einen vorläufig noch bescheidenen Anschluß an die abendländische Kultur gewonnen»⁸ hätten, ist ein symptomatisches Urteil über den Osten Europas in den 1920ern und 30ern.

⁶ *Ibidem.*

⁷ LEBZELTER 1922, S. 24 [Im Original gesperrt].

⁸ BANSE 1934, S. 100.

Die sogenannten «Grenzlanddeutschen» z.B. im österreichischen Burgenland und die inmitten unterschiedlicher Völker lebenden Siebenbürger und Banater Sachsen, die innerhalb der jungen Nationalstaaten Südosteuropas in eine Minderheitenposition geraten sind, gelten in den Raumordnungskonzepten als Bollwerke gegen den Osten. Schon in der Weimarer Republik kritisiert die Schriftstellerin Jo Mihály (1902-1989), dass die dortige «Bevölkerung zu einer erbarmungslosen Kritik und grausamen Beurteilung fremden Elends»⁹ erzogen werde und mit Aggressionen reagiere, wenn «an der Peripherie der Dörfer und Städte [...] die Wagenburgen der Zigeuner»¹⁰ auftauchen. In einem «Milieu, in dem aggressive Deuschtümelei und dumpfe Xenophobie in einer rasch popularisierten Defensivposition zusammenliefen»¹¹, entsteht rasch auch Zigeunerhass.

Besonders militante Züge nimmt die Diskriminierung der Romgruppen im österreichischen Burgenland an, die dort meist in eigenen Siedlungen und Dörfern leben. Diese Entwicklung zeichnet sich erst nach dem Ersten Weltkrieg ab, als das Burgenland nach Volksabstimmungen im von Deutschen, Kroaten und Ungarn bewohnten West-Ungarn als neues österreichisches Bundesland entsteht und ein Teil mit der geplanten Hauptstadt Sopron-Ödenburg mehrheitlich für Ungarn optiert¹². Vor dem Hintergrund des Wahlverhaltens ringt das junge, aus kulturgeographischer Sicht ungarisch wirkende Land forciert mit einer gegen die Minderheiten gerichteten Politik um eine ‚deutsche‘ Identität. Das neue Grenzland darf deshalb nicht länger ein historisch gewachsenes Gebiet der Übergänge der Kulturen und der Völkermischung sein. Als Schutzzone muss es in jeder Hinsicht anders sein als das, was sich jenseits der Grenze befindet und das ‚Eigene‘, das ‚Deutsche‘, auf ideale Weise repräsentieren. In den 1920er bis 40er Jahren wird das Eigene in erster Linie rassistisch verstanden. Das ungarische Tiefland ist nun wieder der Osten: mit Ausnahme des Grenzlandes, das sich zum Vorposten des Abendlandes erklärt. Vielleicht nimmt die Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung der Romgruppen im Burgenland nach dem Anschluss an das Deutsche Reich gerade deshalb besonders aggressive Züge an.

⁹ MIHALY 1980, S. 297.

¹⁰ *Ebd.*, S. 296.

¹¹ OBERKROME 1993, S. 41.

¹² Siehe BURGHARDT 1962.

Das österreichische Burgenland der Zwischenkriegszeit bildet den Schauplatz des erfolgreichen und preisgekrönten Romans *Die Kindlmutter* (1938) von Maria Grengg (1888-1963), die schon 1933, fünf Jahre vor dem Anschluss Österreichs, der NSDAP beiträt. Die Bäuerin Christiane von Schrautt, Christin schon vom Namen her, bewirtschaftet, bedroht von Zigeunern, Ungarn und Juden, an der österreichisch-ungarischen Grenze einen Hof. Sie ist schwanger, als ihr Mann bei einem dubiosen Jagdunfall umkommt, der sich später als von einem Zigeuner begangener Mord herausstellt. Schon zu Beginn des Romans wird die Gefahr, die aus der Steppe droht, suggestiv heraufbeschworen:

Da heckt der zuvörderste geduckte Baum, das Untier, aus dem schwarzen, gekrümmten Leib plötzlich dunkle Brut. Einer, zweie, nein gar drei Dunkle lösen sich los vom Weidenstamm. Weiß funkelt auf aus der bösen Glut schwarzen Blickes, weiß und gierig bleckt Gezäh aus rußgeschwärztem Gesicht¹³.

Bei der «dunklen Brut» handelt es sich um drei Zigeuner von jenseits der Grenze, die glauben, in einem Haus ohne männliches Oberhaupt leichte Beute machen zu können. Immer wieder sucht der Text für sie herabsetzende Benennungen, die sich mit Urängsten vor der Wildnis assoziativ verbinden lassen. Mal werden sie als «schwarze[...] Ottern», dann als «Wölfe» und «Raubzeug» bezeichnet, «aber ein solches, das auf zwei Füßen einerschleicht»¹⁴. Das Gegenbild zur offenen Steppe bildet das schützende Haus: «Der Mund des Volkes nennt das uralte Gebäu an der Grenze gen Ungarn ‚die Not‘»¹⁵. Obwohl dies geographisch nicht zutrifft, liegt es in der Topographie des Grenzlandromans «hier am Uferrand gegen Asien»¹⁶. Auch wenn die Proportionen angesichts des Einbruchsversuchs von drei dilettantisch agierenden Männern nicht stimmen, wird die Geschichte des Mongoleneinfalls und der osmanischen Invasion abgerufen. Es bleibt der Ort, «wo die fürchterlichen Tartaren des Betu-Khan das Abendland haben ersäufen wollen»¹⁷ und «die türkische Sturmflut heraufgebraust ist»¹⁸. Das

¹³ GRENGG 1938, S. 5.

¹⁴ *Ebd.*, S. 6.

¹⁵ *Ebd.*, S. 7.

¹⁶ *Ibidem.*

¹⁷ *Ibidem.*

¹⁸ *Ibidem.*

Klima des Ostens signalisiert die gleiche Bedrohung: «Der ungarische Steppenwind schneidet so grausam wie frischgewetztes Messer. Der Wind schreit. Hunderte von Stimmen sind laut in seinem eisbrennenden Odem. Sie heulen das ‚Allah il Allah!‘ der türkischen Reiter [...]»¹⁹.

Allein schon die Gegenwart einer deutschen Bauernfamilie verwandelt den Steppenrand in einen schützenswerten und schützenden Raum: «Es ist so viel Heimat in der großen, niederen Stube!»²⁰. In den Blut-und-Boden-Imaginationen der Zeit wird das bäuerliche Eigentum gegen die Unsicherheiten und Veränderungen der Moderne ebenso ins Spiel gebracht wie gegen die Mobilität und die Gefahren der Vermischung von Einheimischen und Fremden. Das alles lädt den nächtlichen Überfall der Zigeuner mit Bedeutung auf. Sie wollen nicht einfach in ein Gehöft einbrechen, so legt der Roman nahe, sie greifen den Heimatboden und die ‚deutsche Rasse‘ an, die in der Mutter und dem werdenden Kind verkörpert ist.

Als Vorboten einer neuen ‚asiatischen Flut‘ gelten in der Phase nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie die politischen Revolutionäre von 1918, «die ungarischen Freischärler», die «das deutsche Burgenland wieder fortreißen wollen von Österreich»²¹, und nicht zuletzt die Zigeuner. Ihr Lager im Steinbruch bildet die Gegenwelt zum Hof der deutschen Bauern. In diesem «Rattennest» findet der Betrachter «nichts als Schmutz, kreischende Weiber und schreiende Kinder»²². Als Gegenfigur zur deutschen Bäuerin Christiane erscheint «Akana, die alte weise Mutter der Sippe»²³, die über besondere Kräfte und Heilfähigkeiten verfügt. Einige Erzählpassagen führen wiederholt in das Zigeunerlager. Der Roman verzichtet keineswegs darauf, als ethnographisch kundig zu erscheinen. ‚Zigeunernamen‘ wie Puro, Derseli, Lulusi und Veveritza werden genannt. In den Vordergrund jedoch rücken Beobachtungen, die Ekel und Verachtung hervorrufen sollen, wie die Gewohnheiten, Fleisch so lange zu vergraben, bis es fault, und es erst dann zu verzehren, ein exzessiver Alkoholismus und die Gewalt untereinander. Ein Nachbar Christianes repräsentiert die Haltung der deutschen Bauern: «Er verabscheut ihren Schmutz und ihre Unrast, sie sind für

¹⁹ *Ibidem.*

²⁰ *Ebd.*, S. 11.

²¹ *Ebd.*, S. 18.

²² *Ebd.*, S. 36.

²³ *Ebd.*, S. 61.

ihn überhaupt keine richtigen Menschen, und wenn er an eine Hölle glauben möchte, wären sie für ihn am ehesten eine Art Insassen dieses Ortes»²⁴.

Neben den Zigeunern und den ungarischen Grundherren werden auch die Juden in das Szenario ‚asiatischer‘ Bedrohung eingefügt. Im Sinne des antisemitischen Klischees vom ‚raffenden Spekulanten‘ nutzen sie die finanzielle Bedrängnis einiger deutscher Bauern aus und eignen sich das Land im Grenzgebiet an, um es ‚versteppen‘ zu lassen, wie der jüdische Baron, dessen Gestrüpp «immer wieder hereinwandert auf Wiese und Acker»²⁵. Obsessiv wird jede Nachbarschaft mit anderen Völkern oder Ethnien als ein Eindringen wahrgenommen und löst Ängste vor einer Vermischung und Verwilderung aus. In *Die Kindlmutter* wird die Forderung nach territorialer Schließung mit der Vorstellung verbunden, dass das Überleben des eigenen Volkes vom Ausgang des von den anderen Völkern mit allen Mittel geführten Rassenkampfes abhängt, der mit einer Öffnung schon verloren wäre. Auf der biologischen Ebene seien die zivilisatorisch unterentwickelten Zigeuner – und in gradueller Abstufung auch die Juden und Ungarn – den deutschen Bauern noch überlegen, weil ihr ungezügelt und triebhaftes Sexualverhalten zu einer raschen Vermehrung führe. Auch Akana, die Stammutter der Zigeunersippe, die «vor vier Jahrzehnten» aus dem Balkan an die burgenländische Grenze eingewandert war, herrsche nun über eine fast hundertköpfige Sippe²⁶. Trotz dieser aus rassentheoretischer Sicht beeindruckenden Leistung wird sie keineswegs als nährende und schützende Frau dargestellt. Mit ihr und ihren Nachkommen wächst die Gefahr, den ‚Lebensraum‘ zu verlieren, denn «das Leben fällt aus dem Schoß der Weiber wie Frucht im Herbst von den Bäumen»²⁷. Kulturelle Überlegenheit schlägt unter den Bedingungen zivilisatorischer Verweichlichung in eine bedrohliche numerische Unterlegenheit um. Der Roman schürt die damit verbundenen Ängste: «Und wie die Ratzen heckten sie und würden von Tag zu Tag mehr, derweilen die anständigen Leute schon halb ausgerottet seien durch den Krieg und nachher durch die jüdischen Heiden!»²⁸. Damit führt er mitten hinein in das biopolitische Thema nach dem gewaltsamen

²⁴ *Ebd.*, S. 324.

²⁵ *Ebd.*, S. 320.

²⁶ *Ebd.*, S. 62.

²⁷ *Ebd.*, S. 65.

²⁸ *Ebd.*, S. 118.

Eingriff in demographische Entwicklungen. Während Akana, die weiß, «wie ein Weib fruchtbar wird»²⁹, mit ihren Heilkünsten die Vermehrung der Zigeuner beschleunigt, verlangsamt und verhindert sie gleichzeitig den Kinderreichtum deutscher Bäuerinnen und kroatischer Mägde, denn «sie weiß es, wie man ein unliebsames neues Leben heimlich wegbringt aus dem mütterlichen Schoß»³⁰. Der Roman verurteilt das Verhalten dieser deutschen und kroatischen Frauen als unverantwortlich, selbstsüchtig und unpatriotisch. Die Kinder der Zigeuner, ihr ‚Kapital‘, bilden das Äquivalent zum Geld der Juden. Mit beidem erlangt man auf parasitäre Weise, was andere geschaffen haben. So prophezeit Akana:

Wenn die blonden, weißen Weiber keine Kinder mehr haben wollen, dann werden sie immer weniger werden, da werden sie keine Häuser und keine Ställe mehr brauchen, und die Zigeuner werden sich die Kühe und Pferde und Schweine nehmen können, die warmen schönen Kleider aus den Kästen und das Geld aus den Truhen³¹.

Der Ausbreitung der Zigeuner, die nach rassistischer Logik den ‚Lebensraum‘ der deutschen beanspruchen müssen, wird die Schrumpfung und Vernichtung der deutschen Bevölkerung gegenübergestellt. Die junge Frau eines bei einem ungarischen Gutsherrn angestellten Verwalters, der entlassen werden soll, stirbt nach einer Abtreibung. Die Söhne eines alten Freundes und Nachbarn Christianes wurden nach dem Zusammenbruch der Monarchie von Juden und Bolschewiken umgebracht. Ohne Erben muss das Landgut irgendwann verkauft werden. Der Nachbar empfindet diese Situation als eine Verkehrung natürlicher Ordnung, als er sieht, wie Akana sich im deutschen Grenzland frei bewegt:

Jetzt ist sie Ahnfrau von weit über hundert Stück dunkler Ratten, die nicht säen und nicht ernten, und die der liebe Gott wahrhaftig ernährt wie die Lilien auf dem Felde. Vielleicht hat er sogar Großes vor mit dieser braunen Brut, weil er sie wachsen und sich nähren läßt und uns Deutschen die Söhne metzelt, so daß wir Alten wie die dünnen, toten Bäume einsam dastehen³².

²⁹ *Ebd.*, S. 131.

³⁰ *Ibidem.*

³¹ *Ebd.*, S. 133f.

³² *Ebd.*, S. 216.

Im Roman ist es die Witwe Christiane, die den Grenzkampf instinktiv nicht nur als territoriale Verteidigung, sondern wie die Burgenländischen Nationalsozialisten als Kampf um die Erhaltung ‚deutschen Bluts‘ begreift. Damit, «daß jedes deutsche Kind aus gutem Blut hier am Rand des Abendlandes notwendig und noch immer ein Segen gewesen ist»³³, und nicht mit christlicher Moral, begründet sie die Entscheidung für ihr «vaterloses Kind». Mehr noch adoptiert sie im Gegenzug zu den Machenschaften Akanas das «deutsche» Kind eines Trinkers und einer Lumpensammlerin, das diese seit seiner Geburt vernachlässigen und misshandeln. Sie nimmt mit dieser Kindeswegnahme von sogenannten degenerierten, gemeinschaftsunfähigen Eltern eine nicht nur in Deutschland praktizierte rassenhygienische Maßnahme vorweg. Der Roman deutet die Abwehr und Vernichtung der Anderen als unabdingbare Voraussetzung eines menschenwürdigen Lebens, ohne diesen Widerspruch zu bemerken, und verspricht pathetisch Schutz, Sicherheit, Zuwendung und Lebenssinn in der geschlossenen Gemeinschaft der Eigenen: «Wir Deutsche aus dem Herzen heraus, wir wollen ins Licht einer größeren Menschlichkeit hinaus, dazu müssen wir einer auf den andern hören!»³⁴. Selbst die Brandstiftung der Zigeuner, durch die am Ende der Hof beinahe vollständig vernichtet wird, kann die wiederhergestellte Volksgemeinschaft nicht mehr zerstören. Als Gegenbild zu der von ihrer Stammutter erzeugten und aus der Steppe herangeführten schmarotzenden Zigeunersippe wird jedoch nicht ein soldatischer Männerbund entworfen, der die Angriffe mit seinem stählernen Körper abwehrt, sondern, konsequent rassenbiologisch, die ‚Mutter-Königin‘ wie im Bienenstaat als Ursprung und Mittelpunkt einer wehrhaften Gemeinschaft dargestellt, deren Fortbestand sie zu sichern weiß.

In unserer Zeit sind die ‚asiatischen Horden‘ – vor allem nach dem Zusammenbruch des Sozialismus in Osteuropa – ein wenig außer Sichtweite geraten, bzw. heute eher willkommen als rettende Investoren für ins Schlingern geratende europäische Unternehmen. Als ihr Ersatz bleiben die südosteuropäischen Romvölker, deren soziale Verelendung und Unterentwicklung wie in den rassistischen Raumordnungskonzepten der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts als Unzivilisiertheit und Zurückgeblieben-

³³ *Ibidem.*

³⁴ *Ebd.*, S. 452.

heit gedeutet werden. Wir sollten uns aber darüber im Klaren sein, dass im Hass gegen sie das Ressentiment gegen die bei vielen Westeuropäern in der Gemeinschaft unerwünschten Nachbarn im Osten Europas durchscheint. Vor dem Hintergrund eines über Jahrhunderte angehäuften angeblichen Wissens über sie, glaubt man, wie der eingangs zitierte Dortmunder, an ihnen ungestraft auslassen zu dürfen, was man den anderen antun möchte, sobald sie vor dem eigenen Gartenzaun auftauchen.

Bibliographie

- BANSE Ewald, *Was der Deutsche vom Auslande wissen muß. Eine weltkundliche Fibel*, Leipzig 1934
- BURGHARDT Andrew F., *Borderland. A Historical und Geographical Study of Burgenland, Austria*, Madison 1962
- DER Dortmunder, 10. Juni 2011: <http://deutschelobby.wordpress.com/2011/04/04/dortmund-zigeuner> (download vom 21.11.2011 19:24)
- GRENGG Maria, *Die Kindlmutter*, Berlin 1938
- KÖSTER Werner, *Die Rede über den »Raum«. Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Heidelberg 2002
- LEBZELTER Viktor, *Anthropologische Untersuchungen an serbischen Zigeunern*, in «Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien», 52 (1922), 23-42
- MIHALY Jo [= Elfriede Steckel] *Ein Kommentar zur Zigeunerfrage*, in K. Trappmann (Hg.), *Landstrasse, Kunden, Vagabunden*, Berlin 1980
- OBERKROME Willi, *Volksgeschichte. Methodische Innovationen und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993
- RATZEL Friedrich, *Politische Geographie*, München/Berlin 1923

GUSTAV R. HOCKES REISE INS ‚NEUE ITALIEN‘ (1937)

von
Carl Wege
Bielefeld

Im Europa-Diskurs der Gegenwart hat sich die *Communis opinio* herausgebildet, dass unter den ‚gemeinsamen europäischen Wurzeln‘ vor allem demokratisch-pluralistische Traditionslinien zu verstehen sind, die sich trotz gegenläufiger Tendenzen und einer konflikthafter Entwicklung im 20. Jahrhundert letztlich durchgesetzt hätten. Im krassen Gegensatz dazu wurden von den nach 1933 im Deutschen Reich verbliebenen – *nicht* am westlichen Modell orientierten – Schriftstellern und Journalisten die gemeinsamen transnationalen europäischen ‚Wurzeln‘ und ‚Werte‘ unter gänzlich anderen Prämissen wahrgenommen. Viele von ihnen betrachteten die sich sukzessiv in der Zwischenkriegszeit etablierenden autoritären Regime als *Hoffnungsträger* eines *gleichermaßen* zivilisatorischen Fortschritts und die Bewahrung kultureller Traditionen verheißenden *spezifisch* europäischen Wegs in eine ‚andere Moderne‘ – jenseits des ‚radikalkapitalistischen‘ amerikanischen und des ‚bolschewistischen‘ Entwicklungsmodells. Davon legt neben vielen anderen literarischen Dokumenten unter andern auch das Italien-Buch von Gustav R. Hocke aus dem Jahr 1939 ein beredtes Zeugnis ab.

Gustav R. Hocke wurde 1908 geboren und war Redakteur bei der «Kölnischen Zeitung» – einer der wenigen nach 1933 nicht vollkommen ‚gleichgeschalteten‘ Tageszeitungen im nationalsozialistischen Deutschland. 1937 unternimmt er eine Reise durch das südliche Italien, aus der sein Reise-Roman *Das verschwundene Gesicht* hervorgeht, der zunächst als Vorabdruck in der «Kölnischen Zeitung» erscheint und dann ein Jahr später in Buchform publiziert wird. 1940 avanciert Hocke zum Auslandskorrespondenten in Rom. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird er dann vor allem mit seinen Studien zum literarischen Manierismus in Deutschland bekannt und berühmt. Hocke stirbt schließlich 1985 in Italien, wohin er 1949 erneut und endgültig übersiedelt war.

Um den in meinem Vortrag verwendeten Begriff einer anderen, *europäischen* Moderne zu präzisieren, möchte ich mich im folgenden Kapitel «Stilo razionale» aus Hockes Roman *Das verschwundene Gesicht* zuwenden. Hockes Alterego und Protagonist Manfred begibt sich in *Das verschwundene Gesicht* auf eine Reise durch Süditalien, die ihn sicherlich nicht rein zufällig auch nach Bari, der, so der Autor, «Lieblingsstadt des Fascismus [sic]» führt¹. In dieser Stadt verweben sich Geschichte und Gegenwart miteinander. Manfred folgt sowohl der Spur der Antike als auch der Spur der Faschisten, der fremde Kulturraum wird ihm beim Gang durch die Stadt zum Projektionsraum für eigene Wünsche und Fantasien. Darunter wären vor allem zu nennen: (a) der Wunsch nach Aufhebung der Trennung von Politik und Leben im Zeichen des Faschismus, (b) der Wunsch nach Versöhnung zwischen traditioneller Kultur und moderner Zivilisation und nicht zuletzt (c) der Wunsch nach *Entdifferenzierung* der Wertsphären. Zur Erläuterung: Ich habe den Terminus «Entdifferenzierung» in Anlehnung an Max Webers Definition der Moderne als einen Prozess der *Ausdifferenzierung* der Wertsphären gebildet. Was genau unter «Entdifferenzierung» zu verstehen ist, wird gleich deutlich werden, wenn ich den – sehr bezeichnenden und programmatischen – Anfangssatz aus dem Kapitel «Stilo razionale» betrachte. Er lautet:

Träumende Ingenieure mögen ebenso selten sein wie Poeten, die mit den Rechenstab umgehen. Das neue Bari könnte die Schöpfung eines also gearteten Träumers sein, der nicht irre Fratzen oder eine wirre Gaukelei von Bildern sieht, vielmehr gleichsam eckige Rhythmen aus Stahl und Beton².

Als programmatisch kann man diese Sätze insofern bezeichnen, da hier zwei Sphären miteinander in Verbindung gebracht werden, die gemeinhin eher als einander entgegengesetzt betrachtet werden: Mathematik und Poesie. Es geht darum, an verschüttete Denktraditionen anzuknüpfen und die im Zuge des Modernisierungsprozesses verlorengegangene Einheit der Sphären zurückzugewinnen. Dabei ist der Blick zugleich rückwärts gewandt als auch nach vorn gerichtet. Die ersehnte Einheit der Sphären hat für Manfred sowohl im neuen Bari als auch in den alten Domen Apuliens sichtbare Gestalt angenommen. Der Bogen spannt sich von der Antike übers Mittelalter zur faschistischen Moderne der Gegenwart.

¹ HOCKE 1939, S. 206.

² *Ebd.*, S. 203.

Beim Anblick des Doms von Bitonto gerät Manfred ins Schwärmen; fasziniert von der architektonischen Konstruktion des Gotteshauses, drängt sich ihm der Gedanke nach den «mythischen Ursprüngen» der Geometrie auf³. «Astronomische und astrologische Erfahrungen» hätten sich in der Architektur des Sakralbaus «mit werktechnischen Vorgängen» verbunden⁴. «Hier», im Dom von Bitonto, so formuliert es Manfred mit großem Pathos, «ist die Sehnsucht der Gegenwart Ereignis geworden: *Mythos und Technik haben sich vermählt*».⁵

Das Dilemma der Trennungen, das es auf dem Weg zu einer neuen Einheit der Sphären zu überwinden gilt, wird in Hockes Reise-Roman in unterschiedlichen Varianten beschrieben und dargestellt. Mal geht es um die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Poesie und Mathematik, mal um die ‚Wiedervermählung‘ von Mythos und Technik und ein drittes Mal, in dem Kapitel «Leonardo in Bari», um die Fortführung humanistischer Traditionen im Zeitalter des Rationalismus.

Dort trifft Hockes literarisches Alterego Manfred in einem futuristisch anmutenden Café auf Studenten der juristischen und der medizinischen Fakultät, die zusammen «eine Art von Arbeitsgemeinschaft» bilden (auch in diesem Fall wird das Verbindende, genauer gesagt, das fächerübergreifende Gemeinsame hervorgehoben und nicht das Trennende)⁶. Das Gespräch kreist um Fragen des Fortschritts und um die Rückständigkeit des *Mezzogiorno*. Einer der anwesenden Studenten erklärt, dass Süditalien schon in wenigen Jahren den Norden des Landes ‚eingeholt‘ haben wird. «Aber glauben Sie nicht», fügt der Student hinzu, «daß Italien die humanistische Überlieferung vergessen wird! Wir werden das griechisch-lateinische Erbe mit dem technischen Geist unserer Epoche versöhnen»⁷. Historisches ‚Vorbild‘ für die angestrebte ‚Versöhnung‘ der Gegensätze ist für die studentische Arbeitsgemeinschaft Leonardo da Vinci⁸. Über ihn heißt es in diesem Kapitel, er sei zugleich «Naturwissenschaftler und Mystiker» gewesen und

³ Vgl. *ebd.*, S. 231.

⁴ *Ebd.*, S. 231.

⁵ *Ebd.*, S. 232 [Hervorhebung im Original].

⁶ Vgl. *ebd.*, S. 213.

⁷ *Ebd.*, S. 212.

⁸ Vgl. *ebd.*, S. 213.

vereine wissenschaftliches Denken und künstlerisches Gestalten in seinem Werk⁹.

Sinnbild und sinnfälliges Beispiel für die gelungene ‚Versöhnung‘ und geglückte Synthese zwischen dem ‚Erbe der Antike‘ und dem ‚technischen Geist‘ der Gegenwart ist für Manfred im Kapitel «Stilo razionale» die zugleich traditionsreiche und moderne Hafenstadt Bari. Und dies, obwohl es zunächst den Anschein hat, als ob die Stadt an der Adria sich ganz dem westlichen Rationalismus verschrieben hätte. Vom Turm des neuerrichteten Palazzo della Provincia aus blickt Manfred auf «schnurgerade Straßen» und «Rechtecke von abgezirkelter Genauigkeit»¹⁰ und ihm kommen Zweifel an einer geglückten Synthese von Vergangenheit und Gegenwart. Doch die Zweifel sind unbegründet. Zwar handelt es sich beim ‚neuen Bari‘ um einen Grenzfall, aber die Grenze zur Ultra-Moderne wird nicht überschritten. Manfred gelangt zu folgendem Urteil:

Wären die wolkenkratzerartigen Gebäude höher, der Himmel weniger klar und die grelle Farbe des Gesteins trüber, so würde man an New York oder Chicago zu denken haben, an eine Wiederholung des Amerikanismus im südöstlichen Italien¹¹.

Doch die Gebäude ragen nicht bis in die Wolken, sondern sind lediglich sechs bis sieben Stockwerke hoch, und der Himmel ist klar und die Farbe ungetrübt. Der anfängliche Eindruck, es handle sich um eine ‚amerikanisierte‘ Stadt verflüchtigt sich. Bari offenbart dem Besucher ein Antlitz, das, so Hocke, «mehr ist als Blankheit» und «Glätte», und dieses «Mehr», das Manfred am westlichen Projekt der Moderne vermisst, ist

[...] der normannischen und staufischen Erinnerung verpflichtet, dem großgriechischen Maß des tiefen Südens und der Renaissancewürde des Nordens. Aus all dem hat sich das Moderne des *stilo razionale* ausgewogen. Das Maß ist von der Geschichte aufgezwungen und vom Lichte vorgeschrieben¹².

Anders gesagt: Es handelt sich bei der in Bari entwickelten Moderne des *stilo razionale* um eine «ausgewogene», durch mediterrane Einflüsse mo-

⁹ Vgl. *ibidem*.

¹⁰ Vgl. *ebd.*, S. 203f.

¹¹ *Ebd.*, S. 204.

¹² *Ibidem*.

derierte Moderne. Der Siegeszug der Zivilisation, der sich in Amerika längst in einen Amoklauf verwandelt zu haben scheint, verläuft unterm südlichen Sternenhimmel in anderen Bahnen. Die einst so vermessene Moderne wird neu vermessen. Statt *selbst* Maßstäbe zu setzen – gerade darin bestand ja nach Ansicht der Kritiker der Moderne ihre Vermessenheit und Hybris – wird sie jetzt wieder nach *externen*, ‚*aussermodernem*‘ Vorgaben und Kriterien beurteilt. Hatte beispielsweise der russische Konstruktivist El Lissitzky noch 1925 verkündet, in der modernen Stadt «mißt der Mensch nicht mehr mit seiner eigenen Elle»¹³, das heißt nicht mehr mit seinem eigenen Maße, so entgegnet Hocke 1939 – freilich ohne den Menschen wieder in seine Rechte einzusetzen –, das *Maß der Dinge* sei das historisch gewachsene Maß.

Für Hocke bildet der ‚technische Geist‘ der Gegenwart nicht nur mit dem ‚Erbe der Antike‘, sondern auch mit der Politik des ‚neuen Italien‘ eine Einheit. Der Schlussteil des Kapitels «Stilo razionale» steht ganz im Zeichen des politischen Bekenntnisses zur Diktatur Benito Mussolinis. Hocke spricht vom neuen Bari als der «Lieblingsstadt des Fascismus [sic]»; die Stadt habe ihre «sprunghafte Entwicklung» einzig der Regierung in Rom zu verdanken¹⁴. Mit überschwänglichen Worten preist er die Verdienste des faschistischen Regimes:

Erst durch den Fascismus, der den Ausbau von Bari auf Punkt Eins des Mezzogiornoplanes setzte, begann das plötzliche Aufschnellen [...]¹⁵.

Gustav R. Hocke betrachtet die Diktatur als politisches Pendant zur «ausgewogenen» Moderne europäischen Typs. Als *extremistisch* und *radikal* erscheint Mussolinis Diktatur nur aus der kritischen Außenperspektive der Regimegegner und Demokraten; aus der Binnenperspektive, d. h. aus der Perspektive der mit dem Faschismus sympathisierenden Zeitgenossen wird die ‚neue Ordnung‘ dagegen, gleich dem *stilo razionale*, als durchaus *gemäßigt* und *moderat* wahrgenommen. So schreibt Hockes Kollege Philipp Hildebrandt in seinem Buch *Der Kampf ums Mittelmeer* 1940:

¹³ Vgl. LISSITZKY 1977, S. 83.

¹⁴ Vgl. HOCKE 1939, S. 206.

¹⁵ *Ebd.*, S. 207.

Trotz all seines Temperaments ist der Faschismus im Grunde genommen mehr 'Evolution' als 'Revolution', da er nach dem altrömischen Grundsatz der *Moderatio* handelt und nicht nur neue Werte schafft, sondern zugleich auch alte wieder in Wert setzt¹⁶.

Dem Ideal der politischen «Evolution», «die neue Werte schafft» und «alte wieder in Wert setzt», entspricht in kultureller Hinsicht eine Moderne, die ihre ‚Sturm-und-Drang-Phase‘ hinter sich gelassen hat. Aus dem Modernitätsrausch erwacht, wird den Jugendsünden abgeschworen. Die Zeit der Exaltiertheiten und der «Aufbrüche» ist, so notiert Hocke 1937, vorbei.

Gustav R. Hocke gibt sich in seinem Reise-Roman *Das verschwundene Gesicht* als Freund und Anhänger des italienischen Faschismus zu erkennen. Und nach heutigen Maßstäben ist die Haltung, die er einnimmt, ganz gewiss nicht als ‚gemäßigt‘ zu bezeichnen. Gleichwohl habe ich hier das von ihm favorisierte Konzept einer Überlieferung und Innovation im Zeichen einer durch den Faschismus geprägten Moderne mit dem Begriff *moderate* Moderne umschrieben. Das Radikale und Extreme war aus seiner Sicht – um es noch einmal auf dem Punkt zu bringen – der Amerikanismus und die «überamerikanische» Wolkenkratzer-Moderne und *nicht* der italienische Faschismus mit seiner kaum je 7 Stockwerke überschreitenden faschistischen Architektur der 30er Jahre.

Literatur

HOCKE Gustav R., *Das verschwundene Gesicht. Ein Abenteuer in Italien*, Leipzig-Markkleeberg 1939.

LISSITZKY El, *Eine Serie von Hochhäusern für Moskau*, in ders, *Proun und Wolkenbügel. Schriften, Briefe, Dokumente*, Dresden 1977, 83ff.

HILTEBRANDT Philipp, *Der Kampf ums Mittelmeer*, Stuttgarter 1940.

¹⁶ HILTEBRANDT 1940, S. 499. Hervorhebung von WEGE 1937, S. 7.

BINDUNGEN UND BRÜCHE DER IDENTITÄT
IN NARRATIVEN INTERVIEWS DEUTSCHSPRACHIGER
EMIGRANT/INN/EN IN ISRAEL

von
Simona Leonardi
Neapel

Die literarischen Ausformungen der traumatischen Exilerfahrungen von Menschen, die sich gezwungen sahen, Nazi-Deutschland bzw. die von Deutschland annektierten Gebiete aus rassistischen und politischen Gründen zu verlassen, sind allgemein bekannt (der Begriff *Exilliteratur* wird auf Deutsch bekanntlich im engeren Sinn für die von Emigrant/inn/en aus Nazi-Deutschland verfasste Literatur verwendet¹). Die unter (1) und (2) aufgeführten Gedichte von Mascha Kaléko (im September 1938 nach New York ausgewandert, von 1966 bis 1975 in Jerusalem) und von Else Lasker-Schüler (1933 aus Deutschland emigriert, zuerst in die Schweiz, dann von dort aus nach Palästina) geben verschiedenen Aspekten des Exils Ausdruck.

1) Mascha Kaléko, 1938
Sozusagen ein Mailied
[...]
Manchmal, angesichts neuer Bekanntschaft
Mit üppiger Flora, – glad to see –
Sehnt sich in mir nach magerer Landschaft,
Sandiger Kiefer, weißnichtwie.
Was wissen Primeln und Geranien
Von Rassenkunde und Medizin ...

¹ Vgl. z.B. den Katalog der Exilsammlungen der Deutschen Nationalbibliothek, der «die Exilpublikationen und die Archivalien des Deutschen Exilarchivs 1933-1945 in Frankfurt am Main und den Bestand der Sammlung Exil-Literatur 1933-1945 in Leipzig» umfasst (<<https://portal.dnb.de/>>).

Ob Ecke Uhland die Kastanien
Wohl blühen? (KALÉKO 2012, S. 178).

2) Else Lasker-Schüler, 1944
Aus der Ferne (Zweite Fassung)
Die Welt, aus der ich lange mich entwand,
Ruht kahl, von Glut entlaubt, in dunkler Hand;
Die Heimat fremd, die ich mit Liebe überhäufte,
Aus der ich lebend in die Himmel reife.

Es wachsen auch die Seelen der verpflanzten Bäume
Auf Erden schon in Gottes blaue Räume,
Um inniger von Seiner Herrlichkeit zu träumen (LASKER-SCHÜLER 1996,
S. 329).

Auf der Grundlage dieser traumatischen Erfahrung verflochten sich oft in der Literatur widersprüchliche Äußerungen, zum einen solche, die die Brüche in der eigenen Identität thematisieren und zum anderen solche, die die noch bestehende Bindung zur ursprünglichen Heimat bezeugen.

Im Folgenden möchte ich darstellen, wie diese beiden Themen der Bindungen bzw. der Brüche in der eigenen Lebensgeschichte und die damit verbundene Frage nach der Identität auch in den narrativen Interviews des Korpus *Emigrantendeutsch im Israel* zum Ausdruck gebracht worden sind und welche besonderen Merkmale sie aufweisen, die insbesondere durch eine Metaphernanalyse ans Licht kommen können.

Das Korpus *Emigrantendeutsch im Israel* (IS)² umfasst narrative Interviews mit jüdischen Emigranten aus deutschsprachigen Gebieten Europas, die meistens in den 1930er Jahren nach Palästina auswanderten. Der Großteil der Gespräche (Dauer: 1 bis 3 Stunden) wurde im Rahmen eines von Anne Betten geleiteten DFG-Projekts (1989-1994) über Sprache und kulturelle Identität der Emigranten 50-60 Jahre nach ihrer Immigration in Palästina/Israel aufgenommen. 1998 wurde das Korpus IS, das relativ we-

² Vgl. BETTEN 1995 und BETTEN/DU-NOUR 2000. Die Interviews und deren Transkripte sind am IDS Mannheim/Deutsches Spracharchiv/Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD) archiviert und unter <<http://dgd.ids-mannheim.de>> zugänglich (Korpus IS). Von Anne Betten u. Mitarbeiterinnen (Kristine Hecker/Bologna, Miryam Du-nour/Jerusalem und Eva Eylon/Tel Aviv) wurden über 160 Interviews durchgeführt.

nige Aufnahmen mit Emigrant/inn/en aus Österreich enthält, um weitere 25 Interviews mit ehemaligen Österreicher/innen ergänzt³.

1.1 «IDENTITÄT» UND KORPUS *EMIGRANTENDEUTSCH IM ISRAEL*

Alle westlichen Kulturen gelten als Kulturen der Identität (ASSMANN & ASSMANN 2006): «das Menschenbild der neuzeitlich westlichen Kultur ist zentral vom Begriff der Identität als ihrem normativen Zentrum geprägt. Dieses Zentrum ist keineswegs als statisch oder als rigide festgelegt zu verstehen. Es lässt beträchtlichen *Wandel* zu, macht aber vor Formen der *Verwandlung* entschieden halt» (ASSMANN 2006, S. 25).

Entgegen dieser zentralen Auffassung von Identität mussten die deutschen Juden zuerst, später aber auch die Juden aus den von Deutschland besetzten bzw. annektierten Gebieten, erleben, wie in der Zeit des Nationalsozialismus ihre bisherige Identität durch wiederholte nationalsozialistische, antisemitische Fremddefinitionen angezweifelt und bedroht wurde.

Diese Fremddefinitionen haben natürlich Auswirkungen auf die soziale Identität der Juden, d.h. auf eine Identität, die durch soziokulturelle Faktoren bestimmt ist und die sich an sozialen Rollenmustern orientiert. Es handelt sich um eine Identität, die durch andere bestätigt, umgestaltet oder abgelehnt werden kann. Im Lauf der Zeit wird auch die staatsbürgerliche Identität der Juden in diskriminierender Weise verändert.

Die staatsbürgerliche Identität ist nach ASSMANN & ASSMANN (2006, S. 12) «rein deskriptiv, auf unverwechselbare Differenz hin festgelegt». Nach 1933 vermehren sich aber die rechtlichen Beschränkungen gegen Juden. Das bezeugt z.B. auch der Inbegriff der staatsbürgerlichen Identität, d.h. der Reisepass, mit dem ab 1938 aufgestempelten roten «J»⁴. Die Nürnberger Gesetze hatten aber schon drei Jahre vorher nicht nur akribisch die «jüdi-

³ Dieses Korpus (ISW), bei dem die Gespräche von je zwei Interviewer/innen (Studierenden u. Lehrenden an der Universität Salzburg) geführt wurden, ist ebenfalls am IDS archiviert und über die DGD zugänglich. In den Jahren 1999 bis 2006 wurde von Anne Betten das Korpus ISZ erstellt, das 62 Interviews mit der 2., größtenteils bereits in Palästina/Israel geborenen Generation umfasst (meist Kindern der Interviewpartner der Korpora IS und ISW; Dauer 60 bis 200 Minuten). Auch diese Aufnahmen sind am IDS Mannheim archiviert (Korpus ISZ).

⁴ Grundlage dafür war die Verordnung über Reisepässe von Juden vom 5. Oktober 1938, vgl. «Verordnung über Reisepässe von Juden».

sche Identität» definiert, sondern auch einen neuen Rechtsstatus mit vollen politischen Rechten eingeführt, den Rechtsstatus des «deutschblütigen Reichsbürgers», der Juden vorenthalten ist. Demnach können Juden nur noch «Staatsangehörige» sein (vgl. ESSNER 2002).

Ich kann hier nicht auf die Etappen der Ausgrenzung und Verfolgung der Juden näher eingehen, es ist aber klar, dass diese Fremdpositionierungen⁵ die Identität der Juden tief beeinflusst haben. Auf der anderen Seite ist Israel kein beliebiges Einwanderungsland, was mehrmals im Korpus *Emigrantendeutsch in Israel* und späteren Ergänzungen thematisiert wird: Erez Israel durfte für Juden nicht weniger als «das gelobte Land», «das Land der Väter» darstellen (vgl. auch BETTEN 2010, S. 29). Aber diese Auffassung wird erheblich in Frage gestellt: ich nenne hier nur zwei stark vereinfachte Punkte: 1) zu dieser Zeit existiert kein Israel, sondern Palästina, das unter englischem Mandat steht; 2) es existieren demnach auch keine «Israelis» im heutigen Sinne, d.h. eine Mehrheitsgesellschaft, in der die Neueinwanderer/innen ihre personale und ethnische Identität weiter entwickeln können. Dazu kommt, vermehrt während und nach dem 2. Weltkrieg, eine starke antideutsche Stimmung, die sich auch gegen die deutsche Sprache und Kultur richtet, deren Träger/innen in Palästina/Israel ja Juden aus deutschsprachigen Ländern sind⁶.

Das Konzept der «narrativen Identität», wie es zuerst von Paul RICOEUR (z. B. 1990) entwickelt wurde, ist eine Identitätsauffassung, die bei der Analyse der biographischen Interviews des Korpus *Emigrantendeutsch im Israel* fruchtbare Perspektiven eröffnen kann⁷. Die interviewten Personen erzählen ihre Lebensgeschichte, die sich als Prozess der Identitätsherstellung

⁵ Die Perspektive der *Positionierung* fokussiert die diskursiven Handlungen, mit denen ein Sprechender «sich zu einer sozial bestimmbar Person macht [...] und mit denen er dem Interaktionspartner zu verstehen gibt, wie er gesehen werden möchte (*Selbstpositionierung*)» (LUCIUS-HOENE & DEPPERMAN 2004b, S. 168f.). *Fremdpositionierung* bezeichnet hingegen die Positionszuweisungen an andere Personen. Zur Positionierung im sozialen Raum vgl. auch HARRÉ & VAN LANGENHOVE 1999.

⁶ Vgl. dazu auch die in BETTEN & DU-NOUR (2000, S. 95-98, Kap. 1.5.1 «Boykott des Deutschen in der Hitler- und Nachkriegszeit») gesammelten Aussagen aus dem Korpus IS. Für eine Darstellung der deutschen Sprache in Palästina/Israel vgl. NEUBURGER (2013).

⁷ Die Interviews aus dem Korpus IS und späteren Ergänzungen wurden mehrfach im Horizont des Begriffs der «narrativen Identität» analysiert, zum Korpus IS vgl. z.B. THÜNE (2010), die u.a. auf die Rolle sprachvariierender Sprechens in der Redewiedergabe und auf die damit verbundene Identitätsfacetten eingeht, und BETTEN (2013), die v.a. den Aus- und

konfiguriert (vgl. RICOEUR 1990, 1991; LUCIUS-HOENE & DEPPELMANN 2004a). Im Rahmen des (dialogischen) Interviews nimmt dieser Prozess eine interaktive Dimension an, in der die erzählende Person Aspekte der eigenen Identität aushandelt (vgl. LUCIUS-HOENE 2000, [5-6]), weil in der Art und Weise, wie sie ihre vergangene Person in der Erzählung auftreten lässt und an den Reaktionen der interviewenden Person orientiert, «Facetten und Strategien von Identitätsarbeit sichtbar [werden], in denen personale und soziale Aspekte des erzählten wie des erzählenden Ich in der Situation selbst verhandelt werden» (LUCIUS-HOENE & DEPPELMANN 2004b, S. 168). In diese narrative Identität, d.h. eine Identität, die im Medium des Erzählens entwickelt wird, fließen sowohl «die diachrone, auf einen Plot hin orientierte Perspektive des Erzählens» und die «alltäglichen [...] Praktiken der Identitätsherstellung und -darstellung» (LUCIUS-HOENE & DEPPELMANN 2004b, S. 167) ein.

Wenn das Ich aus seiner Vergangenheit erzählt, stellt es aus der heutigen Perspektive Verbindungen zu früheren Stufen des Ichs und dessen Erlebnissen her (vgl. STRAUß 1989, S. 182). Dies ist der Prozess des Erinnerns, in dem die *memoria* als Kraft auftritt, durch die die Lebensgeschichte der Person mit der historischen Vergangenheit verknüpft wird (ASSMANN 1999, S. 29). Die produktive Kraft des Erinnerns zeigt sich auch darin, dass beim Erzählen Emotionen berührt werden. Dies geschieht auf unterschiedliche Weise, und nicht nur beim direkten Ausdruck von Gefühlen z.B. durch Prosodie oder Lexik (vgl. FIEHLER 2001), sondern am gesamten «Emotionspotential» eines Textes (SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 131f, 212ff.). Das Emotionspotenzial einer sprachlichen Äußerung ist eine textinterne Eigenschaft, die von seinem Referenz- und Inferenzpotenzial bestimmt wird. Es besteht sowohl aus emotionsbezeichnenden als auch aus emotionsausdrückenden Worten bzw. Formulierungen; darüber hinaus spielen dabei auch Fokussierung, Perspektivierung und damit verbundene Evaluierungen eine wichtige Rolle. Da emotionale Zustände oft durch Metaphern kodiert werden (vgl. SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 200ff.), tragen auch metaphorische Formulierungen zum Emotionspotenzial einer Äußerung bei.

Umbau der Identität in den narrativen Selbstinszenierungen im Rahmen des Interviews verfolgt.

1.2. METAPHERN

Emotionale Zustände werden häufig durch Metaphern kodiert (vgl. SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 200ff.), was auch durch Ergebnisse der Biographieforschung (z.B. STRAUB & SICHLER 1989; SCHMITT 2000 und KARL 2007) hervorgehoben wird. Nach dem Ansatz, den ich bei dieser Metaphernanalyse benutzen werde, sind Metaphern Träger kognitiver Strukturen. Populär wurde dieser Ansatz v.a. dank Arbeiten, die im Rahmen der kognitiven Linguistik entstanden sind, v.a. LAKOFF & JOHNSON (1980); LAKOFF (1987), wobei schon frühere Arbeiten, z.B. von Hans BLUMENBERG (z.B. 1960) und Harald WEINRICH (z.B. 1963 u. 1967) in eine ähnliche Richtung gehen.

In der kognitiven Linguistik wird davon ausgegangen, dass auch hinter alltäglichen sprachlichen Formulierungen metaphorisch strukturierte Konzepte des Denkens stehen, die unser Handeln und Fühlen bestimmen. Demnach sind metaphorische Formulierungen keine uneigentlichen und vereinzelt sprachlichen Ausdrücke; vielmehr stellen sie die Versprachlichung einer metaphorisch strukturierten Denkweise dar, die das menschliche Kognitionssystem durchgehend organisiert und durch die, was abstrakt bzw. was unbekannt ist, analog zu etwas Konkretem bzw. Vertrautem in Verbindung gesetzt wird.

Alle sprachlichen Formulierungen, in denen Bedeutungen von einem «Bildspender» bzw. «Herkunftsbereich» (*source domain*) auf einen «Bildempfänger» bzw. «Zielbereich» (*target domain*)⁸ übertragen werden, gelten nach dieser Auffassung als Metapher. Das ist eine sehr weite Definition – sie ebnet Differenzierungen wie Symbol, Vergleich u.a. ein und fokussiert nur auf den Prozess der Übertragung vom semantischen Gehalt eines Phänomens auf ein anderes.

Anhand eines kurzen Beispiels aus einem Interview versuche ich, die Auffassung von Metapher zu klären, die in den folgenden Ausführungen verwendet wird. Hans Simon Forst (Bsp. 3, für genauere Angaben hierzu vgl. unten Bsp. 4) sagt

⁸ Die Termini *Bildspender* und *Bildempfänger* gehen auf Weinrich (z.B. 1958) zurück; die entsprechenden Bereiche heißen bei LAKOFF & JOHNSON (z.B. 1980) *source domain* und *target domain*, die ins Deutsche mit «Herkunftsbereich» oder auch «Ursprungsbereich» und «Zielbereich» übersetzt werden.

(3) HF: Wir waren, wir wurden *herabgesetzt*.

Die für Metaphern kennzeichnende Übertragung besteht darin, Beziehungen aus einem Bereich («Bildspender»; «Herkunftsbereich»), der in konkreten und vertrauten körperlichen Wahrnehmungen/Tätigkeiten/Gegenständen verankert ist (z.B. *oben* ist positiv besetzt, *unten* ist negativ besetzt; Bildspender), und der sich deswegen leicht in Worten fassen lässt, in einen Bereich zu projizieren, der unscharfe Konturen hat und der mit komplexeren Erlebnissen verbunden ist («Bildempfänger», «Zielbereich»: hier «sozialer Status»). Das Ergebnis ist die metaphorische Konzeptualisierung **SOZIALES UNTEN IST NEGATIV**⁹.

Eine solche Übertragung aus körperlichen Wahrnehmungen/Tätigkeiten/Gegenständen zu abstrakteren Erlebnissen wurzelt nach LAKOFF & JOHNSON (1980) in unserer Grunderfahrung als abgeschlossenes Körperganzes, sowie in unserer alltäglichen Interaktion mit unserer Umwelt, die aus Objekten und Personen besteht. Viele metaphorische Formulierungen funktionieren also über Vergegenständlichung einerseits und Personifizierung andererseits.

1.3. KORPUS

Meine Ausführungen werde ich anhand von zwei Interviews aus dem Korpus IS illustrieren, d.h. an Interviews Anne Bettens mit Hans Simon Forst und Ruth Tauber und anhand von einem Interview aus dem Korpus ISW, das von Hyeong Min Kim und Ingrid Rabeder (Studierende aus Salzburg) mit Shoshana Beer geführt wurde.

Um die Einstellung der interviewten Person zum Thema Identität und v.a. zu dem, was ihr Verhältnis zu Deutschland/Österreich betrifft, zu verstehen, scheint es mir wichtig, hervorzuheben, dass Hans Simon Forst aus einem religiösen Elternhaus stammt und früh mit der zionistischen Bewegung in Verbindung kommt. Die beiden weiteren Interviewten kommen im Gegensatz dazu aus sehr assimilierten Familien; während es Ruth Tauber gelang, mit ihrem Mann nach Palästina auszuwandern, wohin später auch ihre Eltern nachkamen (die ältere Schwester war schon da)¹⁰, konnten

⁹ Metaphorische Konzeptualisierungen werden konventionsgemäß mit KAPITÄLCHEN dargestellt.

¹⁰ Die Schwiegereltern sind aber in der Shoah umgekommen.

Shoshana Beer und ihre Schwester nur dank der Jugendalija¹¹ mit einem Kindertransport nach Palästina kommen – ihre Eltern sind in der Shoah umgekommen.

2. HANS SIMON FORST

Hans Simon Forst wurde 1917 in Kastellaun, Hunsrück, in einer Bauernfamilie geboren; 1934 bricht er das Gymnasium ab, von 1935 ist er auf *Hachscharah* ('Umschichtung') als Lernender (Landwirtschaft) in Luxemburg; 1937 wandert er nach Palästina aus, wo er anfangs in einem Kibbuz lebt, später im Militär und in der Industrie tätig ist; während er noch arbeitete, begann er ein Abendstudium in jüdischer Geschichte (M.A.), das er nach der Pensionierung intensiver – mit Schwerpunkt auf dem Landjudentum – betrieben hat.

Im Textbeispiel (4) schildert Hans Simon Forst Anne Betten¹² seinen letzten Besuch in Deutschland 1936, d.h. nach den Nürnberger Gesetzen, und in diese Erzählung lässt er auch den Grund einfließen, warum er den Entschluss gefasst hat, nach Palästina auszuwandern (und nicht nach Amerika, wie seine älteren Brüder).

4. ([IS--_E_00039] – Kasette 1, Seite A, 32 min – 35 min 53 s¹³)

HF: Ich war von '35 wie gesagt, von Mitte '35 bis März 1937 in Luxemburg und war, zuhause war ich noch ein Mal, und zwar, ich glaube, es war zu Pessach 1936, das letzte Mal. Und da hat man mir gesagt, dass die jungen Leute manchmal festgenommen werden und dass es gefährlich sei, nach Deutschland zurückzukehren

AB: Also das hat man sozusagen nicht von der Familie, aber so von der jüdischen Gemeinde –

HF: Von der jüdischen Gemeinde und auch mein Vater. Später kam auch noch

¹¹ *Jugendalija* bezeichnet die Einwanderung von jüdischen Jugendlichen aus Nazi-Deutschland und annektierten Gebieten ins britische Mandatsgebiet Palästina. Die Organisation gleichen Namens bereitete die Auswanderung aus Deutschland und die Unterbringung in Wohnheimen in Palästina vor, denn die Jugendlichen emigrierten ohne Eltern, für die die britischen Behörden keine Visa ausstellten.

¹² Interview Anne Betten (AB) mit Hans Simon Forst (HF), Eichstätt, 19. Mai 1994 [IS--_E_00039].

¹³ Hier und in den folgenden Textbeispielen werden die im Lauf der Abhandlung analysierten Ausdrücke und metaphorischen Komplexe *kursiv* hervorgehoben.

mal mein Vater nach Luxemburg und, um mich dazu bewegen, zu bewegen, zusammen mit meinen Brüdern nach Amerika, nach Amerika zu gehen statt nach Israel, aber ich hab darauf bestanden, wie, wie gesagt, an dem *Aufbauwerk* in Palästina teilzunehmen, ich war, denn ich war überzeugt davon, dass das der *richtige Weg* ist für Juden, die aus Deutschland, na, wie soll man sagen?, *vertrieben* wurden oder *herausgeekelt* wurden?

AB: Noch ein harmloser Ausdruck, für das, was passiert ist, ja?

HF: Gut, es war ja 1935 noch nicht so, noch nicht so schlimm.

AB: Na ja, aber trotzdem.

HF: Aber es war keine, es war eben keine, keine Zukunft.

AB: Na ja, sicher.

HF: Wir waren, wir wurden *herabgesetzt* und haben *uns* noch *gefühlt* als, als *Bürger zweiter Klasse, dritte Klasse*. Ich hatte da noch ein sehr unangenehmes Erlebnis auf, als ich nach Hause fuhr.

AB: Ja, Entschuldigung, ich hab kurz unterbrochen. Sie hatten gerade noch

HF: Als ich, ja, als auf der auf der Reise nach Kastellaun über Trier, Hermeskeil und Simmern, da sind irgendwo in der Nähe von, von Hermeskeil sind ein paar Jungens eingestiegen in Uniform und darunter waren auch einige Bekannte aus Kastellaun, und ich hab, bin im selben Coupé gesessen wie die und, aber *für die war ich Luft*. Sie haben mir, sie haben weiter, sie haben mich nicht bemerkt, sie haben, sie haben *keine Notiz* von mir genommen. Einer von ihnen war sogar mein Nachbar, ein, ein, na, ist ja egal, wie er hie/, Alfred Eberle hieß er, lebt schon nicht mehr. Und das ist *ein sehr unangenehmes Gefühl*, wenn man mit, mit Leuten, mit denen man gespielt hat, mit denen man sich auch mal gezankt hat, dass man auf einmal für sie nicht mehr bestanden hat. Und da ist mir, ist mir richtig zu Bewusstsein gekommen [...].

Forst benutzt zuerst die konventionellen Metaphern vom «Bau» (*Aufbauwerk*, der die Konzeptualisierung ORGANISATION UND DIE DAMIT VERBUNDENE ARBEIT SIND ARBEIT AN EINEM GEBÄUDE zugrunde liegt) und vom «Weg», beide positiv besetzt (der *Weg* ist zudem als «richtig» markiert), um auf den Prozess der Einrichtung und Ausgestaltung eines jüdischen Staates in Palästina hinzudeuten. Diesem positiven Wunschbild stellt er die aktuelle (1936) Lage der Juden in Deutschland entgegen, «die aus Deutschland, na, wie soll man sagen?, *vertrieben* wurden oder *herausgeekelt* wurden», d.h. er benutzt zuerst ein lexikalisiertes Bild der gewaltsamen Ausgrenzung, das er gleich darauf mit dem Ausdruck *herausgeekelt* intensiviert. Beiden Bildern liegt die Leitmetaphorik von GESELLSCHAFT ALS BEHÄLTER (zu der *container*-Metapher vgl. LAKOFF & JOHNSON 1980, S. 73 f.), bzw.

von Zentrum/Peripherie zugrunde, wobei das Zentrum positiv besetzt ist. Im Ausdruck *herausgeekelt* wird das Bild des Ausstoßens (Präfix *heraus*, das eine Bewegung von Innen nach Außen ausdrückt) mit einem anderen Ausdruck kombiniert, was eine ganzkörperliche emotionale Abwehrreaktion (s. Schwarz-Friesel 2013, S. 152) zeigt (*ekelt*), die einen starken Gegensatz zur positiv besetzten *Inkorporation* (d.h. «Integration») darstellt. Beide Formulierungen sind Passiv-Konstruktionen, in denen «die Juden» zu Fremdpositionierungen gezwungen werden.

Die weiteren metaphorischen Formulierungen «Wir waren, wir wurden *herabgesetzt* und haben uns noch gefühlt als, als *Bürger zweiter Klasse, dritte Klasse*» beziehen sich auf die rechtlichen Maßnahmen gegen die Juden, die Auswirkungen auf ihre soziale Identität hatten. Die Passiv-Konstruktion «Wir waren, wir wurden *herabgesetzt*», mit dem Präfix *herab*, drückt, wie oben schon erwähnt, eine Verminderung aus (*herab* = nach unten; unten = schlecht), die einer Fremdpositionierung entspricht. Im Ausdruck «haben uns noch gefühlt als, als *Bürger zweiter Klasse, dritte Klasse*» wird ein Wir-Gefühl¹⁴ vermittelt, als Folge der Herabsetzung, ein Gefühl der Erniedrigung und des Nicht-mehr-Dazugehörens. Diesem liegt das Bild vom Klassifizieren zugrunde, wobei die zweite und dritte Klasse als Abgrenzung zur positiv besetzten ersten Klasse gelten. Erst nach dieser metaphorischen Formulierung kommt es zu einem verbalen Ausdruck von Gefühlen, die nicht metaphorisch kodiert, sondern durch ein emotionsbezeichnendes Lexem benannt werden (hierzu vgl. SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 137 f.): «Ich hatte da noch ein sehr *unangenehmes* Erlebnis». Diese Aussage dient als *abstract* (vgl. LABOV & WALETZKY 1967) für die folgende Erzählung, die als Illustration für die bisher geschilderten Gefühle gilt.

Forst erzählt hier eine Episode von seinem letzten Besuch in Deutschland im Jahre 1936, als er von Luxemburg zu seiner Familie fährt: Er sitzt im Zug und in seinen Wagen steigen junge Leute in Uniform ein, von denen er etliche kennt, denn sie sind aus derselben Stadt wie er, Kastellaun. Diese jungen Leute nehmen aber von ihm keine Notiz, oder, wie er noch prägnanter vorher formuliert: «für die war ich *Luft*». Diese extreme Distanzierung, das Nicht-Mehr-Erkennen-Wollen, ist für Forst offensichtlich der Inbegriff der Ausgrenzung. Diesem Phraseologismus entspricht die

¹⁴ Zur Rolle der Personalpronomina als Indikatoren von Positionierungen vgl. BETTEN (2007) und MAJER (2012).

metaphorische Konzeptualisierung WICHTIG IST GROSS, UNWICHTIG IST KLEIN, die zu den äußersten Konsequenzen der «Unsichtbarkeit» getrieben wird. Die Wendung «für die war ich Luft» drückt eine Fremdpositionierung aus, die wie eine «Hexerei» wirkt: wie in einem (bösen) Märchen wird er in Luft verwandelt.

An dieser Stelle greife ich erneut die Überlegungen über Identitätskulturen auf. Im bereits erwähnten (von Aleida und Jan Assmann herausgegebenen Band) *Verwandlungen* ist eine Sektion dem Thema «Verwandlung in Identitätskulturen» gewidmet, die einen Aufsatz Gerhard Neumanns mit dem Titel *Kafkas Verwandlungen* enthält. Am Beispiel von Kafkas Erzählungen erörtert Neumann, wie Verwandlung in Identitätskulturen «ein[en] Schock, ein plötzliches Herausfallen aus der Kultur» darstelle. Ein ähnliches Schockgefühl erlebt Hans Simon Forst, wenn er von seinen Bekannten ignoriert wird. Zu beachten ist auch, dass Forst denselben Phraseologismus («ich war Luft für sie»; «ich war für die Luft») auch in beiden Interviews mit Eva Eylon benutzt, die 1991, d.h. drei Jahre vor dem hier in Detail analysierten Interview stattfanden¹⁵.

¹⁵ HF: [...] Irgendwo nach Hermeskeil, da war ein, ein, ein Militärlager und ein Teil von den Jungens waren dort. Ich weiß, das war irgendwie ein, ein eine vormilitärische Schule usw., und sie haben mich sie haben mich nicht angerempelt, aber sie haben, sie haben sich

EE: Distanziert?

HF: distanziert, überhaupt nicht, *ich war Luft für sie*. Es war mir sehr unangenehm, dann hat mein Vater hat mir dann klargemacht, als ich nach Hause kam, dass es angebracht wäre, nicht mehr zu kommen, denn hier und da sind Leute verhaftet worden. Das war 1936, '36

(Interview Eva Eylon (EE) mit Hans Simon Forst (HF); Universität Bar Ilan, 25. November 1991 (Version 1) [IS--_E_00037]).

HF: Aber wie ich das erste Mal von dort nach Hause fuhr zu den Feiertagen, hatte ich ein sehr unangenehmes Erlebnis, denn auf dem, unterwegs stiegen ein in den Zug Jungens, mit denen, die die ich kannte von der Schule aus, also frühere Klassenkameraden.

EE: Mitschüler.

HF: *Und ich war für die Luft*. Sie haben mich, sie haben, sie haben mich nicht angerempelt, aber auch nicht mit mir gesprochen. Und es war ein sehr unangenehmes Gefühl, man hatte stundenlang zusammengesessen in, in einem Coupé.

(Interview Eva Eylon (EE) mit Hans Simon Forst (HF); Universität Bar Ilan, 25. November 1991 (Version 2) [IS--_E_00038]). Das zweite Interview Eylons mit Forst erfolgte unmittelbar nach dem ersten, da sie – irrtümlich – glaubte, das erste Gespräch sei aus technischen Gründen nicht aufgenommen worden.

Aus diesen ersten Ausführungen wird klar, dass metaphorische Äußerungen in Texten bzw. in Gesprächen oft nicht isoliert vorkommen; sie können vielmehr über mehrere Sätze hinweg als «fortgesetzte Metaphern» entwickelt werden, in denen jeweils Repräsentationen aus dem Bildempfänger X systematisch mit Repräsentationen aus dem Bildspender Y ersetzt werden (vgl. dazu SKIRL & SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 65ff.), oder auch als «Metapherncluster» auftreten, wenn mehrere metaphorische Formulierungen mit unterschiedlichen Bildspendern dicht aufeinander folgen (vgl. KOLLER 2003; SEMINO 2008, S. 24). Es entstehen Metaphernkomplexe, die zur Kohärenzeta-blierung und gesteuerten Kotextualisierung beitragen (vgl. SKIRL & SCHWARZ-FRIESEL 2013, S. 65ff.). In den hier analysierten Gesprächsausschnitten hebt Hans Simon Forst durch die metaphorischen Formulierungen verschiedene Aspekte des Identitätsbruchs nach und nach hervor und stellt sie aus verschiedenen Perspektiven dar. Eine hohe Metapherndichte markiert oft die Stellen, wo die affektiv-emotionale Komponente besonders stark wird¹⁶.

Später im Interview wirft Anne Betten explizit die Frage der Identität auf:

(5) ([IS--_E_00039] – Kasette 2, Seite A, 0 min – 4 min 16 s)

AB: Herr Forst, wir hatten gerade ein Gespräch [nicht aufgenommen, S.L.], wo wir drüber gesprochen haben, wie hat sich eigentlich die *Identität verändert*, der Menschen, die so ein Leben wie Sie haben, in ganz verschiedenen Welnteilen und mit diesem Schicksal, da hatten Sie gerade was ganz Interessantes begonnen.

HF: Ja, wir werden oft gefragt, besonders in Deutschland an unserem Heimatsort, warum wir nicht, warum wir nicht *zurückgekommen* sind. Oder damals, kurz nach dem Krieg, als wir das erste Mal erschienen, warum wir nicht *weitermachen* wollen, warum wir nicht *zurückkommen* wollen. Und da musste ich den Leuten klarmachen erst mal, dass hier sich eine *ganz grundsätzliche Änderung* kam, die mit *unserer Identität zu tun haben*. Es hat sich ein *Identitätswechsel*, es ist ein *Identitätswechsel eingetreten*, der *anfang mit dem Verlassen von Deutschland*, in meinem Fall mit, ich glaub mit siebzehn Jahren, als ich mein Elternhaus verließ und mit dem Gedanken, nach Palästina auszuwandern. Dieser dieser *Wechsel kam dann auf Hochtouren* im Moment, wo

¹⁶ Für weitere Beispiele aus dem Korpus IS, in denen ein emotionales Crescendo durch hohe Metapherndichte markiert wird vgl. THÜNE & LEONARDI 2011 und THÜNE 2013 (bes. S. 148-149).

wir uns beschließen wo wir uns mit der hebräischen Sprache vertraut machen mussten. In meinem Fall war das so, dass ich mir einfach, dass ich einfach beschlossen habe, keine deutsche Literatur zu lesen für eine bestimmte Zeit und nur am Anfang mit Hilfe von einem Wörterbuch nur erst die Zeitung und dann auch Bücher zu lesen. Das war, man könnte sagen, innerhalb von ein paar Monaten war das erledigt, und wenn man mich gefragt hätte, wer ich bin, aus welchem Land ich komme, hätt ich glatt gesagt: *Aus Palästina. Und nicht nicht aus Deutschland.* Dabei muss man aber bedenken, dass ich natürlich die siebzehn Jahre, die ich in Deutschland war, knappe siebzehn Jahre, dass ich die natürlich nicht verleugnen kann; ganz im Gegenteil: *meine Muttersprache ist Deutsch Deutsch geblieben, meine Kindheitsgefühle, was sie die Heimat anbelangt, die frühere Heimat anbelangt, sind dieselben geblieben, und was auch die wahrscheinlich meine Charakterbildung und meine grundsätzliche Weltanschauung betrachten betrifft, ist das eben aus, stammt das aus dieser ersten Periode; aber meine weitere Entwicklung hat eine eine total andere Richtung eingenommen, sodass ich sagen kann, dass ich eine ganz andere Identität angenommen hab, in dem in dem Moment, wo ich palästinensischen Boden betreten habe.* Die Sache ist dann soweit gekommen, dass ich heute mich besser in Hebräisch ausdrücken kann als in Deutsch, und wenn ich mal einen Vortrag halten soll und mir die Wahl bleibt, welche Sprache zu wählen, würde ich ohne weiteres Hebräisch wählen und nicht Deutsch. In manchen Fällen sogar Englisch statt Deutsch, weil ich diese Sprache in meinem Stu Studium mehr benützt habe als Deutsch.

AB: Aber, was glauben Sie denn, wie tief Sie jetzt in die hebräische Kultur *hingewachsen* sind, in den verschiedenen Sparten, also zum Beispiel ist mir immer gesagt worden, es ist wichtig, wenn man die *Tiefe* der hebräischen Sprache kennen will, dass man auch das ganze Bibelhebräisch kennt. Nun sind Sie ja aus einer religiösen Familie an sich, aber ich weiß nicht, wie weit Sie das vom Sprachlichen her jetzt auch mit drin haben, in Hebräisch. Wie weit sind Sie in moderne hebräische Literatur *reingewachsen*, ist das nur eine bestimmte Sparte, die man dann im Berufsleben, im Alltagsleben oder was sich erobert hat mit dieser neuen Sprache, oder kommt man mit 17 noch in all diese Dinge hinein, die ja doch durch so ne Schulausbildung und durch Elternhaus und so dann häufig schon so *vorgeprägt* sind, dass sie doch ein ganzes Leben weiterwirken, *wie mischen sich diese zwei Kulturwelten dann in Ihnen?*

Hans Simon Forst spricht von «ganz grundsätzliche Änderung, Änderung kam, die mit unserer Identität zu tun haben», von «Identitätswechsel» und fängt an, die Etappen dieses Wandels zu verdeutlichen. Die erste Etappe ist das «Verlassen von Deutschland», die zweite entscheidende Etappe

ist der «Moment, wo ich *palästinensischen Boden* be betreten habe». Er entwickelt somit eine metonymische Beziehung zwischen «Identität» und «Land», wiederum in der zweiten Etappe metonymisch durch den konkreteren *Boden* ausgedrückt. Dem palästinensischen Boden wird quasi eine «magische» Kraft verliehen, die ihm ermöglicht «eine ganz andere Identität» anzunehmen.

In diesem Textbeispiel kommen weitere bildliche Ausdrücke vor: um auf die Beschleunigung des Wandlungsprozesses durch das Erlernen der neuen Sprache hinzuweisen¹⁷, greift Forst auf ein Bild aus dem Bereich der Technik (Motor): «kam dann auf Hochtouren». Es konkurrieren ferner zwei verschiedene Bilder von Identität: wenn Forst sagt, er wolle nicht die «siebzehn Jahre, die ich in Deutschland war verleugnen», dann sagt er: «meine Muttersprache ist Deutsch Deutsch geblieben, meine Kindheitsgefühle, was sie die Heimat anbelangt, die frühere Heimat anbelangt, sind dieselben geblieben, und was auch die wahrscheinlich meine Charakterbildung und meine grundsätzliche Weltanschauung beträcht betrifft, ist das eben aus, stammt das aus dieser ersten Periode».

Es entsteht hier ein Bild von Identität, das einem Behälter entspricht, wo all diese Komponenten aus den frühen Jahren aufbewahrt sind. Das bedeutet aber auch, dass Forst keine «ganz andere Identität» (wie er selbst später sagt) annimmt, es ist keine «Verwandlung», denn Elemente seiner früheren Identität (die seiner eigenen Aussage nach nicht wenig und unwichtig sind) bleiben weiterhin bestehen. Gleich danach sagt er aber: «meine weitere Entwicklung hat eine *eine total andere Richtung eingenommen, sodass ich sagen kann, dass ich eine ganz andere Identität angenommen hab*». Der erste Teil dieser Formulierung geht auf den Bildspender «Weg» zurück, und ist somit viel dynamischer als die vorherige Aussage. Diesem «Weg»-Bild liegt die metaphorische Konzeptualisierung DAS LEBEN IST EINE REISE (LAKOFF & TURNER 1989, S. 3-4) zugrunde; es handelt sich in diesem Fall um ein Leben, das zu einer grundlegenden Umorientierung gezwungen wurde.

¹⁷ Eine Analyse metaphorischer Formulierungen in einem anderen Interview aus dem Korpus IS (= IS--_E_00002) mit Bezug auf die deutsche und hebräische Sprache und Kultur findet sich in LEONARDI 2010; speziell auf die Sprachenfrage fokussiert sind BETTEN 2011a, 2011b, 2012, 2013.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs greift Hans Forst die Identitätsfrage wieder auf:

(6) [IS--_E_00039] – Kassette 2, Seite A, 15 min 17 s – 17 min 43 s

HF: Ich möchte hier noch etwas zum Ausdruck bringen, das vielleicht über meine Weltanschauungen irgendein ein be ein besseres Bild gibt: Die die alte Generation, also meine Generation heute, steht sehr vielen Erscheinungen, Problemen, kulturellen Erscheinungen sehr kritisch gegenüber in Israel und kommt manchmal auf Schlussfolgerungen folgerungen, die meiner Ansicht nach nicht richtig sind. Ich bin immer immer, ich hab, also ich hab das Gefühl, als ob wir das das große Recht gehabt haben, *einer ganz enormen historischen Entwicklung* teilgenommen zu haben oder wenigstens *Zeugen dieser Entwicklung* gewesen sind und dass wir nur stolz darauf sein können, dass wir dabei waren. Und es kann, kann uns keiner, keiner kann uns nachsagen, dass wir nicht jeder in seinem an seinem Platz unsere Pflichten und Schuldigkeit getan haben. Und wir erwarten jetzt von der von der zweiten, vielleicht von der dritten Generation, dass sie *das Werk weiterführen* und dass sie wahrscheinlich es besser machen werden als wir. Wenn Sie fragen werden, warum, will ich Ihnen sagen: Wir haben, ob ob wir es wollen oder nicht, *wir tragen irgendwie das, was wir nennen Goles, Galut, tragen wir irgendwie in unserer Seele mit*. Und dieses dieses Gefühl hat irgendwie die die die Wirksamkeit unserer Arbeit irgendwie *beeinträchtigt*. Und auch die die Einschätzung, der Wert die die dieser Arbeit irgendwie *verfälscht* in gewissen Maßen. Deswegen bin ich der Meinung, dass man, dass man der Generation, die wir erzogen haben, die sich hier dann gebildet hat und die auch die auf vielen Gebieten bewiesen hat, dass sie leistungsfähig ist, gucken Sie nur das Militär an, die Errungenschaften der jüngeren Generation in Literatur, in Wissenschaft, Landwirtschaft, in der Industrie, können wir nur, so können wir nur stolz darauf sein, dass wir es geschafft haben, diese Generation zu erzeugen.

Forst bezeichnet die Jahre, die er in Israel verbracht hat (d.h. die Gründungsjahre des jüdischen Staates), als eine «ganz enorme historische Entwicklung», an deren Verwirklichung seine Generation (d.h. die erste Generation der nach Palästina Eingewanderten) nur nicht voll und ganz beteiligt war («wenigstens Zeugen»). Aus Forsts Worten geht hervor, dass es etwas gibt, das seiner Generation erschwert hat, an der Arbeit, an der Entwicklung (= «Werk») voll teilzunehmen: «Wir haben, ob ob wir es wollen oder nicht, wir tragen irgendwie das, was wir nennen Goles, Galut, tragen wir irgendwie in unserer Seele mit». Jiddisch/jüdisch-deutsch *goles*, hebräisch *galut* bedeuten 'Zerstreuung' im Sinne von 'Diaspora' und haben sowohl eine

rein geographische Dimension ('fern von Israel') als auch eine existentielle Dimension, d.h. Zustand und Gefühl der Alienation, Entfremdung und Entwurzelung¹⁸. Hier ist die Identität (= *Seele*) wiederum ein «Behälter», der auch die Komponente vom *Goles*, *Galut* enthält. Aus dem benutzten Verb *tragen* geht hervor, dass es besonders mühselig ist, diesen Bestandteil seiner *Seele* mit sich zu führen. Nicht nur das: es ist genau dieser Bestandteil, der «die Wirksamkeit unserer Arbeit irgendwie beeinträchtigt»; nachher benutzt Forst einen noch extremeren Ausdruck: *verfälscht*. Als ob es eine Art Hexerei wäre.

Im weiteren Gespräch, an das Thema der Identität anschließend, stellt Anne Betten folgende Frage:

(7) [IS--_E_00039] – Kassette 2, Seite A, 23 min 05 s – 24 min 31 s

AB: Und vom Psychischen her, vom Selbstgefühl würden Sie wahrscheinlich hoffen, dass die *ganzen großen seelischen Verletzungen*, die Ihre Generation speziell, aber vielleicht insgesamt auch immer vielleicht so ein kompliziertes Leben in der Diaspora mit sich gebracht haben, nicht mehr fortzusetzen, oder ist das ne ganz komische Formulierung?

In seiner Antwort geht Forst wieder auf die Identitätsfrage ein, indem er seine Andersartigkeit gegenüber den Sabres¹⁹ hervorhebt.

HF: Ähm (.) Ich glaube, ähm diese Frage kann man allgemein nicht stellen, denn je wenn Sie wenn Sie mich fragen, was mich anbelangt, so glaube ich nicht, dass ich ich habe das ich habe nicht das Gefühl, dass ich irgendwie äh seelisch belastet bin, obwohl ich obwohl mir hat es mir zum Bewusstsein gekommen ist, dass ich äh anders bin als als die *sabres*, die in in Israel geboren und aufgewachsen sind. Das heißt noch nicht, dass dass ich äh deswegen ein ein Minderwar () Minderwertigkeitsgefühl haben soll oder habe, ähm ein Einwanderer, auch wenn er schon sehr früh hier war, hat eben trägt eben mit sich den die die Keime, die er die er von () von außen gebracht hat [...].

Um das zu verdeutlichen, benutzt Forst erneut ein Behälter-Bild: «ein

¹⁸ Vgl. ZWEIG (1978, S. 103): «Immer, wenn einer – Prophet oder Betrüger – in den zweitausend Jahren des Golus an diese Saite gerührt, war die ganze Seele des Volkes in Schwingung gekommen, nie aber so gewaltig wie diesmal, nie mit solchem brausenden, rauschenden Widerhall»; hierzu s. GELBER (2013, S. 21-24).

¹⁹ Mit *sabre* (eigentlich 'Kaktusfeige') werden die in Palästina/Israel geborenen (jüdischen) Israelis bezeichnet (im Gegensatz zu den Eingewanderten).

Einwanderer, auch wenn er schon sehr früh hier war, hat eben trägt eben mit sich die Keime, die er von außen gebracht hat». Der Einwanderer, hier nicht unbedingt der jüdische Einwanderer wie im vorigen Beispiel, bringt einen Bestandteil aus seinem Ursprungsland mit sich. Diesmal geht es um etwas Konkretes, Biologisches, das nicht nur die Verbindung zum Ursprungsland für die Vergangenheit (für sein früheres Ich) bezeugt, sondern das als etwas Lebendiges auch im Einwanderungsland weiterleben wird. Es bleibt die Frage offen, um welche *Keime* es sich in dem Bild handelt: geht es um botanische Keime, d.h. Samen, bzw. erste Triebe einer Pflanze, die positiv besetzt sind und denen die Grundidee einer positiven Entwicklung zugrunde liegt, oder geht es um *Bakterien*, die das neue Land 'infizieren' können? Beide Interpretationen sind möglich, denn aus beiden geht eine Vorstellung hervor, nach der die Bindung der Einwanderer an ihr Ursprungsland auch im Laufe der Jahre bestehen bleibt und weiterhin Folgen im Einwanderungsland hat.

3. RUTH LUISE TAUBER

Ruth Tauber wurde 1919 in Oberschlesien geboren und ist in Breslau aufgewachsen; 1938 wandert sie mit ihrem Mann nach Palästina aus, wo sie sich im von deutschsprachigen Einwanderern neu gegründeten Moschaw (d.h. 'Dorfkooperative') Sde Warburg niederlassen.

Am Anfang des Gesprächs²⁰ mit Anne Betten schildert Ruth Tauber kurz, was 1933 für ihr Leben bedeutet hat:

(8) [IS--_E_00129_SE_01], Kassette 1, Seite A, 1 min 14 s – 2 min 20 s

RT: Also meine Kindheit war in Ordnung, war schön, ich möchte sagen, bis '33, 1933 war ich schon fast 14, das war ein sehr, *ein großer Einschnitt*, wenn man geglaubt hat, deutsch zu sein und jüdische Religion, *plötzlich ist einem der Boden unter den Füßen weggenommen worden*. Man hat uns klar, auch in der Schule schon, zu verstehen gegeben, *wir gehören nicht mehr dazu*. Das war eigentlich *ein tiefer Einschnitt*. Zum Glück war ich durch einen Freund schon dem Zionismus nahe gekommen und habe mich sehr bewusst mit dem Zionismus beschäftigt, um ein Äquivalent zu haben *für eine verlorene Heimat*.

²⁰ Interview Anne Betten (AB) mit Ruth Luise Tauber (geb. Schönfeld) (RT), Sde Warburg, 28. April 1991 [IS--_E_00129_SE_01].

Ruth Tauber sagt gleich, dass 1933 für sie ein *großer Einschnitt* war, d.h. sie benutzt eine konventionalisierte Metapher des Abbruchs, mit der eine Konzeptualisierung des LEBENS ALS ORGANISCHES WACHSTUM verbunden ist; dies wird durch die Modifikationen *sehr* und *groß* intensiviert. Als Hintergrund für den «großer Einschnitt» wird ihre bisherige Überzeugung angegeben: «deutsch zu sein und jüdische Religion». Um ihr damaliges Gefühl der Ratlosigkeit auszudrücken, benutzt Ruth Tauber einen metaphorisch motivierten Phraseologismus (einen Somatismus – «plötzlich ist einem der Boden unter den Füßen weggenommen worden»). Das Ergebnis dieser antisemitischen Maßnahmen ist im Satz «wir gehören nicht mehr dazu» enthalten, der aber, da er von «Man hat uns klar, auch in der Schule schon, zu verstehen gegeben», eingeführt wird, als Fremdpositionierung zu verstehen ist. Am Schluss dieser erinnerten Zeitspanne nimmt sie den Ausdruck *Einschnitt* wieder auf, wobei sie das beigefügte Adjektiv variiert (*groß* wird zu *tief*, dadurch wird die untere Dimension des «Schnittes» hervorgehoben).

Im selben Gesprächsausschnitt erzählt Ruth Tauber auch, wie für sie der Zionismus ein «Äquivalent [...] für eine verlorene Heimat» wurde. Aus dieser Formulierung geht hervor, dass sie im Gegensatz zu der Einstellung von Forst keine Distanz zu Deutschland als Heimat hat – die Heimat ist verloren, aber sie bleibt die Heimat (das will nicht sagen, dass sie Israel nicht als ihre *neue* Heimat betrachtet, wie sie selber an einer späteren Stelle im Gespräch präzisiert: «außerdem haben wir ja gewusst, das ist unsere neue Heimat, ein zurück gibt es nicht mehr»). Zu beachten ist, dass sowohl in diesem Interview als auch im Interview mit Hans Simon Forst das Wort *Heimat* ins Gespräch von der interviewten Person eingeführt wird, wobei es sich in diesem Interview mit Ruth Tauber um die erste Okkurrenz des Wortes im Gespräch handelt.

Von einer Stelle fast am Ende des Interviews kommt der Gesprächsausschnitt unter (9), wo Ruth Tauber erzählt, wie die allgemeine Einstellung gegenüber deutschsprachigen Menschen und der deutschen Sprache war, als sie in Palästina ankam:

- (9) [IS--_E_00129_SE_01], Kasette 2, Seite A, 43 min 32 s – 43 min 03 s
 RT: Schauen Sie, dass – ich bin ja kein Prophet und ich bin auch, wie gesagt, heute, also als wir kamen, wurden wir ganz *scheel* angesehen von – denn wir waren aus Hitler, also aus dem Lande von Hitler, nicht und die deutsche Spra-

che war verpönt. Aber heute ist das ganz anders, die Menschen haben im Laufe der Jahre gesehen, dass die Jeckes sehr viel Positives, sie haben zwar über uns Witze gemacht und über uns gelacht, aber dass es dem Land sehr viel Positives gebracht hat.

Interessanterweise benutzt sie hier, um ein weiteres negatives Erlebnis auszudrücken, noch einmal einen Somatismus.

Anne Betten wirft dann eine Frage zum Verhältnis zu Deutschland und zu eventuellen Erinnerungen daran auf:

(10) [IS--_E_00129_SE_01], Kasette 2, Seite A, 14 min 0 s – 14 min 14 s

AB: In welcher Form haben Ihre Eltern noch von Deutschland gesprochen mit Ihnen.

RT: Ja gut, sie haben schon sehr viel von Deutschland gesprochen, so war das *nicht, dass das weggewischt war*.

AB: Ja ja

RT: Und, ich meine, Sie wissen doch, *Erinnerung ist das einzige Reich, aus dem man nicht vertrieben werden kann*.

Zuerst bejaht Ruth Tauber, dass Erinnerungen an Deutschland weiter bestehen, indem sie sagt, dass ihre Eltern in Palästina/Israel häufig von Deutschland erzählt hätten. Dann fügt sie eine lexikalisierte Metapher des Gedächtnisses bzw. der Erinnerungen hinzu: «nicht, dass das weggewischt war», der das traditionsreiche Bild des Gedächtnisses als Tafel (vgl. z.B. ASSMANN 1999, S. 150f.) zugrunde liegt. Daran schließt sie eine weitere metaphorische Wendung an: «Erinnerung ist das einzige Reich, aus dem man nicht vertrieben werden kann». Es handelt sich um ein von Jean Paul stammendes²¹ weit verbreitetes geflügeltes Wort, das Ruth Tauber bei ihrer Interviewerin als vertraut voraussetzt («Sie wissen doch»), und das sie aus dem Gedächtnis zitiert. Bemerkenswert die (wohl unbewusste) Ersetzung vom *Paradies* des Originals mit *Reich*: dadurch schaltet Ruth Tauber die religiösen Assoziationen aus, die im Jean Pauls Original vorhanden sind, so dass die Wendung besser zum Schicksal ihrer Familie passt.

Ein weiterer Gesprächsausschnitt (11) macht klar, was Ruth Tauber unter «Deutschland» versteht:

²¹ *Impromtū's, welche ich künftig in Stammbücher schreiben werde*. (1811) 29. *Erinnerung* (richtig heißt es: «Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus welchem wir nicht getrieben werden können»).

(11) [IS--_E_00129_SE_01], Kassette 2, Seite A, 24 min 32 s – 25 min 38 s

RT: Und ich muss ehrlich sagen, also dort wo wir her sind, da würden wir ja nie mehr hinfahren, das ist ja heute Polen. Deutschland ist ein sehr schönes Land, jetzt als Land, so eine schöne Natur, die die spricht einen an, das heißt zum Beispiel jetzt bei meiner Reise wie ich die Schneeglöckchen gesehen habe, also ich bin dann fast verrückt geworden. Ähm das sind Sachen aus der Kindheit, *die kann man sich nicht rausreißen*, also die Natur und die Liebe zur Natur, dadurch dass wir wirklich viel sehr aufrechte Freunde haben, aber wirklich echte Freunde, fahre ich halt gerne nach Deutschland.

Die «Sachen aus der Kindheit», wie sie sagt, sind extrem wichtig, «kann man sich nicht rausreißen», d.h. bleiben feste Bestandteile der eigenen Identität (ob man will oder nicht), der wieder ein «Behälter»-Bild zugrunde liegt. Offensichtlich sind diese für sie aber an keinen festen Ort gebunden: – sie sagt ausdrücklich, dass sie nicht nach Breslau fahren würde, denn es sei heute Polen, d.h. es gehört nicht mehr zum deutschen Kulturkreis, es wird dort nicht mehr Deutsch gesprochen. Die Bindung, die sie zu «Deutschland» fühlt, ist die Bindung zu der «deutschen» Natur und zur deutschen Kultur im allgemeinen.

Aus dieser Perspektive überrascht folgender Gesprächswechsel nicht:

(12) [IS--_E_00129_SE_01], Kassette 2, 31 min 21 s – 31 min 49 s

RT: [...] ich staune sehr oft, wie er [d. h. ihr ältester Sohn Chanan] Interesse hat und, nicht dass er, dass er () er fühlt sich bestimmt nicht als Deutscher, aber wie viel Interesse er an, an auch an intellektuellen Dingen hat, mit die aus Deutschland kommen und so weiter.

AB: Ist das so, dass er *die Wurzeln* seiner Familie aus dem – also ich meine –

RT: *Aus Deutschland* zieht.

AB: *Aus Deutschland* –

RT: *sieht, ja, ja, ja.*

AB: *mitbekommen möchte.*

Dadurch bezieht Ruth Tauber auch ihren Sohn in die Generationenfolge mit ein, die in Deutschland verwurzelt war, wie sie und ihr Mann und die Eltern und Schwiegereltern in Deutschland verwurzelt waren. Dieser Prozess ist nicht mit der Auswanderung zu Ende gegangen (der älteste Sohn Chanan wurde 1944 in Sde Warburg geboren). Auch wenn es in diesem Fall Anne Betten ist, die das durch die deutsche Geschichte stark beladene

Wort *Wurzeln*²² ins Gespräch einführt, wird der Satz, in dem das Wort als Objekt vorkommt, von den beiden Gesprächsteilnehmerinnen ko-konstruiert. Anne Betten bricht nach Verzögerungsphänomenen ihren Redebeitrag ab, der aber von Ruth Tauber wiederaufgenommen und vollendet wird, indem sie den Ursprungsort der *Wurzeln* präzisiert und das Verb *zieht* einfügt, das sofort in der nächsten Sequenz durch *sieht* korrigiert wird. Durch die Fortführung des Satzes und die dreifache Bejahung ratifiziert sie Anne Bettens Wortwahl.

Ruth Tauber ist sich dessen bewusst, dass ihre Bindung zur deutschen Kultur und zur deutschen Sprache nicht überall in Israel dieselbe Akzeptanz gefunden hätte wie in Sde Warburg:

(13) [IS--_E_00129_SE_01], Kasette 2, 36 min 13 s – 37 min 18 s

AB: bei Ihnen jetzt im Denken in allem, was sie lesen, bis auf so Alltagsdinge und so, doch ganz stark noch diesem alten Kreis verbunden, wie lebt sich da damit?

RT: Da muss ich auch etwas sagen, vielleicht ist das nicht ganz normal, ich habe immer gesagt, *my home is my castle*, wie der Engländer sagt, äh *meine Heimat ist Sde Warburg*, obwohl ich ein anständiger Israeli bin, ja. Aber ich habe ja einen Luxus gehabt, *auf einer Insel zu leben*. Das könnte man so sagen. Auch wie ich dann beruflich gearbeitet habe, da haben die Leute weniger auf meine Deutschkenntnisse Wert gelegt wie auf die anständigen Puppen, ja zum Beispiel. Und wie ich nach Hause gekommen bin, war ich, das war eben mein Zuhause und ds das ist etwas, wenn ich, das ist im Grunde genommen nicht ganz Israel, das sag ich sehr oft, das ist eine *Insel*.

Um ihre besondere Situation in Sde Warburg zu beschreiben, benutzt

²² Zur Wurzel-Metaphorik im Korpus IS vgl. THÜNE & LEONARDI 2011, wo u.a. auch klar hervorkommt, wie Metaphern häufig keine individuellen Schöpfungen, sondern kulturell, oft transkulturell geprägt sind. Zu erwähnen ist ferner, dass seit Jahren an allen israelischen Schulen das Projekt *Schoraschim* (d.h. 'Wurzeln') läuft, in dessen Rahmen die Schüler/innen v.a. den Großeltern bzw. der älteren Generation über ihre Wurzeln Fragen stellen. Zum Projekt und zu seiner Rolle dafür, dass die Generation der Großeltern oft zum ersten Mal über Episoden aus der eigenen Vergangenheit erzählt vgl. BETTEN 2011, S. 55. In BETTEN & DU-NOUR (2004, S. 378f.) wird das Projekt von einem Gesprächspartner thematisiert «Jetzt gibt es in den Schulen ein Projekt, das Sie interessiert. Der Enkel meiner Schwägerin ist diese Woche zu mir gekommen, er muß eine Arbeit über das Elternhaus, die *schoraschim*, die Wurzeln seiner Großeltern. Und jetzt vor drei Tagen ruft mich meine Enkelin an, sie möchte zu mir kommen, sie soll über die Familiengeschichte schreiben» (vgl. IS--_E_00083, Interview Anne Betten und Myriam Du-nour mit Hermann Joseph Mayer, Jerusalem 17.4.1990).

Ruth Tauber einen englischen Phraseologismus; auch in diesem Fall (wie schon vorher im Fall vom Zitat Jean Pauls) passt sie es an ihre Situation an, indem engl. *home* zu *Heimat* wird und *castle* zu *Sde Warburg*. Sie relativiert gleich ihre Aussage, indem sie sagt «obwohl ich ein anständiger Israeli bin, ja». Um ihre Situation zu verdeutlichen, benutzt sie weitere bildliche Ausdrücke, mit denen sie zufrieden ist («Das könnte man so sagen»): «Aber ich habe ja einen Luxus gehabt, auf einer Insel zu leben». *Sde Warburg* wird dann zur *Insel*, und hat entsprechend eine eigene Dynamik; auf dieser Insel zu leben, wird als *Luxus* bezeichnet. Weiter im Text bestimmt sie näher, was sie mit dem Bild der Insel meint: «nicht ganz Israel, das sag ich sehr oft, das ist eine Insel», um schließlich wieder das Insel-Bild wiederaufzunehmen.

4. SHOSHANA BEER

Shoshana Beer wurde 1927 als Renée Rothfeld in Wien geboren; 1939 wanderte sie mit der Kinderalija nach Palästina aus, wo sie bis 1944 in einem Kinderheim lebte. Während ihre ältere Schwester ebenso dank der Jungendalija nach Palästina kommen konnte, sind ihre Eltern in der Shoah umgekommen. In ihrem 1998 von zwei Studierenden aus Salzburg (Hyeong Min Kim und Ingrid Rabeder) geführten Interview²³ betont sie wiederholt, wie ihre Kindheit von den traumatischen Erlebnissen der Ausgrenzung geprägt wurde. Wenn sie z.B. in ihrer in mehrere Gesprächsbeiträge gegliederten Antwort zur ersten Leitfrage Ingrid Rabeders – «Können Sie uns vielleicht über die Zeit in Wien ein bisschen erzählen? Woran Sie sich noch erinnern?» – die Kristallnacht und ihre Erinnerungen daran erwähnt (Bsp. 14), präzisiert sie als (zeitliches) Orientierungsdetail für die Zuhörerinnen, dass sie zu diesem Zeitpunkt schon «aus der Schule rausgeschmissen», die ganze Familie «aus Wohnungen rausgeschmissen» worden sei.

(14) [ISW-_E_00004], 6 min 34 s – 7 min 01 s

SB: ich erinnere mich noch an ne schreckliche Sache und das war die Kristallnacht
IR: Mhm.

SB: Da war ich schon mit meiner Mutter und im ++ h/, und natürlich aus der Schule *rausgeschmissen*, *aus Wohnungen rausgeschmissen*, das Übliche und +

²³ Interview Hyeong Min Kim (HK) und Ingrid Rabeder (IR) mit Shoshana Beer (SB), Jerusalem, 1. Dezember 1998 [ISW-_E_00004].

das war ein fürchterlich/, ich hab das überhaupt nicht verstanden, ja, ich wollte + ich wollte ++ schimpfen, ich wollte um mich schlagen, (also was), mei/Mutter hat mich zurückgehalten, was verstehtn ein Kind (das ä) oder sowas passiert, oder sowas?

Kurz darauf ergänzt Ingrid Rabeder ihre erste Leitfrage mit «Und wie war damals in Wien, ähm/ Sind sie schon sehr früh mit Antisemitismus in Konfrontation geraten, oder in der Schule zum Beispiel?». Die Antwort Shoshana Beers lautet

(15) [ISW-_E_00004], 8 min 57 s – 9 min 36 s

SB: Äh i/ wir wurden *aus der Schule herausgenommen*.

IR: Mhm.

SB: Ja, wir kam, mussten *woanders* (...). Wir sind da, ich weiß nicht, ob sie Wien ke/ also ich weiß (...) erstens mal hat man die Juden konzentriert dann im zweiten Bezirk mehr, und dann mussten wir ä im Prater irgendwo in eine Schule gehn + ja? Schule fahrn, *aus aus der andern Schule rausgenommen und dorthin fahrn, aus den Gymnasium rausgenommen* + und in die jü/ in die Schule, wo nur jüdische Kinder aus ganz Wien anscheinend warn.

Als Erstes führt sie die Vertreibung aus der Schule an («wir wurden aus der Schule herausgenommen»); das Verb *herausnehmen* wird dann in enger Abfolge noch zweimal (mit dem Präfix in der umgangssprachlicheren Variante *raus*) wiederholt. Den lexikalisierten metaphorischen Formulierungen, die durch das Verb und die damit verbundenen von der Präposition *aus* eingeleiteten Syntagmen, die die Vertreibung *aus* einem bestimmten Ort (*Schule, Gymnasium*) fokussieren, liegt erneut die Konzeptualisierung GESELLSCHAFT ALS BEHÄLTER zugrunde. Dadurch schildert Shoshana Beer ihr damaliges Gefühl des Ausgegrenzt-Seins.

Zur emotional beladenen Textkonstruktion gehören neben Selbstkorrekturen («wir kam, mussten *woanders*»; «in eine Schule gehn + ja? Schule fahrn, *aus aus der andern Schule rausgenommen und dorthin fahrn, aus den Gymnasium rausgenommen*»; «in die jü/ in die Schule») und Verzögerungsphänomenen («in eine Schule gehn + ja?»; «*rausgenommen + und*») die Anapher des Verbs und der Präposition *aus*, d.h. der Elemente, die das Gefühl der Ausgrenzung vermitteln. Während der Ort, aus dem sie und ihre jüdischen Mitschüler/innen vertrieben werden, ausdrücklich genannt wird, bleibt die neue Destination zuerst unspezifisch: *woanders*. Die feh-

lende räumliche Genauigkeit trägt dazu bei, ihr damaliges Gefühl der Orientierungslosigkeit auszudrücken.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erzählt Shoshana Beer, wie sie in Palästina fünfeinhalb Jahre im berühmten nach bestimmten pädagogischen Prinzipien entwickelten Kinderdorf Ben Schemen untergebracht wird. Die Zeit danach führt sie wie folgt ein:

(16) [ISW-_E_00004], 18 min 12 s – 18 min 25 s

SB: Also, als ich wegging, hab ich / musste ich mich entschließen, + wieder *in einen Rahmen* zu kommen, weil ich hatte ja niemanden, + weder Geld, noch Beruf, also ++

IR: Mhm.

Nachdem sie kurz über die verschiedenen Etappen ihres Lebens berichtet hat, kommt der Phraseologismus um das Rahmen-Bild wieder vor, diesmal dreimal anaphorisch wiederholt.

(17) [ISW-_E_00004] 25 min 44 s – 26 min 0 s

SB: Nachdem ich in einem Kinderdorf *in einem Rahmen* war, nachdem ich danach *in einem Rahmen* war, wieder, ja also Gemeinschaft (lacht), in der Schwesternschule war, dreieinhalb Jahre, + nachdem ich beim Militär war (lacht), *wieder ein Rahmen*.

Die Suche nach einem «Rahmen» ist als Folge des gewaltsamen Bruches in ihrem Leben zu deuten, der eine totale Umstellung und neue Orientierung mit sich bringt, die zwangsläufig zu einem Identitätsumbau führt. Interessanterweise stellt das Bild des «Rahmens» einen der Schlüsselbegriffe der Gedächtnisforschung dar: nach Maurice HALBWACHS (1925 [1992]) ist das (individuelle) Gedächtnis ein soziales Phänomen, das sich innerhalb einer von einer spezifischen Gesellschaft und Kultur geprägten sozialen Rahmung (*cadres sociaux*) konstituiert. Folglich ist das individuelle Gedächtnis immer ein Teil des kollektiven Gedächtnisses und setzt als solches eine Gruppenzugehörigkeit voraus. Genau diese Gruppenzugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft wurde Shoshana Beer sehr früh verweigert. Sie selber vergleicht im Textbeispiel (18) ihre eigene Erfahrung mit der ihres Mannes:

(18) [ISW-_E_00004], 28 min 20 s – 28 min 47 s

SB: Bei meinem Mann is es ganz anders, weil er kam schon neunzehnfünfunddreißig, also vorm Anschluss. +

IR: Aha.

SB: Und er k/ is älter, viel älter, er is dreizehn Jahre älter als ich, + zwölfhalb.
Also er is

IR: Mhm.

SB: mit zwanzig ins Land gekommen, schon als Bursch, ja, *und hat schon irgendeine (lacht) Vergangenheit dort gehabt*, und schigelaufen und weiß der Teufel was, + jo, also das is ganz anders, *er hat die schönen Erinnerungen*, + also er + er spricht, +

Im Gegensatz zu ihr hat ihr Mann «schon irgendeine Vergangenheit dort [d.h. in Wien bzw. Österreich] gehabt», die sie in Verbindung mit «schönen Erinnerungen» setzt. Ex negativo folgert sie, dass sich für sie keine Vergangenheit in Wien zurückverfolgen lässt, denn diese würde (auch) aus «schönen Erinnerungen» bestehen, was für sie nicht zutrifft.

Auf der Grundlage der bisher aufgeführten Gesprächsausschnitte Shoshana Beers leuchtet mehr ein, was sie ganz am Anfang ihres Interviews sagt:

(19) [ISW-_E_00004], 2 min 50 s – 3 min 57 s

SB: [...] mein Name eigentlich, war Renée, + ja? Weil das, Österreich war ja unter französischer / ++ Einfluss noch. ++ Als ich herkam, musste ich meinen/ Man dachte, in das Kinderheim, in das ich kam, dachte, *der beste Weg is, + abzuschneiden die schreckliche Vergangenheit und ein neues Leben aufzubauen, und musste, als ich / + Ich finds nicht richtig, musste meinen Namen wechseln.* ++ Gleich an der Ankunft in das Kinderheim. Nachdem ich keinen hebräischen Namen hatte, (LACHT) lief dort ein Kind, das hieß Shoshana, und so hab ich gsagt, okay, soll ich Shoshana heißen.

IR: Aha.

SB: So kam ich zu dem Namen Shoshana,

IR: Mhm.

SB: das ich sehr schlecht finde, *denn das einzige, was ich mitgebracht hab, war meine Identität, und die wurde mir weggenommen.* + Man dachte, frisch aufzubauen, *neu aufzubauen, die Kinder, die mit Schrecken kamen, natürlich, ja?* ++ *Meine Erinnerung dann war natürlich, das erste der Anschluss.* Ich war in den Pfadfindern noch, und da (wurd) marschiert und der Einmarsch kam in Wien [...].

Hier kommt eine lexikalisierte metaphorische Formulierung des Bruchs («abzuschneiden die schreckliche Vergangenheit») wieder vor, der das Bild des Schnittes zugrunde liegt (vgl. oben im Interview mit Ruth Tauber, Bsp. 8). In diesem Fall hängt das Bild des Bruchs mit einer Entscheidung der

Leitung des Kinderdorfes zusammen, wo Shoshana Beer sich nach ihrer Ankunft in Palästina befand. Für die von den tragischen geschichtlichen Entwicklungen in Europa traumatisierten Kinder galt es nämlich, eine Zukunft im neuen Land zu gestalten («ein neues Leben aufzubauen», «frisch aufzubauen, neu aufzubauen», wo das Bild der Arbeit an einem Gebäude wieder auftaucht, vgl. oben im Interview mit Hans Simon Forst, Bsp. 4), ohne an ihre emotional negativ beladene Vergangenheit anzuknüpfen. Aus der heutigen Perspektive kritisiert Shoshana Beer eine solche Entscheidung und nennt als Inbegriff ihres erzwungenen Schnitts mit der Vergangenheit die Namenänderung. Den (ursprünglichen) Namen setzt sie ganz mit der (ursprünglichen) Identität gleich. Ihrer Konzeptualisierung von Identität entspricht erneut ein «Behälter»-Schema (vgl. oben Interview mit Hans Simon Forst, Bsp. 5), denn Identität ist etwas («das einzige»), das sie «mitgebracht» hatte. Anders als bei Hans Simon Forst (der aber ähnlich wie Shoshana Beers Mann bei seiner Ankunft in Palästina älter als sie war) bleiben bei ihr die älteren Komponenten der Identität nicht bestehen, vielmehr verschwinden sie mit der Namenänderung – noch schlimmer: «und die wurde mir weggenommen». Demnach geht die neue Identität mit einem Gefühl des erlebten Unrechts einher. Am Ende dieses Gesprächsauschnitts schildert sie ihre erste Erinnerung, die an den Einmarsch in Wien am Tag des Anschlusses. Dadurch zeichnet sich vorerst ab, was sie später (vgl. oben, Bsp. 18) thematisieren wird: sie hat keine positiven Erinnerungen an die Zeit in Wien.

5. ZUSAMMENFASSUNG

Auf der Basis von drei Interviews aus den Korpora IS und ISZ habe ich dargestellt, wie eine Metaphernanalyse helfen kann, verschiedene Facetten der Identitätskonstruktion zu fokussieren, Facetten, die in den narrativen Interviews nicht immer bewusst gesteuert werden. Das gilt v.a. für das oft zwiespältige Verhältnis zum Ursprungsland, aber auch zu Israel.

Metaphern, die eine wichtige Rolle bei der Konzeptualisierung und späteren Verbalisierung von komplexen bzw. abstrakten Sachverhalten spielen, werden in den hier untersuchten Interviews häufig für die Kodierung emotional beladener Äußerungen verwendet, so dass sie viel zum Emotionspotential der Texte beitragen: eine hohe Metapherndichte weist demnach auf besonders problematische Stellen der eigenen Lebensgeschichte hin. In den

drei Interviews kommt es mehrmals zu denselben metaphorischen Konzeptualisierungen, z.B. GESELLSCHAFT ALS BEHÄLTER, LEBEN ALS ORGANISCHES WACHSTUM (beide in den Interviews ex negativo verwendet, d.h. für die Ausgrenzung und den Abbruch), oder auch IDENTITÄT ALS BEHÄLTER. Metaphorisch kodiert werden dabei Schlüsselereignisse der eigenen Lebensgeschichte.

Aus den analysierten Beispielen wird ferner deutlich, dass metaphorische Formulierungen ein wichtiges Element zur Herstellung von Textkohärenz sind: zum einen werden sie oft über mehrere Sätze hinweg fortgeführt, zum anderen kann es vorkommen, dass auf der Grundlage einer Metapher an einer späteren Stelle im Text eine frühere Stelle besser interpretiert werden kann, wie im Interview mit Shoshana Beer die Gesprächsausschnitte am Anfang dank der späteren Beispiele um die «Rahmen»-Metapher klarer werden. Schließlich können metaphorische Formulierungen auch von den beiden Teilnehmenden am Gespräch ko-konstruiert werden, wie es sich im Fall der «Wurzel»-Metapher beim Interview mit Ruth Tauber besonders klar zeigt.

Bibliographie

- ASSMANN Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.
- ASSMANN Aleida, *Kulturen der Identität, Kulturen der Verwandlung*, in Aleida Assmann / Jan Assmann (Hgg.), *Verwandlungen* (Archäologie der literarischen Kommunikation IX), München 2006, 25-45.
- ASSMANN Aleida / ASSMANN Jan (Hgg.), *Verwandlungen* (Archäologie der literarischen Kommunikation IX), München 2006.
- BETTEN Anne (Hg.) unter Mitarbeit von Sigrid Graßl, *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel*, Teil I: *Transkripte und Tondokumente*, Tübingen 1995.
- BETTEN Anne, *Zwischen Individualisierung und Generalisierung: Zur Konstruktion der Person in autobiographischen Emigranteninterviews*, in Irmtraud Behr / Anne Larrory / Gunhild Samson (Hgg.), *Der Ausdruck der Person im Deutschen*, Tübingen 2007, 173-186.
- BETTEN Anne, *Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel: Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz*, in Rita Franceschini (Hg.), *Sprache und Biographie*. [Themenheft]. «Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik» (LiLi) 40, H. 160 (2010), 29-57.

- BETTEN Anne, *Sprachheimat vs. Familiensprache. Die Transformation der Sprache von der 1. zur 2. Generation der Jeckes*, in Christian Kohlross / Hanni Mittelmann (Hgg.), *Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer internationalen Germanistik*, Berlin / Boston 2011a, 205-228.
- BETTEN Anne, *Zusammenhänge von Sprachkompetenz, Spracheinstellung und kultureller Identität – am Beispiel der 2. Generation deutschsprachiger Migranten in Israel*, in Eva-Maria Thüne / Anne Betten (Hgg.), *Sprache und Migration. Linguistische Fallstudien*, Rom 2011b, 53-87.
- BETTEN Anne, *Biographie linguistique et identité. Le rapport au pays d'origine chez les émigrants germanophones en Israël (première et deuxième génération)*, in Jean Mondot / Nicole Pelletier / Pascale Sardin (Hgg.), *Exil et émigration avant et après 1945. Remise en cause du lien identitaire*, Pessac 2012, 185-217.
- BETTEN Anne, *Sprachbiographien deutscher Emigranten. Die «Jeckes» in Israel zwischen Verlust und Rekonstruktion ihrer kulturellen Identität*, in Arnulf Deppermann (Hg.), *Das Deutsch der Migranten*, Berlin 2013, 145-191.
- BETTEN Anne / DU-NOUR Miryam (Hgg.) unter Mitarbeit von Monika Dannerer, *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel, Teil II: Analysen und Dokumente*, Tübingen 2000.
- BETTEN Anne / DU-NOUR Miryam, *Wir sind die Letzten. Fragt uns aus. Gespräche mit den Emigranten der dreißiger Jahre in Israel*, Neuauflage Gießen 2004 (1.-3. Auflage Gerlingen 1995ff.).
- BLUMENBERG Hans, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M. 1960
- ESSNER Cornelia, *Die «Nürnberger Gesetze» oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933-1945*, Paderborn 2002.
- FIEHLER Reinhard, *Emotionalität im Gespräch*, in Klaus Brinker / Gerd Antos / Wolfgang Heinemann / Sven F. Sager (Hgg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 2. Halbband: *Gesprächslinguistik* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 16.2), Berlin/New York 2001, 1425-1438.
- GELBER Mark H., *Multilingualism in the Life Writing of Exile and Survival: Stefan Zweig, Fanya Gottesfeld Heller, Ruth Klüger*, in Hans Otto Horch / Hanni Mittelmann / Karin Neuburger (Hgg.), *Exilerfahrung und Konstruktionen von Identität 1933 bis 1945*, Berlin/Boston 2013, 18-30.
- HALBWACHS Maurice, *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris 1952 [1925] (dt. Üb.: *Das Gedächtnis und seine sozialen Rahmen*, Frankfurt a. M. 1992).
- HARRÉ Rom / VAN LANGENHOVE Luk (eds.), *Positioning Theory: Moral Contexts of Intentional Action*, Malden 1998.
- KALÉKO Mascha, *Sämtliche Werke und Briefe in vier Bänden*, hg. und komm. von Jutta Rosenkranz, Bd. 1: *Werke*, München 2012.
- KARL Ute, *Metaphern als Spuren von Diskursen in biographischen Texten*, in «Fo-

- rum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research» 8(1) (2006), Art. 3 [56 Absätze].
- KOLLER Veronika, *Metaphor Clusters, Metaphor Chains: Analyzing the Multifunctionality of Metaphor in Text*, in «metaphorik.de» 5 (2003), 115-134.
- LABOV, William / WALETZKY Joshua, *Narrative analysis. Oral versions of personal experience*, in June Helm (ed.), *Essays on the Verbal and Visual Arts*, 12-44.
- LAKOFF George / JOHNSON Mark, *Metaphors we live by*, Chicago 1980.
- LAKOFF George / JOHNSON Mark, *Philosophy in the Flesh: The embodied mind and its challenge to Western thought*, New York 1999.
- LAKOFF, George / TURNER Mark, *More Than Cool Reason: A Field Guide to Poetic Metaphor*, Chicago 1989.
- LASKER-SCHÜLER Else, *Werke und Briefe. Kritische Ausgabe*, Bd. 1, *Gedichte*, bearbeitet von Karl Jürgen Skrodzki unter Mitarbeit von Norbert Oellers, Frankfurt a. M. 1996.
- LEONARDI Simona, *Wie Metaphern zur Konstruktion narrativer Identitäten beitragen: Eine Metapheranalyse im Interviewkorpus «Emigrantendeutsch in Israel»*, in Minna Palander Collin / Hartmut Lenk / Minna Nevala / Päivi Sihvonen / Marjo Vesalainen (eds.), *Constructing Identity in Interpersonal Communication / Construction identitaire dans la communication interpersonnelle / Identitätskonstruktion in der interpersonalen Kommunikation*, Helsinki 2010, 323-336.
- LUCIUS-HOENE Gabriele, *Konstruktion und Rekonstruktion narrativer Identität*, in «Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research» [online], 1.2 (2000), Art. 18 [19 Absätze].
- LUCIUS-HOENE Gabriele / DEPPERMAN Arnulf, *Rekonstruktion narrativer Identität: Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, 2. Aufl., Wiesbaden, 2004^{2a} [2002¹]
- LUCIUS-HOENE Gabriele / DEPPERMAN Arnulf, *Narrative Identität und Positionierung*, in «Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion» 5 (2004b), 166-183.
- MAJER Martina, *Stimmen gegen das Vergessen. Interviews mit jüdischen Emigranten*, Tübingen 2012.
- NEUBURGER Karin, *Die Geschichte der deutschen Sprache in Palästina/Israel*, in «Der Sprachdienst» (Themenheft: Deutsch in Israel), 57/4-5 (2013), 154-167.
- NEUMANN Gerhard, *Kafkas Verwandlungen*, in Aleida Assmann / Jan Assmann (Hgg.), *Verwandlungen* (Archäologie der literarischen Kommunikation IX), München 2006, 245-266.
- RICOEUR Paul, *Soi-même comme un autre*, Paris 1990.
- RICOEUR Paul, *Narrative Identity*, in «Philosophy Today» 35/1 (1991), 73-81.
- SCHMITT Rudolf, *Skizzen zur Metapheranalyse*, in «Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research» [online], 1.1 (2000), Art. 20 [10 Absätze].

- SCHWARZ-FRIESEL Monika, *Sprache und Emotion*, Tübingen/Basel 2013 [2007].
- SEMINO Elena, *Metaphor in discourse*, Cambridge 2008.
- SKIRL Helge / SCHWARZ-FRIESEL Monika, *Metapher*, Heidelberg 2013 [2007].
- STRAUB Jürgen, *Historisch-psychologische Biographieforschung: theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*, Heidelberg 1989.
- THÜNE Eva-Maria, Identitätskonstruktionen im Interviewkorpus «Emigrantendeutsch in Israel», in Minna Palander Collin / Hartmut Lenk / Minna Nevala / Päivi Sihvonen / Marjo Vesalainen (eds.), *Constructing Identity in Interpersonal Communication / Construction identitaire dans la communication interpersonnelle / Identitätskonstruktion in der interpersonalen Kommunikation*, Helsinki 2010, 309-322.
- THÜNE Eva-Maria, *Die Erzählungen des sprachlosen Leibs. Körpererfahrung und Identität im Erzählkorpus «Emigrantendeutsch in Israel» (1. Generation)*, in Arnulf Deppermann / Martin Hartung (Hgg.), *Gesprochenes und Geschriebenes im Wandel der Zeit. Festschrift für Johannes Schwitalla*, Mannheim 2013, 145-158.
- THÜNE Eva-Maria / LEONARDI Simona, *Wurzeln, Schnitte, Webemuster. Textuelles Emotionspotential von Erzählmetaphern am Beispiel von Anne Bettens Interviewkorpus Emigrantendeutsch in Israel*, in Christian Kohlross & Hanni Mittelmann (Hgg.), *Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer internationalen Germanistik*, Berlin/Boston 2011, 229-247.
- «Verordnung über Reisepässe von Juden» <http://de.wikipedia.org/wiki/Verordnung_über_Reisepässe_von_Juden>.
- WEINRICH Harald, *Semantik der kühnen Metapher*, in «Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte», 37 (1963), 325-344.
- WEINRICH Harald, *Semantik der Metapher*, in «Folia Linguistica», 1 (1967), 3-7.
- ZWEIG Stefan, *Die Welt von gestern*, Frankfurt 1978.

KONJUNKTUREN DES DEUTSCHTUMS

WALTER BENJAMINS RE-LEKTÜRE
DER KLASSISCH-ROMANTISCHEN TRADITION

von
Valentina Di Rosa
Neapel

*Ich hauste so wie ein Weichtier in der Muschel haust
im neunzehnten Jahrhundert, das nun hohl wie eine
leere Muschel vor mir liegt. Ich halte sie ans Ohr.*

«Zu den Widersprüchen, die heute in Deutschland nicht vereint, sondern provisorisch verklammert werden, gehören die Reaktionen, die die Erinnerung der Ära Bismarck auslöst. [...] Der Nationalsozialismus steht daher ambivalent zu dieser Geschichtsepoche. Er rühmt sich, mit ihrem Schlendirian aufgeräumt zu haben, und er hat recht, wenn er an das Maß mittlerer Sekurität denkt, das den Untertanen damals noch garantiert wurde. Auf der anderen Seite weiß die Partei sehr gut, daß sie am wilhelminischen Imperialismus festhält und die Glorie des zweiten Reiches in ihrem dritten zurückstrahlt»¹.

So Walter Benjamin in seiner Besprechung von Dolf Sternbergers *Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert*, die 1938 für die «Zeitschrift für Sozialforschung» geplant wurde: eine unveröffentlicht gebliebene Arbeit²,

¹ BENJAMIN 1972-1989, III, S. 572. (Im Folgenden werden Zitate aus dieser Ausgabe mit der Sigle GS sowie Band- bzw. Seitenzahl nachgewiesen).

² Zur dilatorischen Haltung der Redaktion und zum wiederholten Nachfragen Benjamins vgl. GS, III, S. 700-703. Ausgangspunkt der Rezension war freilich die verstörende Feststellung eines «geglückte[n] Plagiat[s]» gewesen. Wie Benjamin in einem Brief an Theodor W. Adorno berichtet, sei bereits im Titel der Abhandlung Sternbergers eine der tragenden Denkfiguren des eigenen *Passagenwerks* zu erkennen: «Der Gedanke der “Passagen” ist hier doppelt filtriert worden. Von dem, was Sternbergers Schädel (Filter I) passieren konnte, ist das zum Vorschein gekommen, was die Reichsschrifttumskammer (Filter II)

die ihm dennoch am Vorabend des Zweiten Weltkrieges den Anlass zu einer Abrechnung mit den deutsch-nationalen Werten und Idealen der Gründerzeit bot und somit zu einer Sondierung der Kulturphysiognomie jener Epoche, die den Triumph der «Barbarei» ideologisch angebahnt hatte.

Liest sich der Text einerseits als Beispiel des philosophisch durchwobenen Prosastils des Autors, so wirkt er andererseits vor dem unmittelbaren Hintergrund der Hitler-Diktatur als konstitutiver Bestandteil des Kulturkampfes gegen das «theoretische Monopol des Nationalsozialismus», in dem Benjamin das prioritäre Objektiv seiner Exiljahre sah: Im Widerspruch zu den hegemonialen Ansprüchen des «neudeutschen Wesens»³ und zu dessen Usurpierung eines kollektiven Erbes konzentriert sich nun sein literaturkritisches Engagement umso fokussierter auf die tendenziöse Propaganda des Regimes und auf die entsprechende Rehabilitierung eines «anderen Deutschland».

«Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht» (GS, II/2, S. 517) – der «prophetische» Satz aus Kafkas *Prozeß* kondensiert in Benjamins Augen die Diagnose der sozialen und politischen Krisen der 20er und 30er Jahre, die er wiederum als Stationen der fatalen Entwicklung der europäischen Kultur im Zeitalter des Hochkapitalismus deutet: eine dramatische Epiphanie der «Katastrophe», bei der erst die Mobilisierung der latenten Kräfte der «unterdrückte[n] Vergangenheit» im Sinne einer aktualisierenden Denkbewegung den «Funken der Hoffnung»⁴ entfachen könne.

Im Anschluss an die militante Publizistik der Weimarer Zeit erkennt Benjamin seine Aufgabe als «Strategie im Literaturkampf» weiterhin in einer Neuaneignung der geistigen Energien der Tradition bzw. in ihrer Loslösung

durchließ. Was da geblieben ist, davon können Sie sich unschwer einen Begriff machen» (ebd., S. 700).

³ BENJAMIN 2008, S. 443. (Im Folgenden werden Zitate aus dieser Ausgabe mit der Sigle WuN sowie Band- bzw. Seitenzahl nachgewiesen).

⁴ Vgl. die sechste These *Über den Begriff der Geschichte*: «Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen „wie es denn eigentlich gewesen ist“. Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt. [...] In jeder Epoche muß versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen. [...] Nur dem Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt nicht sicher sein. Und der Feind hat zu siegen nicht aufgehört» (GS, I/2, S. 695).

von der Hypothek einer verfälschenden Überlieferung und in der «Wiederbelebung» ihrer Tragweite im Interesse der dringenden Fragen der Gegenwart. Eine kongeniale Inspiration dazu liefert die in der Emigration unternommene Herausarbeitung der Aufzeichnungen und Materialien zum *Passagenwerk*, die in Zusammenhang mit dem «Augenblick einer Gefahr» um die messianischen Kategorien der «Rettung» und der «Jetztzeit» (GS, V/1, S. 591)⁵ kreisen und dabei auf bedeutungsverwandte Stellen der geschichtsphilosophischen Thesen querverweisen:

Geschichtliches «Verstehen» ist grundsätzlich als ein Nachleben des Verstandenen zu fassen und daher ist dasjenige was in der Analyse des «Nachlebens der Werke», des «Ruhmes» erkannt wurde, als die Grundlage der Geschichte überhaupt zu betrachten. (GS, V/1, S. 574-575)

Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige oder das Gegenwärtige sein Licht auf das Vergangne wirft, sondern Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt. [...] Das gelesene Bild, will sagen das Bild im Jetzt der Erkennbarkeit trägt im höchsten Grade den Stempel des kritischen gefährlichen Moments, welches allem Lesen zugrunde liegt. (GS, V/1, S. 578)

So fallen gerade in der intensiven Produktionsphase um 1933-1939 einige nur scheinbar sekundäre Editionsprojekte, die sich eine kritisch-konstruktive Vermessung des brüchig gewordenen Terrains der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts vornehmen. Dazu gehört als einzige Buchpublikation der Exiljahre die Briefsammlung *Deutsche Menschen* (1936), die zwischen beiden Anthologien *Vom Weltbürger zum Großbürger. Aus deutschen Schriften der Vergangenheit* (1932) und *Allemand de quatre-vingt-neuf* (1939) eingebettet ist und der ferner die Einleitung zu Carl Gustav Jochmanns Abhandlung *Die Rückschritte der Poesie* (1939) als ergänzender Mosaikstein zuzuordnen ist⁶.

Mit dem Ziel, eine ideengeschichtliche Kartographie des deutschen Humanismus zu entwerfen, basiert Benjamins philologischer Umgang mit den Quellen auf seiner bereits konsolidierten Arbeitsmethodik, die sich als Zusammenspiel von Zitat und Montage, Kommentar und Kritik dynamisch artikuliert.

⁵ Zum Begriff der «Rettung» vgl. insbesondere KAULEN 2000.

⁶ Zu den sogenannten ‘Anthologien des Bürgertums’ vgl. BRODERSEN 2006.

Ausgehend von der dialektischen Funktion von Kommentar und Kritik, die im Essay zu Goethes *Wahlverwandtschaften* (1922) musterhaft festgelegt wird – der eine suche den «Sachgehalt», die andere den «Wahrheitsgehalt» eines Kunstwerks – sieht Benjamin solche Unterscheidung als umso aufschlussreicher, je näher der Zeitfaktor bei der Dechiffrierung der tiefsten Intentionen eines Werks mit berücksichtigt wird.

Damit tritt aber der Erscheinung nach der Sachgehalt und Wahrheitsgehalt, in der Frühzeit des Werks geeint, auseinander mit seiner Dauer, weil der letzte immer gleich verborgen sich hält, wenn der erste hervordringt [...] nun erst kann er die kritische Grundfrage stellen, ob der Schein des Wahrheitsgehaltes dem Sachgehalt oder das Leben des Sachgehaltes dem Wahrheitsgehalt zu verdanken sei. Denn indem sie im Werk auseinandertreten, entscheiden sie über seine Unsterblichkeit. In diesem Sinne bereitet die Geschichte der Werke ihre Kritik vor und daher vermehrt die historische Distanz deren Gewalt. (GS, I/1, S. 125).

Verstärkt wird diese differenzierende Analyse durch das berühmte Gleichnis des Kommentators/Chemikers und des Kritikers/Alchimisten, demzufolge das Fortleben der Kunst als verpflichtendes Erbe im Hinblick auf die Aufgaben der Nachwelt noch einmal pointiert zum Vorschein kommt.

Wo jenem Holz und Asche allein die Gegenstände seiner Analyse bilden, bewahrt für diesen nur die Flamme selbst ein Rätsel: das des Lebendigen. So fragt der Kritiker nach der Wahrheit, deren lebendige Flamme fortbrennt über den schweren Scheiter des Gewesenen und der leichten Asche des Erlebten. (GS, I/1, S. 126)

Kongruentes Instrument dieser Revision kodierter Leseverhalten ist der Rekurs auf die subversive Kraft des Zitats, die bei Benjamin ebenso wie bei Brecht als «Exponierung des Anwesenden» aufgefasst wird⁷: ein Dispositiv, das im Fluss des Texts als «Unterbrechung» zu funktionieren vermag und

⁷ Vgl. GS, II/2, S. 683-701. Nicht nur wegen der Analogie zwischen der antiaristotelischen Poetik und der nicht «nichteuclidischen» Geometrie weisen Benjamins Kommentare zu Brechts epischem Theater etliche Berührungspunkte mit seinem eigenen Programm der Literaturkritik auf. Mit direktem Bezug auf die «glühende Aktualität» des Hitlerismus rezensiert Benjamin die Pariser Uraufführung von *Furcht und Elend des Dritten Reichs* (1938) und meint dabei die Wirkung der acht Einakter im Sinne der Erziehung eines po-

in erkennbarer Analogie zur revolutionären Praxis auf das schöpferische Potential der Kollisionen und Interferenzen abzielt. Wahlverwandt mit der surrealistischen Ästhetik des *objet trouvé* soll dieser Irritationsmechanismus den «Sprengstoff, der im Gewesenen liegt», zur «Entzündung» bringen (GS, V/1, 595): ein kühner Akt der Rekontextualisierung und Neuwertung der unterschiedlichen Gegenstände der Tradition, welcher für die Reaktivierung verborgener Bedeutungsdimensionen sorgen soll. «Zur Rettung gehört der feste, scheinbar brutale Zugriff» (GS, V/1, S. 592). Das «Gewesene» ist nämlich «kein fixer Punkt», eher soll es «zum dialektischen Umschlag» bzw. «zum Einfall des erwachten Bewußtseins» werden (GS, V/1, S. 490).

Insofern gestaltet sich Benjamins literaturkritischer Diskurs als exemplarisches Modell der problematisierenden Reflexivität, die sein theoretisches Gesamtwerk entlang der Koordinaten Konstruktion/Destruktion durchstrukturiert. Methodisch prägend ist dabei die Technik des «Abmontierens» als Ursprung eines mäandernden Fundus von Begriffen, Denkfiguren, Textbausteinen, die sich ihrer disparaten Provenienz zum Trotz zu immer wieder neu prägnanten Sinnkonstellationen zusammenzufügen vermögen. Als Inspirationsgrund solches komplexen Verfahrens gilt die bevorzugte Annäherung durch Perspektivierung als Anspruch auf Genauigkeit und Schärfe, woraus ein kalkulierter Verzicht auf die Logik linearer Suchprozesse resultiert: «Vergleich der Versuche der andern mit Unternehmen der Schifffahrt, bei denen die Schiffe vom magnetischen Nordpol abgelenkt werden. *Diesen* Nordpol zu finden. Was für die anderen Abweichungen sind, das sind für mich die Daten, die meinen Kurs bestimmen» (GS, V/I, S. 570).

Es sind eben solche Prämissen, die Benjamins Recherchearbeit «auf der Spur alter Briefe» orientieren. Ergebnis eines geistigen Flanierens im textuellen Gewebe der klassischen Tradition⁸, wird die Sammlung *Deutsche Menschen* als eine «literarische Montage» entworfen, die demselben Leitprinzip des *Passagenwerks* gehorcht: «Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen» (GS, V/I, S. 574). Die Paralipomena und Notizfelder zum Buch, zu denen auch ein sogenanntes *Memorandum zu den sechzig Briefen* gehört, dokumentieren die Bemühung um eine progressive Stringenz, welche sowohl

litischen Publikums unmittelbar zu registrieren: «Es lernte sich als dramatisches Publikum zum ersten Mal selber kennen» (GS, II/ 2, S. 514-539 und hier insbesondere S. 514-515).

⁸ Zum Flanieren als «Schlüsselfigur» der intellektuellen Produktivität Benjamins bzw. als «Gangart seines Denkens» vgl. insbesondere ARENDT 1971, S. 31 ff.

durch die Gestaltung des Rahmens, also auch durch das interne Arrangement der Texte im Sinne einer «geschlossene[n] Form» angestrebt wird⁹.

In der fertiggestellten Anthologie sind es insgesamt nur 25 Briefe, die den anvisierten «fraglichen Zeitraum» von hundert Jahren (1783-1883) exemplarisch umreißen sollen: Aufklärung und Französische Revolution, Restauration und Vormärz, preußischer Militarismus und deutsche Reichsgründung konturieren hierbei das Spannungsfeld einer konfliktbeladenen Epoche, deren Fluchtpunkt durch den Triumph des wilhelminischen Zeitgeists gekennzeichnet ist¹⁰.

Ebenso wichtig wie die endgültige Auswahl der Autoren erscheint die Positionierung der Briefreihe gegenüber Kriterien und Schwerpunkten konventioneller 'Blütenlesen'. Das Palimpsest der verschiedenen Fassungen belegt die *pars destruens* des Vorhabens: Fern von jeglicher «falsche[n] Klassizität» soll die Publikation «weder antiquarischem Spieltrieb, weder philologischem Ehrgeiz noch zweifelhaftem Bildungsbedürfnis dienen wollen sondern einem Dritten [lebendiger Überlieferung]»: Stellt der literarische

⁹ Zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte des Bandes als *work in progress* «ohne wirklichen Abschluß» vgl. insbesondere BRODERSEN 2008 und WuN, 10, S. 179-187. Brodersen zählt insgesamt ca. 200 Titel, die Benjamin in Zusammenhang mit der Zusammenstellung der Texte gelesen oder konsultiert haben soll. Die meisten Briefe waren bereits zwischen April 1931 und Mai 1932 in loser Sequenz und mit einzelnen Kommentaren versehen in der «Frankfurter Zeitung» abgedruckt worden. Noch im Jahre 1932 kurz vor seiner Flucht aus Berlin ordnet Benjamin den noch nicht zu Ende gedachten Entwurf der Sammlung in die «Trümmern- und Katastrophenstätte seiner Produktion» ein (BENJAMIN 1995-2000, IV, S. 113 – im Folgenden werden Zitate aus dieser Ausgabe mit der Sigle GB sowie Band- bzw. Seitenzahl nachgewiesen). Vier Jahre später gelingt der Druck des Bandes in der Schweiz, beim katholischen Luzerner Verlag "Vita Nova", unter dem deutschen Pseudonym Detlef Holz. Durch die scheinbar neutrale Valenz des Titels und vor allem durch den Verzicht auf die jüdische Signatur des eigenen Namens erhoffte sich Benjamin die nationalistische Zensur zu umgehen bzw. «nicht sogleich» zu mobilisieren (vgl. WuN, 10, S. 380 ff.).

¹⁰ Als später Bürger des 19. Jahrhunderts verfügt Benjamin über persönliche Erinnerungen an die Zeit des Kaiserreichs, in die er selbst hineingeboren wurde. Erweist sich die Stimmung seiner Berliner Kindheit um 1900 als entscheidend davon mitgeprägt, so okkupiert das nationale Symbol der Siegessäule an der Schnittstelle zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis noch im retrospektiven Blick eine durchaus eminente Position: «Sie stand auf dem weiten Platz wie das rote Datum auf dem Abreißkalender. Als ich klein war, konnte man sich ein Jahr ohne Sedantag nicht vorstellen. [...] Was konnte im übrigen nach Sedan kommen? Mit der Niederlage der Franzosen schien die Weltgeschichte in ihr glorreiches Grab gesunken, über dem diese Säule die Stele war» (GS, VII, S. 389).

Kanon ein «vergletscherter Gipfel» dar, so wird die Sammlung als «Schnee-grenze» imaginiert (WuN, 10, S. 118-124).

Angestrebt durch die «physiognomische Würdigung» der einzelnen Figuren wird eine Distanzierung vom Genie-Kult der Dichter und Helden der Nation, der nicht nur durch die Manipulationen des Nazi-Regimes, sondern auch durch den reaktionären Idealismus der akademischen Eliten und den «musealen Charakter» ihrer literaturhistorischen Narrative propagiert wurde. Benjamins Antagonismus richtet sich hierbei sowohl gegen die «positivistische Doktrin», als auch gegen die Mystifizierungen der George-Schule, deren «widerphilologischer Geist» zu einer überaus suspekten Verklärung der germanischen Tradition mit beigetragen habe¹¹: Beiden Forschungsrichtungen seien «im Dienst des Exorzismus der Geschichte» auf dasselbe tendenziöse Objektiv fokussiert: die «Aufteilung des ganzen deutschen Schrifttums in heilige Haine mit Tempeln zeitloser Dichter im Innern» (GS, III, S. 289).

Gegen diesen apologetischen Missbrauch beabsichtigt das Briefbuch eine prinzipielle Rehabilitierung der Kategorie 'deutsch'/'Deutschtum', die – im Widerspruch zu allen national/nationalistischen oder gar nationalsozialistischen Implikationen – als Signatur der Ethik und Ästhetik einer verdrängten Tradition umgewertet werden soll. Denn

«[die Briefe] vergegenwärtigen eine Haltung, die als humanistisch im deutschen Sinn zu bezeichnen ist, und die augenblicklich wieder hervorzurufen um so angezeigter erscheint, je einseitiger diejenigen, die heute, oft im Ernst und im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, den deutschen Humanismus in Frage stellen, sich an die Werke der Kunst und Literatur halten.

[...] Die Absicht dieser Reihe ist [...], das Antlitz eines „geheimen Deutschland“, das man heute so gerne hinter trüben Nebeln sucht, zu zeigen. Denn ein geheimes Deutschland gibt es wirklich. Nur dass das Geheimsein nicht allein der Ausdruck seiner Innigkeit und Tiefe sondern – wengleich in anderm Sinn – das Werk von Kräften ist, die, lärmend und brutal, ihm öffentliche

¹¹ Vgl. insbesondere *Wider ein Meisterwerk*. Max Kommerell, „Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik“ und *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft* (GS, III, S. 252-259 und 283-290). Zum gleichen Argumentationskomplex gehört Benjamins kritische Lektüre der Studie Friedrich Gundolfs (*Goethe*, 1916), die er sich in Zusammenhang mit der Konzeption des eigenen Essays zu den *Wahlverwandtschaften* als Materie einer regelrechten «Exekution» (GB, II, S. 212 und GS, I/1, S. 164 ff.) vorgenommen hatte.

Wirksamkeit verwehrt und zur geheimen es verurteilt haben. (WuN, 10, S. 107 und 136-137)

Der Kollisionseffekt mit dem Erwartungshorizont des Lesepublikums wirkt demnach umso manifester, als er nur indirekt durch die behutsame Taktik des Herausgebers Detlef Holz angedeutet wird¹² – und zwar bereits im Frontispiz des Bandes, wo durch die kontrastierende Assoziation des Titels und Untertitels mit dem einleitenden Motto für die erste Irritation gesorgt wird: «Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen// Von Ehre ohne Ruhm / Von Grösse ohne Glanz / Von Würde ohne Sold» (WuN, 10, S. 8-9). Keine Monumentalität, sondern heilige Nüchternheit wird angekündigt¹³.

Chronologisch betrachtet, fungieren Goethe als erster, Nietzsche als letzter Name der Reihe als Orientierungskordinaten einer Kulturepoche, deren Anfang durch die emanzipatorischen Bestrebungen der Aufklärung, deren Ende durch die restaurativen Tendenzen der Gründerjahre gekennzeichnet ist. Gemeint ist die Transformation «vom Weltbürger zum Großbürger»¹⁴, auf die der späte Goethe in einem Brief an Karl Friedrich Zelter anspielt, den Benjamin in seinem Vorwort ausführlich zitiert:

Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Commu-

¹² Unter dem Stichwort 'Tankstelle' (*Einbahnstraße*) liefert Benjamin indirekte Hinweise auf seine Strategie der Tarnung: «Die bedeutende literarische Wirksamkeit kann nur im strengen Wechsel von Tun und Schreiben zustande kommen; sie muß die unscheinbaren Formen, die ihrem Einfluß in tätigen Gemeinschaften besser entsprechen als die anspruchsvolle universale Geste des Buches in Flugblättern, Broschüren, Zeitschriftartikeln und Plakaten ausbilden. [...] Meinungen sind für den Riesenapparat des gesellschaftlichen Lebens, was Öl für Maschinen: man stellt sich nicht vor eine Turbine und übergießt sie mit Maschinenöl. Man spritzt ein wenig davon in verborgene Niete und Fugen, die man kennen muß» (WuN, 8, S. 11).

¹³ Als einer der ersten Leser der Briefsammlung sieht sich Adorno an die Hölderlinsche Formel erinnert (vgl. ADORNO 2003, S. 686-692).

¹⁴ So der Titel der bereits erwähnten Anthologie, die Benjamin 1932 in Zusammenarbeit mit Willy Haas herausgegeben hatte (GS IV, 2, S. 854ff). Zu Benjamins Auseinandersetzung mit beiden vorangegangenen Anthologie-Projekten von Rudolf Borchardt, *Der Deutsche in der Landschaft*, [1927] und von Hugo von Hofmannsthal, *Deutsches Lesebuch*, [1922/23 und 1926/27] vgl. insbesondere BRODERSEN 2006, S. 439-442, sowie OESTERLE 2008, S. 96-101.

nication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren... Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Lasst uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten seyn einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt. (WuN, 10, S. 21)

Goethes Vorbehalte gegenüber dem modernen Diktat der Technik entspricht seiner Skepsis gegenüber der Fortschrittsideologie und verweist zugleich auf den Artikel, den Benjamin für die Sowjetische Groß-Enzyklopädie verfasst hatte (1930), wo derselbe Passus als Beleg der «Intransigenz des Dichters gegen die Denkart des bürgerlichen Durchschnitts» und in Zusammenhang mit seiner «pathologischen Verstimmung gegen Deutschland» (GS, II, 2, S. 739 u. 714) hervorgehoben wird¹⁵.

Zitat eines Zitats: Die exzerpierten Textpartien sind die gleichen, doch der mutierte Kontext zeugt von der Herstellung neuer Bezüge, die in diesem Fall subtil gespannte Verbindungslinien zwischen dem Dichter und dem Denker sind¹⁶. Denn Nietzsches isolierte Position erweist sich als nicht minder unbequem im Hinblick auf die unerbittlichen Provokationen gegen das Wertesystem des Zweiten Reichs, für die hier Zarathustra als *pars pro toto* steht. Einfühlsam reflektiert wird dessen konfliktuelle Existenzlage im Brief des Pastor Franz Overbecks, der dem Freund empfiehlt, eine Gymnasiallehre in Basel anzunehmen, wobei Benjamins Vorbemerkung die Schicksalsverbundenheit des Schreibers und des Adressaten im Zeichen derer freiwilligen Verbannung aus Deutschland pointiert:

¹⁵ In der Rezension der epigonalen Studie *Bürgertum und Bürgerlichkeit bei Goethe* von Georg Keferstein kritisiert Benjamin die «Entgegensetzung vom Künstlertum und bürgerlichen Existenz», die er als Konsequenz einer schematischen Wahrnehmung des Goetheschen Humanitätsmodells deutet. Dabei nimmt er expliziten Bezug auf die Schriften und Werke Thomas Manns: Dessen Konzeption des Künstlers reflektiere «gewissermassen eine Auseinandersetzung innerhalb der Bourgeoisie», doch bedürfe es «keines Wortes, daß Goethes geschichtliche Position ihn hoch über eine solche hinausrückt» (GS, III, S. 419-420).

¹⁶ Das gleiche Goethe-Zitat figuriert noch einmal als Schlusswort des Hörspiels *Was die Deutschen lasen, als ihre Klassiker schrieben* (1932), wo der Position des Dichters durch die «Stimme des 19. Jahrhunderts» widersprochen wird (vgl. GS, IV/2, S. 641-670), und wieder in der Anthologie *Vom Weltbürger zum Großbürger* (GS, IV/2, S. 859).

Ich kann Dir nur sagen, auch für Deine Freunde ist es eine ernste Sache, dass Du trotz allem obsiegest, für alle, die Dir anhänglich sind im gewöhnlichen Sinne, für diejenigen, die Dich auch als "Fürsprecher des Lebens" schätzen [...]. Wenn ich an das, was Dir doch auch gelungen ist, denke, erinnere ich Dich an Deine Basler Wirksamkeit als Lehrer besonders, teils als deren Zeuge, teils weil mich das gleich auf Deine Zukunft bringen wird. [...] Du schriebst mir neulich, Du wolltest „verschwinden“. [...] Ich begreife sehr wohl alles Peinliche, was Berührungen mit dem adulten Männergeschlecht der Gegenwart für Dich haben, eine Rückkehr über die Jugend wird Dir ungleich leichter sein, oder vielmehr Du kannst auch bei ihr ganz stehen bleiben und in Deiner Weise für Menschen wirken [...]. (WuN, 10, S. 101-103)

Ein breiteres Assoziationsspektrum suggeriert ferner die Konstellation-Weimar. Im Einklang mit Goethes Abneigung gegen das «Spiessertum» hatte Nietzsche nämlich die «Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches» (GS, III, S. 325) stigmatisiert und «Zweifel an der Vereinbarkeit des Geistes von Weimar und Sedan» gehegt (GS, III, S. 258), womit der ideologische Spannungsbogen genannt wird, aus dem das Grundkonzept der Anthologie hervorgeht. Dem Leser schwebt allerdings eine zusätzliche Perspektivierung vor, die ihm durch die implizite Zahlensymmetrie zwischen beiden Jahren nahe gelegt wird: 1832 als das durch Goethes Tod besiegelte Ende der Kunstperiode, 1932 als Goethe-Jubiläum und zugleich Ende der Weimarer Republik¹⁷.

Nicht von ungefähr wird die Sammlung durch die Mitteilung von Goethes Tod inauguriert. Es ist derselbe Friedrich Zelter, der an den Kanzler von Müller schreibt – ein Brief, der, «aus der Mitte des [...] umspannten Jahrhunderts stammend», eine Art Gravitationszentrum des Buches bildet

¹⁷ Das Goethe-Jubiläum des Jahres 1932 diskreditiert Benjamin als «merkantile Konjunktur» (GB, V, S. 82). Kongenial sind ihm dabei Gottfried Kellers Worte aus dem Jahr 1884, die er in seinem Essay *Faust im Musterkoffer* (1932) als Motto zitiert bzw. re-aktualisiert: «Es existiert eine Art Muckertum im Goethekultus, das nicht von Produzierenden, sondern von wirklichen Philistern, vulgo Laien, betrieben wird. Jedes Gespräch wird durch den geweihten Namen beherrscht, jede neue Publikation über Goethe beklatscht – er selbst aber nicht mehr gesehen, weshalb man auch die Werke nicht mehr kennt, die Kenntnis nicht mehr fortbildet. Dies Wesen zerfließt eines Teils in blöde Dummheit, andern Teils wird es wie die religiöse Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menschlichem benutzt, das man nicht merken soll. Zu alledem dient eben die große Universalität des Namens» (GS, III, S. 340).

und der von Benjamin (diesmal kommentarlos) an besonders exponierter Stelle noch vor dem Inhaltsverzeichnis des Bandes platziert wird.

Die Stunde hat geschlagen. Der Weiser steht wie die Sonne zu Gibeon, denn siehe auf seinem Rücken hingestreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Herkules das Universum beschriftet, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen. (WuN, 10, S. 11)

Dabei wird freilich von Zelter nicht so sehr der Schmerz des Verlustes als vielmehr das Gefühl der Dankbarkeit nachdrücklich thematisiert, steht wohl im Vordergrund seiner Empfindung eher das tröstende Bewusstsein, die fortwirkende Energie der Goetheschen Erbschaft thesaurieren zu können:

Was kann ich von mir sagen? Zu Ihnen? Zu allen dort? Und überall? – Wie Er dahingung vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich näher. [...] Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muss erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen. (WuN, 10, S. 11)

Abschied/Trauer: Wird dadurch einer der dominanten Akkorde der Briefpartitur antizipiert, so paart sich dieses Leitmotiv von Beginn an mit einer bedeutsamen Akzentverschiebung. Was zählt, ist nicht die rückwärts-gewandte Färbung der Nostalgie, sondern der vorwärtsorientierte Blick der Überlebenden: Nicht Goethe, sondern Zelter, nicht Nietzsche, sondern Overbeck kommen hier zu Wort¹⁸, und zwar als entscheidende «Mittlergestalten», denen die posthume Wirkung der Meister größtenteils zu verdanken ist – und ihnen gilt Benjamins Würdigung: «Solche Männer, in denen man oft nur eine Art wohlmeinender Helfer, wenn nicht gar Interessenvertreter gesehen hat, sind unendlich viel mehr: Repräsentanten einer einsichts-

¹⁸ Die Sammlung integriert ferner einen Brief des «75jährigen» Zelters an den «78jährigen» Goethe, der als Hommage an die «Würde des Alters und seiner Wünschbarkeit» gedeutet wird (WuN, 10, S. 71). Der einzige Brief Goethes, den Benjamin in der Reihe aufnimmt, ist gleichsam ein Solo: Als Dokument des diesmal 81jährigen Dichters wird er einer punktuellen Stilanalyse unterzogen, die nicht nur als Eloge des souveränen Stils des «grosse[n] Humanist[en]», sondern auch als Beleg der impliziten These der Sammlung gemeint ist: «Die Goethesche Altersrede erweitert das Deutsche in einem imperialen Sinne, der keinen Einschlag vom Imperialismus hat» (vgl. WuN, 10, S. 79-82).

volleren Nachwelt. So oft sie auch die primitivste Sorge für jene übernehmen, deren Rang sie ein für alle Mal erkannten, niemals übertreten sie die Schranken, die sie als Stellvertreter zu wahren haben» (WuN, 10, S. 100)¹⁹.

In anderer Hinsicht ist die Konstellation Abschied/Trauer mit dem Themenkomplex Flucht/Emigration/Not verknüpft, der in Zusammenhang mit den Folgen der deutschen Restauration auf eine ebenso wichtige Kraftlinie der Sammlung verweist. Mit engem Bezug auf die zeitpolitische Aktualität zeugen die Namen von Georg Forster, Friedrich Hölderlin, Georg Büchner von den rebellisch-revolutionären Gesinnungen einer mutigen Minderheit. Benjamins Anmerkungen zum Brief, den Büchner an Karl Gutzkow unmittelbar vor seiner Flucht aus Darmstadt adressiert, liefern ein eloquentes Porträt der deutschen Misere, – die jene des akademischen Diskurses mitfokussiert –, und fungieren zugleich als Miniaturmodell des Konstruktionsprinzips der gesamten Reihe: die Zitate als «Exponierung» der Sachlage, die Glossen als punktuelle, gegenwartsbezogene Markierungen.

Es ist immer die gleiche Wendung – Hölderlin an Böhlendorf: “Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und Nahrungsnot nach Otaheiti triebe”; Kleist an Friedrich Wilhelm III.: dass er “schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe gebracht worden”, sich im Ausland ein Fortkommen suchen zu müssen; Ludwig Wolfram an Varnhagen von Ense: “Sie werden einen deutschen Schriftsteller von gewiss unbeflecktem literarischem Ruf nicht dem Elend zur Beute lassen”. Gregorovius an Heyse: “Diese deutschen Männer würden einen wahrlich verhungern lassen”. Und nun Büchner an Gutzow: “Sie sollen erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat”. Es ist ein grelles Licht, das aus solchen Briefen fällt, die an die Kette einer gemeinsamen Not geschmiedet, am Fusse jenes weimarerischen Parnasses sich dahinschleppt, auf dem die Professoren gerade wieder einmal botanisieren gehen. (WuN, 10, S. 83)

Männer mit Eigenschaften²⁰: Deren verkannte Humanität äußert sich

¹⁹ Eine ähnliche Geste charakterisiert David Friedrich Strauß’ Brief an Christian Maerklin, der vom Hegels Tod berichtet und sich eher auf die künftigen «Perspektiven seiner Lehre» im Hinblick auf die Rezeption der *Phänomenologie des Geistes* konzentriert: «hier ist Hegel zwar gestorben, aber nicht abgestorben» (WuN, 10, S. 75).

²⁰ Annette von Droste-Hülshoff stellt als weibliche Stimme die einzige Ausnahme der Anthologie dar. Ihr Brief wird als «Botschaft aus dem Dasein einer jungen Frau» registriert und mit dem Themenkomplex Erinnerung/Vergessenheit assoziiert. Eine vertiefende Analyse des Texts findet sich in SCHULLER 2008.

jedoch nicht lediglich im aktiven Wirken im öffentlichen Raum, sondern auch im privaten Rhythmus der individuellen Existenzen: Krisen und Krankheiten, Alter und Tod, materielle Sorgen und Arbeitspflichten färben ebenso eigentümlich die briefliche Narration der Tage wie die Skizzen von Daseinslandschaften, die fern vom «höllische[n] Frührot des bürgerlichen Komforts» eher durch die «Enge der Bürgerstube» und den «Schweiß des mühsamen Alltags» charakterisiert sind.

Schritt für Schritt wird der Leser am Leitfaden der subjektiven Lebensäußerungen in die Stimmung bescheidener Interieurs eingeweiht, die einerseits auf die Vertraulichkeit der Briefdialoge hindeutet, andererseits Einblick in die konkreten Schreibbedingungen und oft spartanischen Existenzverhältnisse der meisten Autoren gewährt. «Keiner von diesen Männern, [...] hat je in seiner schöpferischen Arbeit ein Alibi gesehen, um sich dem Ausruf der bürgerlichen Not zu entziehen» (WuN, 10, S. 83), registriert Benjamin in seinen Notizen und in der Tat gelingt es seiner Briefmontage eine überaus ungewohnte Phänomenologie der «Dürftigkeit» zu exemplifizieren, wobei der moralische Habitus der Integrität im stilistischen Habitus des Lakonismus einen kohärenten Reflex findet.

Wird in der Epistel Johann Heinrich Kants an den Bruder Immanuel das Paradigma des «Aufeinanderangewiesensein[s] des kargen eingeschränkten Dasein und der wahren Humanität» (WuN, 10, S. 17) erkannt, so funktioniert das gleiche Erklärungsmuster für die «Diätetik» der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, deren nüchterne Haltung Benjamin bereits im anderen Kontext im Gegensatz zum herrschenden «Ehrgeiz der Wissenschaft» als Illustration der «asketischen Lebensregel von Forschernaturen» erörtert hatte (GS, III, S. 288-289).

Der Brief Jakob Grimms an Friedrich Christoph Dahlmann (WuN, 10, S. 88-92) dokumentiert die schweren Arbeitsbedingungen, unter denen das gigantische Unternehmen des Deutschen Wörterbuchs erst voranschritt, und bietet dem Herausgeber die Gelegenheit, Wert und Ehre der deutschen Sprache zum eigentlichen Thema der Vorbemerkung zu machen. Hier exzerpiert Benjamin aus der Einleitung zum *Wörterbuch* jene programmatischen Stellen, wo die deutsche «Volkskraft» als genuine Kreativität gefeiert wird und – im Sinne des eigenen Vorhabens – als Kontrapunkt zur nationalsozialistischen Pervertierung des 'Völkischen' verstanden werden kann.

Allerdings figurieren in der «Folge» nicht nur renommierte Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, sondern auch vereinzelte, eher unbekannt

Figuren der bürgerlichen Kulturlandschaft der Epoche²¹. Neben dem literarischen Wert der Texte – «Briefe, als man noch deutsch schreiben konnte», lautet eine Randnotiz Benjamins – gilt als verpflichtende Voraussetzung das Kriterium, dass sie nicht zum üblichen Kanon gehören: «von dem Schul-, Press- und Deklamationsbetrieb» unerreicht geblieben, beanspruchen sie auch dank der destruktiv-konstruktiven Strategie des Zitatarrangements den «Wert von Erstdrucken» (WuN, 10, S. 118 und 121).

Zur Umkodierung der Rezeptionshierarchien gehört last but not least die Rehabilitierung des Briefes als literarische Gattung mit eigener ästhetischer Qualität: keine bloße «Dichterwerkstatt», sondern authentisches Dokument der Humanität, wo erst jene eigentümliche Symbiose «von Mensch und Autor, vom Privatem und Objektivem, von Person und Sache» zum Ausdruck kommt, die es dem Leser ermöglicht, «mitte in das Menschliche zu treffen» (WuN, 10, S. 119).

In dieser Beziehung verbirgt sich hinter Goethes präludierender Skepsis gegenüber dem «Zeitstrudel» der Modernität auch die Valenz einer Diagnose der «ganz neue[n] Armseligkeit», die Benjamin als Produkt der «ungeheuren Entfaltung der Technik» und der oberflächlichen «Galvanisierung» der Geister kritisch mitreflektiert (GS, II/1, S. 213-219)²². In beiden korrelierten Exilessays, *Erfahrung und Armut* (1933) und *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows* (1936) thematisiert er das Motiv des Erfahrungsverlustes als progressive Dynamik der Selbstentfremdung, wobei die flüchtigen Imperative der Mode, der Zerstreung und des Konsums als Grund der Entleerung des tradierten «Bildungsguts» und des Aufkommens eines «neuen Barbarentums» gedeutet werden: «[die Men-

²¹ Zur «Vielgesichtigkeit» und «Vielschichtigkeit» der Briefkomposition und zur Sprachgebärde jedes Einzeltexts vgl. OESTERLE 2008, insbesondere S. 101-107. Gerade die faszinierende Komplexität des Entwurfs Benjamins wird von seinem Freund Alfred Cohen, der mit zu den ersten Lesern der Sammlung gehörte, zugleich subjektiv und treffend charakterisiert: «ein Buch voller seltsamer Geheimnisse, die zu ergründen, man es immer wieder und wieder liest» (WuN, 10, S. 375). Zu einer Lektüre des Briefbuchs als Versuch einer «Rettung» nicht nur der deutschen, sondern auch der deutsch-jüdischen Tradition vgl. DI ROSA 2014 und DI ROSA 2015.

²² «Arm sind wir geworden. Ein Stück des Menschheitserbes nach dem anderen haben wir dahingegeben, oft um ein Hunderstel des Wertes im Leihhaus hinterlegen müssen, um die kleine Münze des „Aktuellen“ dafür fortgestreckt zu bekommen» (GW, II/1, S. 219). Zu Benjamins Poetik der «Entschleunigung» vgl. KOEPENICK 2006.

schen] haben das alles "gefressen", die "Kultur" und den "Menschen" und sie sind übersatt daran geworden und müde» (GS, II/2, S. 218).

In der Ur-Geschichte des 19. Jahrhunderts, die in der Sammlung rekapituliert wird, ist der Brief hingegen noch ein Ort des Menschlichen bzw. Zwischenmenschlichen, wo sich Ich und Du, Subjektivität und Aktualität in Form eines unmittelbaren, oft kreativen Austauschs einander begegnen. Die Kultivierung der privaten Sphäre entspricht insoweit weder der Sehnsucht nach einer geschützten Welt noch Phantasien der Flucht in ein vermeintliches 'inneres Reich', sondern der Suche nach einem Raum für die allmähliche Verfertigung von Ideen und Gefühlen im Dialog. «Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Briefe ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen für uns selbst, sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden», schreibt Hölderlin an Casimir Böhlendorf (WuN, 10, S. 40).

Im Anschluss an die Bildungsideale der Aufklärung zeugen all die ausgewählten deutschen Briefe von einer reflexiven Anteilnahme an der eigenen Gegenwart nicht minder als vom Mut zur individuellen Emanzipation und Selbstverwirklichung. Sie behaupten sich mithin als Gegenentwurf zu den Deklinationen der Bildung als konservatives Dispositiv zur Erhaltung bzw. Konsolidierung von Privilegien und Machtpositionen oder gar als «Dressur» von Parvenü-Karrieren, wodurch, historisch gesehen, die unheilige Allianz zwischen Kultur und Barbarei mitangebaut wird²³.

Hinsichtlich des «Débacle» der bürgerlichen Werte der ersten Stunde setzt die Sammlung *Deutsche Menschen* die tragende Argumentationslinie fort, die Benjamin ein Jahr vor der Emigration in der Anthologie *Vom Weltbürger zum Großbürger* diesmal zusammen mit Willy Haas herausgearbeitet hatte²⁴. Hier kommen die Bezugskoordinaten der «lose» zusam-

²³ Zur «Abkoppelung der Bildung vom Humanismus-Diskurs» als Symptom der Kulturkrise des Bildungsbürgertums bzw. Bildungsphilistertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, welche «diese Trägerschicht des Deutungsmusters [...] schließlich anfällig für den Nationalsozialismus macht», vgl. BOLLENBECK 1994, insbesondere S. 160 ff.

²⁴ Die Anthologie erschien als Sonderheft der von Willy Haas herausgegebenen Zeitschrift «Literarische Welt». Der individuelle Anteil der beiden Autoren lässt sich freilich nicht eindeutig differenzieren: «Es gab zwischen uns keine Debatte darüber, jeder wählte aus, was er für richtig hielt. Von wem ein Artikel der Nummer hinzugefügt wurde, kann man meiner Meinung nach aus dem Beitrag und der Einleitung jedes einzelnen leicht he-

mengestellten Schriften freilich weniger taktisch und viel manifester zum Vorschein. Entsprechend explizit wird in den einleitenden redaktionellen Bemerkungen die pragmatische Intention des Projekts im Sinne einer Gebrauchsliteratur proklamiert. Mit dem Leseverhalten des Bildungsbürgertums auf der Suche nach «eine[r] mehr oder weniger angenehme[n] Abwechslung vom Gewohnten» wird bereits im Vorfeld abgerechnet – die Geste der beiden Herausgeber ist hier frontal, während die typographischen Kursive für überdeutliche Akzentuierungen sorgen:

Da Anthologie zu deutsch heißt: Blütenlese, so ist diese Nummer *keine Anthologie*. Sie führt nicht auf eine Blumenwiese, sondern in einen Rüstsaal der kämpfenden bürgerlichen Klasse. [...] Wenn man näher zusieht, sind das weniger die schönen und erbaulichen als die *verwendbaren* Stellen, – die Stellen, die uns unsere Meinungen und Erfahrungen bestätigen, klären oder in Frage ziehen. [...] Diese Lesestücke sollen nicht zur Unterhaltung genossen werden. Sie sind zur Instruktion, zur Belehrung bestimmt [...]. Sie wollen etwas fördern, was zu fördern vielleicht das Wichtigste bei uns ist: das *historische Gedächtnis* (GS, IV/2, S. 815-819)

Prodesse und nicht *delectare*: Zugunsten des Lesers wird das motivische Trajekt der Texte mehrfach umgeschrieben («Vom alten bürgerlichen Kosmopolitismus zum bürgerlichen Heute»), wobei die korrespondierenden Stationen durch jeweils dialektisch oppositive Begriffspaare angedeutet werden: Nationalismus/Kosmopolitismus, Revolution/Restauration, Fortschritt/Rückschritt, Kultur/Barbarei mit dem ergänzenden Korrelat Krieg/Frieden²⁵. Das so skizzierte «Vexierbild» der deutschen Bourgeoisie soll dazu dienen, ein Fazit der Perspektiven zu ziehen mit Blick auf die «beschämende Aktualität» der Inhalte. Zum selben Zweck soll die Charakterisierung der «deutschen Sonderlinge, Querköpfe, Einspänner» einerseits mit der «Fügsamkeit und Lammsgeduld der Masse», andererseits mit «der Gewalt, der List und der Suggestion» kontrastiert werden, durch die das Bürgertum

raus finden» – so Willy Haas im Brief vom 9.3.1972 an Tillmann Rexroth (GS, IV/2, S. 1091).

²⁵ Das Material wird in vier Rubriken aufgeteilt: «1. Der Bürger und sein Staat. Weltbürgertum und Kolonialreich; 2. Der Bürger läßt marschieren. Ewiger Frieden, ewiger Krieg; 3. Der Bürger nennt die Dinge beim Namen. Aus der Vorzeit der Reportage; 4. Der Bürger sieht es kommen. Die gewesene und die werdende Revolution» (vgl. GS, VI/2, S. 819-862).

trotz der «bereits verlorene[n] Partie» seine Macht aufrechtzuhalten versuche (GS, IV/2, S. 816-821).

Was die Auswahl der einzelnen «Lesestücke» und die Gestaltungskriterien des Ensembles anbelangt, scheinen sie dementsprechend eher durch ein schematisches Prinzip des Neben- bzw. Gegeneinander diktiert zu sein, zumal «das Improvisatorische» in der Gruppierung und Anordnung «ganz bewußt» von beiden Redakteuren in Anspruch genommen wird²⁶.

Eröffnet wird die erste Sektion mit dem Text, den Jakob Grimm anlässlich seiner Entlassung aus der Göttinger Universität und der darauffolgenden Verbannung aus dem Königsreich Hannover verfasst – eine emblematische Schrift, in der der prominente Literat, wie der Kommentar pointiert, «mannhaft seinen Protest besiegelt» und sein Bekenntnis zum «bürgerlichen überparteilichen Menschentum» abgelegt habe (GS, IV/2, S. 821-823)²⁷.

Abgeschlossen wird die Anthologie mit einem parallelisierenden Zitat aus einer Universitätsansprache von Friedrich Wilhelm Schelling, die «die ganze Würde [der] politischen Mission des bürgerlichen Gelehrten in der Blütezeit» offenbare. Der Anlass sind «Studentenunruhen» in München, wobei der Appell des engagierten Redners an die «Jünglinge», um sie von der Gewalt abzuwenden, vom Pathos eines genuinen Bildungsideals animiert wird, das sich noch als Erhebung des Geistes und Emanzipationsweg des Individuums versteht: eine historische Momentaufnahme aus einer Zeit, wo die Bildung – so die Einleitung –

²⁶ Vgl. dazu BRODERSEN 2006, S. 443: «1932 befand man sich in einer anderen politischen Situation. Der Nationalsozialismus stand vor der Tür. Und die damit verbundene, ungleich größere Gefahr mag Benjamin dazu bewogen haben, nichts unversucht zu lassen, um der faschistischen Barbarei doch noch Einhalt zu gebieten».

²⁷ Kontrastiert wird der Text innerhalb dieser ersten Sektion unter anderem mit einer Rede des Kanzlers von Bismarck, (der für die Erhaltung der Todesstrafe Position bezieht), wobei in der Sammlung *Deutsche Menschen* auf den Brief Jakob Grimms ein Brief Metternichs folgt. Eine verwandte Inspiration scheint in beiden Fällen die Gegenüberstellung inspiriert zu haben: auf der einen Seite, die auch eine Front ist, der illustre Gelehrte mit seinen kosmopolitischen Idealen, auf der anderen die Repräsentanten einer restaurativen bzw. repressiven Staatsräson. Metternichs Brief, der in Benjamins Augen ein «vermächtnisartiges Schreiben» bzw. eine «denkwürdige politische Konfession» des einundachtzigjährigen Fürsten darstellt, endet mit einer eloquenten Selbstskizzierung: «ich habe mich in allen Zeiten und Lagen nach der Decke zu strecken gewusst, und je älter meine Decke wird, um so mehr verkürzt sie sich» (WuN, 10, S. 95).

so etwas wie das erste Privileg des Bürgers vor der Machergreifung war. Durch sie legitimiert er sich vor dem Urteil der Weltgeschichte im Vorhinein als Anwärter auf die Weltherrschaft. [...] Das Frankfurter Parlament war seine Schicksalsstunde. Danach bröckelt seine Macht ab, er gibt nicht mehr den Ton der Zeit an, sondern übernimmt, formuliert, steigert oder verzerrt ihn nur noch. [...] Dem Leser steht es frei, Parallelen zur Gegenwart zu ziehen, und seine eigenen Betrachtungen darüber anzustellen, was seitdem aus der moralischen Höhe und menschlichen Reinheit dieser akademischen Führung geworden ist. (GS, IV/2, S. 859)

Der Motivkomplex des Verfalls des Bürgertums bzw. der «gewesene[n] und der werdende[n] Revolution» wird in dieser letzten Rubrik nicht zufällig durch ein indirektes Zitat von Georg Lukács eingeführt: er habe «die weittragende Bemerkung gemacht, das deutsche Bürgertum hätte seinen ersten Gegner – den Feudalismus – noch nicht zu Boden gerungen, als schon das Proletariat – sein letzter – vor ihm gestanden habe» (GS, IV/2 S. 851 mit Querverweis auf WuN, 10, S. 93).

Werden die Widersprüche der Bürgerklasse nun im «Zweifrontenkrieg» perspektiviert, so gewinnen auch die Forderungen des vierten Staates als bewaffneter Gegner der Bourgeoisie eine eigene konkrete Sichtbarkeit. Die politische Relevanz des Proletariats ist Thema des exzerpierten Vorworts zur französischen Ausgabe der *Lutetia* Heinrich Heines, wo das Schicksal der Poesie im Dienst der Revolution im unmittelbaren Zusammenhang mit den 1848er Ereignissen reflektiert wird. Die nicht widerspruchsfreie Bejahung des Kommunismus koppelt sich beim exilierten Dichter mit einem denkwürdigen Akzent auf das Fortleben des eigenen Werks unter den mutierten historischen Bedingungen:

Sie ist lange gerichtet, verurteilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr wie recht ist. Werde sie zertrümmert diese alte Welt, wo die Unschuld umkam, die Selbstsucht gedieh, wo der Mensch ausgehungert wurde durch den Menschen. Mögen sie vom Grund bis zum Gipfel zerstört werden, diese übertünchten Gräber, in denen die Lüge und die Ungerechtigkeit hausten. Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der aus meinen Gedichten Tüten drehen wird, um Kaffee oder Tabak hineinzuschütten für die armen alten guten Weiber, die sich in dieser gegenwärtigen Welt der Unbill vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mußten – *fiat justitia, pereat mundus!* – (GS, IV/2, S. 857-858)

Parallel zum Projekt der Anthologie integriert die Würdigung der ver-

kannten Genealogie der Dichter und Denker im Exil auch die vergessene Figur des baltischen Literaten Carl Gustav Jochmann. Ihm widmet Benjamin einen wichtigen Essay, der als Einleitung zu dessen Abhandlung *Die Rückschritte der Poesie* entsteht²⁸ und in dem verschiedene Fluchtpunkte der eigenen theoretischen Reflexionen über die «unterdrückte Vergangenheit» konvergieren, insofern das unglückliche Los des Balten eine weitere prägnante Episode der «allerorten offenkundigen Verlassenheit der besten Deutschen» darstelle.

Im Widerspruch zu seiner Zeit und in Anlehnung an die Philosophie von Giovambattista Vico habe Jochmann nämlich früh genug erkannt, «daß der Fortschritt des Menschengeschlechts mit den Rückschritten mehrerer Tugenden, vor allem aber mit dem Rückschritt der poetischen Kunst, auf das engste verbunden» sei (GW, II/2, S. 583). Benjamins Aufmerksamkeit gilt insbesondere der «skulpturale[n] Prägung» des konzisen Prosastils des Autors, das als konstitutives Merkmal dessen Humanität und zugleich als Kontrapunkt zu jener regressiven Ästhetik gedeutet wird, die nicht nur bestimmte Stilrichtungen der Romantik, sondern auch bestimmte Stilrichtungen der Jahrhundertwende infiziert habe. Hier schlägt Benjamin eine Brücke zu seiner eigenen polemischen Positionierung gegenüber dem Jugendstil, den er am Beispiel der Dichtung Stefan George als «Rückbildungsversuch» mit politisch keineswegs neutralen Implikationen demaskiert hatte: «[...] mit anderen Worten der Stil, in dem das alte Bürgertum das Vorgefühl der eignen Schwäche tarnt, indem es kosmisch in alle Sphären schwärmt und zukunftsrunken die 'Jugend' als Beschwörungswort mißbraucht» (GS, III, S. 394).

Erst dieser Hintergrund erklärt die eher unvermittelte Assoziation zwischen Jochmanns Lehre und den drastischen kunsttheoretischen Auffassungen Adolf Loos':

Outsider wie Jochmann es war, ist auch Loos gewesen. [...] Sein "Ornament ist Verbrechen" erscheint nicht umsonst als ein Résumé der Jochmannschen

²⁸ Veröffentlicht wurde der Aufsatz 1939 in der «Zeitschrift für Sozialforschung» (GS, IV/2, S. 1406). Die Begeisterung über den «literarischen Fund» teilt Benjamin Brechts Mitarbeiterin, Margaret Steffin, im Brief vom 29.3.37 mit: «Ich habe einen der größten revolutionären Schriftsteller Deutschlands entdeckt – einen Mann, der zwischen der Aufklärung und dem jungen Marx an einer Stelle steht, die bisher nicht zu fixieren war» (GW, II/3, S. 1393).

Bemerkungen über die Tätowierung²⁹. [...] Von Loos fällt Licht auf Jochmann. Der erste schrieb, einen eingewurzelten Unfug abzuschaffen; der zweite bot Palliative eines Übels, das sich eben in seinem Beginn befand. (GS, II/2, S. 582)

Nach Benjamins Auffassung besteht die Wahlverwandtschaft zwischen beiden Autoren in ihrem gemeinsamen Anschluss an den Rationalismus der «bürgerlichen Blütezeit», in der dieselbe Konstellation Armut/Humanismus³⁰ verwurzelt ist, die den Gegenpol zum «ästhetischen Imperialismus» repräsentiert – Endstation dieser Tendenz ist der Faschismus, dem «nicht geringeres vorschwebte, als sich des Mythos zu bemächtigen» (GS, II/2, S. 582).

Demgegenüber registriert Benjamin Jochmanns kritisch-konstruktive Haltung zum «Gewesenen», wobei hier das Zusammenspiel von Zitat und Glosse auf eine geradezu identifikatorische Konkordanz hinweist: «“Nicht alles Vergangenen ist verloren” (Wir brauchen’s nicht neu zu machen). “Nicht alles Verlorene ist unersetzt” (Vieles ist in höhere Formen eingegangen. “Nicht alles Unersetzte ist unersetzlich” (Vieles einst Nützliche ist nun unnützlich)». (GS, II/2, S. 582).

²⁹ Das Typoskript enthält hier eine wichtige Ergänzung: «In der Tat, will man den bürgerlichen Rationalismus in seiner Jugendkraft neben den gealterten sich vergegenwärtigen, so konfrontiert man Jochmanns unbestechliches Urteil über den barbarischen Schmuck, den der Wilde seinen Gliedmaßen angedeihen lasse, mit der gewiß wohlgemeinten, gewiß blendenden Bemerkung von Chesterton: Man erzählt, ein geistreicher Mann in Boston habe einmal dem Grundsatz aufgestellt: “Wenn man das Überflüssige bewilligt – das Notwendige können wir schließlich entbehren”. Nicht anders spricht das ganze Menschengeschlecht, angefangen von dem ersten Wilden, der sich, statt für seine Kleider zu sorgen, mit Federn schmückt, bis zum letzten Ladenschwengel, der für ein einziges üppiges Diner drei reguläre Malzeiten hergibt» (GS, II/3, S. 1408).

³⁰ Unter der undatierten Rubrik *Paralipomena zu Kraus* aus Benjamins Nachlaß finden sich weitere Notizen zu Adolf Loos’, dessen *Ornament als Verbrechen* (1908) bzw. dessen Konzeption von «Zerstörung» und «Aufbau» von Benjamin als wesentliche Haltung des ‘Menschlichen’ gefeiert wird. Zur selben «vorgesrittensten» Künstlerfraktion, die Benjamin am Bord des Schiffs namens ‘Die Armut’ imaginiert, gehören als «Auswanderer aus dem Europa des Humanismus» neben Kraus und Loos, auch Bertolt Brecht, Paul Klee und Paul Scheerbart: «Was diese Mannschaft inspiriert, ist zuletzt das Bewußtsein, daß die Einrichtung des menschlichen Daseins im Sinne der Produktionssteigerung, der besseren Verteilung der Konsumgüter, der Vergesellschaftung der Produktionsmittel mehr und anderes verlangt als eine komfortable Weltbeglückungslehre; daß dieser Steigerung der Bedürfnisse auf der einen Seite eine asketische Haltung auf der andern entspricht» (GS II/3, S. 1112 ff.).

Die abschließenden Betrachtungen Jochmanns über den genuinen «Dichtergeist» entwerfen mit Rückgriff auf ein Motto aus der klassischen Antike, (das «*virtus post nummos!*» von Horaz), ein Bild der Humanität als revolutionäres Ethos, das ohne weiteres erklärt, warum Benjamin den 'deutschen Menschen' gern in seinem Briefbuch aufgenommen hätte³¹.

Andere Früchte würde die Muße einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft hervorbringen, als jener mühselige Müßiggang, unsrer bürgerlichen, den wir Gelehrsamkeit nennen; anders müßten die Triumphgesänge des fortschreitenden Glücks lauten, als die Seufzer der unbefriedigten Sehnsucht, anders die Jubellieder des befreiten Prometheus, als die Klage des gefesselten. (GW, II/2, 598)

Kommunizierende Röhren: Ausgewählte Seiten aus derselben Abhandlung Jochmanns figurieren in der Anthologie *Allemand de quatre-vingt-neuf*, die Benjamin zum 150. Jubiläum der Französischen Revolution als «kleine Montage – ganz in der Art [seines] Briefbuches» zusammenstellt und die im Juli 1939 als «Numéro spécial» der Zeitschrift «Europe» in Paris gedruckt wird (GS, IV/2, S. 1095)³².

Das Filigrannetz der Zitate und Bezüge wäre dennoch nicht auch nur provisorisch zu Ende skizziert, würde man nicht auf den Nexus verweisen, der den revolutionären Jochmann hinsichtlich der Konstellation Vertreibung/Exil einerseits mit Forster und Seume (GS, II/2, S. 573 u. 578), andererseits mit der kulturgeschichtlich neuralgischen Rolle der Stadt Paris als Adoptionsheimat der deutschen Emigration verbindet³³ – derselbe Tra-

³¹ Vgl. GS, II/3, S. 1405-1406. Nach Brodersen stellt die Kombination von Benjamins Text mit jenem Jochmanns eher eine «camouflierte Anthologie» dar denn einen Essay (vgl. WuN, 10, S. 475 mit Querverweis auf BRODERSEN 2006, S. 448 f.).

³² Vgl. dazu GS, IV/2, S. 863-880. Im unmittelbaren Zusammenhang mit der Vorbereitung der Publikation berichtet Benjamin im selben Juli 1939 in einem Brief an Margarete Steffin von weiteren bedeutsamen Entdeckungen: «Da bin ich wieder auf einige jener Tatbestände geraten, die von der deutschen Literaturgeschichte planmäßig verschleiert wurden. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor als ich, bei genauer Lektüre feststellte, daß von den beiden Bänden Oden, die es von Klopstock gibt, der zweite, der die spätern enthält, sich in einem Fünftel sämtlicher Stücke mit der Französischen Revolution beschäftigt» (GS, IV/2, S. 1095).

³³ Neben Jochmanns Schrift werden in der französischen Anthologie Texte von Herder, Forster, Seume, Caroline Michaelis, Hölderlin, Hegel zitiert. Firmiert sind die Übersetzungen von Marcel Storas, dennoch lassen die Typoskripte vermuten, dass Benjamin selber sie überarbeitet bzw. zum Teil sogar selber angefertigt hat (GS, IV/2, S. 1095). Was die Auswahl der Texte und die Formulierungen der Vorbemerkungen angeht, lassen sich etliche Über-

ditionshorizont, in den Benjamin spätestens seit 1933 seine eigene Diaspora miteingeschrieben sieht.

Um von Gutzkow und Heine zu schweigen – auch für Alexander von Humboldt und Liebig hat Paris die Kapitale des Weltbürgertums dargestellt, und die Hauptstadt der guten Europäer was es wohl noch in Nietzsches Augen. Erst die Reichsgründung bringt das deutsche Bürgertum um sein angestammtes Bild von Paris; das feudale Preußen macht aus der Stadt der großen Revolution und der Kommune ein Babylon, dem es seinen Schaftstiefel in den Nacken setzt: «Berlin soll die heilige Stadt der Zukunft werden; seine Strahlenkrone soll über die Welt leuchten. Paris ist das freche, verderbte Babylon, die große Hure, die der von Gott gesandte Engel der Vernichtung... von der Erde austilgen wird. Wißt ihr nicht, dass der Herr die germanische Rasse zu einer auserwählten gestempelt hat?». So Blanqui in dem vehementen Aufruf zur Verteidigung von Paris, den er im September 1871 geschrieben hat. (GW, II/2, S. 574)

Damit schließt sich ein weiterer Kreis Richtung Gegenwart. Unter dem Titel «Patrie en danger» im unmittelbaren Zusammenhang mit der Kapitulation von Sedan geschrieben, erhalten Blanquis Worte durch Benjamins Re-Lektüre im Paris des Jahres 1939 eine erneute, autobiographisch gefärbte Brisanz. Sie figurieren als Zitat auch in der Anthologie *Allemand de quatre-vent-neuf*, und zwar gleich auf der ersten Seite, wo sie ein gewichtiger Teil der editorischen Prämisse des Herausgebers darstellen – und wie bei jedem Akt der Rekontextualisierung auf die «Nachreife auch der festgelegten Worte» (GS, IV/1, S. 12) hindeuten. Die veränderte Lage des Exilierten am Vorabend des Einmarsches der Hitlertruppen in die französische Hauptstadt suggeriert hier eine nüchterne Akzentverschiebung, die im Augenblick der Gefahr den Gravis des Historischen mit dem Akut des Heutigen kurzschließt – was hier nachhallt, ist die «terrible actualité des ces mots»:

La gloire de Paris est ca condamnation... Sa lumière, ils veulent l'éteindre, ses idées, les refouler dans le néant... C'est Berlin qui doit être la ville sainte de l'avenir, le rayonnement qui éclaire le monde. Paris, c'est la Babylone usurpatrice et corrompue, la grande prostituée que l'envoyé de Dieu, l'ange exterminateur... va balayer de la face de la terre. Ignorez-vous que la Seigneur a marqué la race germaine du sceau de la prédestination? (GW, IV/2, S. 863)

nahmen aus den beiden anderen Anthologien sowie aus dem Essay *Die Rückschritte der Poesie* ausmachen (GS, IV/2, S. 1095-1098; vgl. dazu auch BRODERSEN 2006, S. 447).

BIBLIOGRAPHIE

- ADORNO, Theodor W., *Zu Benjamins Briefbuch 'Deutsche Menschen'*, in DERS., *Noten zur Literatur*, Frankfurt/Main 2003, S. 686-692.
- ARENDT, Hannah, *Walter Benjamin. Bertolt Brecht. Zwei Essays*. München, S. 7-62. [Zuerst auf Englisch: *Men in Dark Times*, New York 1968].
- BENJAMIN, Walter, *Gesammelte Schriften*, hg. von R. Tiedemann und H. Schwepenhäuser, 7 Bde., Frankfurt/Main 1972-1989.
- BENJAMIN, Walter, *Gesammelte Briefe*, hg. von Ch. Gösde und H. Lonitz, 6 Bde., Frankfurt/Main 1995-2000.
- BENJAMIN, Walter, *Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 10: *Deutsche Menschen*, hg. von M. Brodersen, Frankfurt/Main 2008.
- BENJAMIN, Walter, *Werke und Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 8: *Einbahnstrasse*, hg. von D. Schöttker unter Mitarbeit von St. Haug, Frankfurt/Main 2009.
- BARNOUW, Dagmar, *Exil als Allegorie. Walter Benjamin und die Autorität des Kritikers*, in «Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch», Bd. 3, *Gedanken an Deutschland im Exil und andere Themen*, München 1985, S. 197-214.
- BOLLENBECK, Georg, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt/Main und Leipzig 1994.
- BRITT, Brian, *Identity and Survival in "Deutsche Menschen"*, in «Benjamin-Studien» 3, hg. von D. Weidner und S. Weigel, Paderborn 2014, S. 83-104.
- BRODERSEN, Momme, *Anthologien des Bürgertums*, in *Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hg. von B. Lindner unter Mitarbeit von Th. Küpper und T. Skandries, Stuttgart 2006, S. 437-450.
- DIERS, Michael, *Einbandlektüre. Zu Walter Benjamins Briefsammlung 'Deutsche Menschen'*, in DERS., *Schlagbilder. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart*, Frankfurt/Main 1977, S. 203-219.
- DIERS, Michael, *Einbandlektüre, fortgesetzt. Zur politischen Physiognomie der Briefanthologie*, in *Walter Benjamins "Deutsche Menschen"*, hg. von B. Hahn und E. Wizisla, Göttingen 2008, S. 23-44.
- DI ROSA, Valentina, *Schauplatz Europa. Walter Benjamins "Deutsche Menschen" als Nachruf auf eine unterschlagene Humanität*, in *Mitteleuropa. Geschichte eines transnationalen Diskurses im 20. Jahrhundert*, Bd. 2, hg. von J. Lajarrige, W. Schmitz, G. Zanasi, Dresden 2014, S. 131-157. [in Druck]
- DI ROSA, Valentina, *Ein deutscher Mensch. Goethes Profil aus Walter Benjamins Exilperspektive*, in «Cultura tedesca» 47/48 (2015), S. 93-109. [in Druck]
- EVELIN, Johannes F., *Literary Exil from Nazi Germany. Exemplarity and the Search for Meaning*, New York 2014.
- GARBER, Klaus, *Rezeption und Rettung. Drei Studien zu Walter Benjamin*, Tübingen 1987, S. 44-52.

- GARBER, Klaus, *Walter Benjamin als Briefschreiber und Kritiker*, München 2005.
- HABERMAS, Jürgen, *Bewußtmachende oder rettende Kritik*, in *Zur Aktualität Walter Benjamins*, hg. von S. Unseld. Frankfurt/Main 1972. S. 175-223.
- HAHN, Barbara, WIZISLA, Erdmut (Hg.), *Walter Benjamins "Deutsche Menschen"*, Göttingen 2008.
- KAULEN, Heinrich, *Rettung*, in *Benjamins Begriffe*, hg. von M. Opitz und E. Wizisla, Frankfurt/Main 2000, S. 619-664.
- KOEPENICK, Lutz, *Langsamkeit: Benjamin und die Politik der Entschleunigung*, in «Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literatur und Kulturforschung», 7 (2006) 13, S. 23-28.
- LISKA, Vivian, *Walter Benjamins langer Abschied von Europa*, in DIES., *Fremde Gemeinschaft. Deutsch-jüdische Literatur der Moderne*, Göttingen 2011, S. 133-152.
- MATTENKLOTT, Gert, *Benjamin als Korrespondent, als Herausgeber von 'Deutschen Menschen' und als Theoretiker des Briefes*, in *Walter Benjamin (1892-1940). Zum hundersten Geburtstag*, hg. von U. Steiner, Bern u.a. 1992, S. 273-282.
- MATTENKLOTT, Gert, *Briefe und Briefwechsel*, in *Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hg. von B. Lindner unter Mitarbeit von Th. Küpper und T. Skandries, Stuttgart 2006, S. 680-687.
- OESTERLE, Günter: *Erschriebene Gelassenheit. Kompositionsprinzipien*, in *Walter Benjamins "Deutsche Menschen"*, hg. von B. Hahn und E. Wizisla, Göttingen 2008, S. 91-110.
- SCHÖTTKER, Detlev, *Erfahrung und Nüchternheit. Zur selbstreferentiellen Darstellungsweise*, in *Walter Benjamins "Deutsche Menschen"*, hg. von B. Hahn und E. Wizisla, Göttingen 2008, S. 81-90.
- SCHULLER, Marianne, *Begegnung und Distanz. Adressierung, Botschaft und Weitergabe in Benjamins Briefbuch*, in *Walter Benjamins "Deutsche Menschen"*, hg. von B. Hahn und E. Wizisla, Göttingen 2008, S. 111-120.
- WEIDNER, Daniel, *Fort-, Über-, Nachleben. Zu einer Denkfigur bei Walter Benjamin*, in «Benjamin-Studien» 2, hg. von D. Weidner und S. Weigel, München 2011, S. 161-178.

LOB DER FERNE¹.

SPRACHE UND FREMDSPRACHE BEI PAUL CELAN

von
Giancarmine Bongo
Neapel

I.

Das Thema des vorliegenden Beitrags² ist, ganz grob formuliert: Fremdsprache in den Gedichten Paul Celans. Fremdsprache gibt es nämlich auch in den Gedichten von Paul Celan, fremdsprachliche Wörter und sogar Sätze tauchen hier und da auf. Unterschiedliche Fremdsprachen kommen vor: Lateinisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Englisch und Jiddisch (was für ihn eigentlich auch eine Fremdsprache war, da er als Kind diese Sprache nie mit seinen Eltern gesprochen hat³), und darüber hinaus auch mundartliche und sogar erfundene Ausdrücke.

Fremdsprache kommt also vor, obwohl die Dichtung Paul Celans gerade durch das Deutsche als *seine* Muttersprache gekennzeichnet ist, durch seine bekanntermaßen ihm ganz eigene Auseinandersetzung mit der Muttersprache, also der deutschen Sprache und deren Potential (rein sprachwissenschaftlich gesehen etwa im Hinblick auf die Möglichkeiten der Wortbildung im Allgemeinen und der Nominalkomposition im Besonderen, oder im Hinblick auf Etymologien⁴). Fremdsprache also, obwohl er gesagt hat: «Nur in der Muttersprache kann man die eigene Wahrheit aussagen, in der Fremdsprache lügt der Dichter»⁵.

¹ CELAN 1975, I, S. 33.

² Im vorliegenden Beitrag werden Regeln und Konventionen der neuen Rechtschreibung des Deutschen (1996/2006) berücksichtigt.

³ CHALFEN 1979, S. 101, JORIS 2001, S. 4.

⁴ Vgl. FUSSL 2008, S. 39.

⁵ CHALFEN 1979, S. 148.

Vorausgesetzt, dass m. E. die innere Logik der *einzelnen* Texte durch Querverweise nicht überholt oder außer Kraft gesetzt werden darf («das Gedicht ist einsam»⁶, die einzelnen Texte bleiben genauso wie Individuen eine Art letzte Instanz, was auch unter einem rein sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt behauptet werden könnte), lässt sich die Fragestellung folgendermaßen präzisieren und verallgemeinern: Warum kommt Fremdsprache in der Dichtung Celans vor? Übt Fremdsprache in seiner Dichtung eine spezifische Funktion aus – d. h. genauer eine Funktion, die die Muttersprache *nicht* ausüben kann⁷? Hat sie mit einer spezifischen Möglichkeit des dichterischen Sagens bzw. Sagenkönnens zu tun⁸? Welche Wahrheit spricht sie aus?

Versucht man, sich einen ersten Überblick über den Gebrauch von Fremdsprache bei Celan (zuerst einmal innerhalb der vom Dichter selbst autorisierten Gedichtzyklen⁹) zu verschaffen, so wird man auf verschiedenartige Beispiele stoßen:

- auf der einen Seite *Titel*, oft auf Lateinisch, aber auch in anderen Sprachen: *Corona* (I, S. 37)¹⁰, *Schibboleth* (I, S. 131), *Argumentum e silentio* (I, S. 138f.), *Tenebrae* (I, S. 163), *Matière de Bretagne* (I, S. 171), *Radix, Matrix* (I, S. 239), *Mandorla* (I, S. 244), *Benedicta* (I, S. 249), *Solve* (II, S. 82), *Coagula* (II, S. 83), *Give the word* (II, S. 93), *PLAYTIME* (II, S. 386). Als erfundenes Wort: *Huhediblu* (I, S. 275). In den meisten zitierten Gedichten sind keine weiteren fremdsprachlichen Elemente vorhanden; Fremdsprache ist also mit der Titelgebung verbunden. Schon hinsichtlich dieser spezifischen Verwendung von Fremdsprache könnte man die Frage stellen, ob das irgendwie funktional zu deuten wäre;

⁶ CELAN 1988, S. 55.

⁷ Die Frage, die hier gestellt wird, fasst also etwas anderes ins Visier als die Auswirkungen des Umgangs mit Fremdsprachen auf das Verhältnis zur Muttersprache – was schon intuitiv als wichtig angenommen werden kann und worauf Celan selbst hingewiesen hat, wenn er unterstreicht, dass sein Leben in einem fremdsprachlichen Kontext «mit sich gebracht [hat], daß ich mit meiner Sprache viel bewußter umgehe als früher» (Paul Celan an Hans Bender, 18.11.1954, in CELAN 1984, S. 35).

⁸ Zu dieser Thematik vgl. VOL'SKIJ 2009, S. 155.

⁹ ALLEMANN 1975, S. 419.

¹⁰ Alle bibliographischen Angaben zu den Gedichten Celans sowie der Gebrauch der Kapitälchen für die jeweiligen Anfangswörter entsprechend CELAN 1975, I u. II.

- auf der anderen Seite Bestandteile des jeweiligen dichterischen Textes, als isolierte Wörter («An / die Vielgötterei / verlor ich ein Wort, das mich suchte: / *Kaddisch*¹¹», in *Die Schleuse*, I, 222), oder als Ganzsätze («Oh quand refleuriront, oh roses, vos septembres?», in *Huhediblu*, I, 277). Eine Sonderstellung nehmen fremdsprachliche Eigennamen und Ortsbezeichnungen ein: z. B. Brâncuși in *Bei Brancusi, zu zweit* (II, 252), Rembrandt in *EINKANTER* (II, 392), Petrarca in *LÖSSPUPPEN* (II, 394), *Highgate* (II, 262) und *Mapesbury Road* als Gedichttitel (II, 365).

Insbesondere wird man bei einem raschen Überblick die Beobachtung machen können, dass fremdsprachliche Ausdrücke kaum bzw. erst vereinzelt in den früheren Gedichtzyklen auftreten, dann aber zahlreich und vielfältig in der Sammlung *Die Niemandsrose* (die auch chronologisch eine zentrale Stellung einnimmt) erscheinen und schließlich, kaum oder nur vereinzelt noch in den späteren Sammlungen vorkommen. Dafür einige Beispiele aus *Die Niemandsrose: Die Schleuse; Tübingen, Jänner* (mundartliche Variante); *Radix, Matrix; Mandorla; Benedicta; À la pointe acérée* (Zitat aus Baudelaire); *Anabasis; Hawdalab; Le menhir* (bretonisches Wort); *Kermorvan* (ebenso); *In eins; Les globes; Huhediblu; Und mit dem Buch aus Tarussa*; als altertümliche deutsche Form: *Chymisch*. Dabei sind auch Ausdrücke aus unterschiedlichen Sprachen zugleich vorhanden. Im Folgenden wird deshalb die Frage nach der Fremdsprache bei Celan insbesondere im Hinblick auf *Die Niemandsrose* gestellt.

II.

Als erste Annäherung sei aber zunächst auf die erste (eher indirekte) Erscheinung von Fremdsprache in der Dichtung Celans hingewiesen. Es handelt sich um die folgenden Versen (aus der Sammlung *Der Sand aus den Urnen*, I, S. 31):

¹¹ Das Kaddisch, aramäisch *heilig* bzw. *Heiligung*, ist eines der wichtigsten Gebete im Judentum. Es handelt sich um ein Heiligungsgebet, im Wesentlichen um eine Lobpreisung Gottes.

NACHTSTRAHL

[...] ein französisches Lied von der Liebe, das sang ich im Herbst,
als ich weilte auf Reisen im Spätland und Briefe schrieb an den Morgen.

Der Dichter sagt, dass er hier in einer Fremdsprache singe, nämlich auf Französisch, was in unmittelbarer Beziehung zu drei Umständen steht: 1) er singt *von der Liebe*; 2) er singt *auf Reisen*; 3) er weilt im *Spätland* und schreibt *an den Morgen*. Alle drei Umstände haben etwas Gemeinsames: es handelt sich um eine *Distanz*, die zwar besteht, zugleich aber *erst überhaupt* wirklich wird. Die Distanz zwischen ‚Ich‘ und ‚Du‘ (der bei Celan immer wiederkehrende Gegensatz¹²), die in der Liebe nicht aufgehoben, sondern eher zu einer Brücke wird, indem sie zeigt, dass eben ‚Ich‘ und ‚Du‘ gibt. Die Distanz zur Heimat, die sich auf Reisen konkret macht – ohne dass die Heimat irgendwie verschwindet, ganz im Gegenteil! Die Distanz schließlich zwischen dem fremden Land, wo man gerade weilt, dem «Spätland», und dem «Morgen», an den man schreibt – und an den man gerade zu schreiben vermag, weil man sozusagen am entgegengesetzten Pol, im «Spätland», weilt. Die Distanz, um die es hier geht, ist also eine *verwirklichte* Distanz, die vom Dichter (und möglicherweise vom Leser) *erfahren* wird. Wesentlich ist dabei genauer die Erfahrung der *Logik* der Distanz, der Bedeutung ihrer *Verwirklichung*, die etwas mehr ist als ihre bloße Existenz: durch die Verwirklichung der Distanz kommt eine Dimension des *Gegenübers* zustande, die eine Beziehung zu etwas bedeutet, zugleich aber auch die Unreduzierbarkeit von etwas, was uns gegenüber steht¹³. Und ein unreduzierbares Gegenüber brauchen wir eigentlich als erste Voraussetzung dafür, dass unser *individueller* Umgang mit der Welt möglich wird. Bei dieser Erfahrung der verwirklichten Distanz, des Gegenübers, da singt der Dichter in der Fremdsprache. Fremdsprache schafft Distanz, Gegenübersein, Unreduzierbarkeit, macht deren Erfahrung, die so grundlegend ist, möglich – man möchte sagen, gerade weil sie ‚fremd‘ ist und bleibt und unseren Versuchen einer Aneignung Widerstand leistet.

¹² Man denke nur an GADAMER 1986, 9, S. 382-451, ein absolutes Meisterwerk der Gedichtinterpretation.

¹³ Zur Thematik des Gegenübers und der Rolle der Fremdsprache bei Celan (obwohl freilich unter einem unterschiedlichen Gesichtspunkt) vgl. MIGLIO 2005.

Noch mehr: je fremder, für uns bedeutungsloser die Fremdsprache ist, desto – in diesem Sinne – besser.

Ein idealer Kreis schließt sich in dieser Hinsicht durch ein spätes Gedicht von Celan: MIT DEN SACKGASSEN (aus *Schneepart*, II, 358):

MIT DEN SACKGASSEN sprechen
 vom Gegenüber,
 von seiner
 expatriierten
 Bedeutung –:

 dieses
 Brot kauen, mit
 Schreibzähnen.

Hier spricht der Dichter mit den «Sackgassen» – einem Bild dessen, was den Weg und auch den Blick sperrt, einen Widerstand leistet. Und das Thema des Gesprächs sind das «Gegenüber» und seine wichtigste Eigenschaft, die uns die entscheidende Erfahrung des Gegenübers erlaubt: «seine expatriierte Bedeutung» (nicht zufällig auch hier ein Fremdwort in Form eines Lehnworts). Das Gegenüber stellt sich als bedeutungslos dar, nicht weil es überhaupt keine Bedeutung hat, sondern weil sie (glücklicherweise, sollte man sagen) zur Zeit «expatriert» ist, sich anderswo befindet, in der Fremde. Das Gegenüber ist wie eine Fremdsprache, die *nicht* zu unserer Sprache werden *darf*.

Wenn Sprache Fremdsprache und keine Mutter-, Heimatsprache ist, dann kann sie wirklich unserer Heimatlosigkeit entsprechen und uns die *Erfahrung der ihr eigenen Logik* gestatten. «[D]ieses / Brot kauen»: genau das ist wesentlich, das ist ein Gebot (das exponierte «dieses» zeigt es auch). Und Fremdsprache muss man «kauen», gerade weil sie hart ist, lange, ohne sie eigentlich essen zu können. «Mit Schreibzähnen» kaut man, d. h. mit denjenigen Zähnen, die stark genug sind, schreibend die Sprache zu schneiden.

III.

Bisher haben wir eine Art Rahmen für die Interpretation der Rolle der Fremdsprache bei Celan geschaffen. Im Zyklus *Die Niemandrose* tritt diese Rolle noch deutlicher und gezielter in den Vordergrund.

Gehen wir nochmals von einer schlichten Tatsache aus: im Gedicht *In eins* (I, 270) nimmt Celan ein früheres Gedicht (*Schibboleth*, aus der Sammlung *Inselhin*, I, 131) wieder auf, was bei ihm einen ganz außerordentlichen Fall darstellt:

IN EINS
 Dreizehnter Feber. Im Herzmund
 erwachtes Schibboleth. Mit dir,
 Peuple
 de Paris. *No pasarán*. [...]

SCHIBBOLETH
 [...] Ruf's, das Schibboleth, hinaus
 in die Fremde der Heimat:
 Februar. *No pasaran*.

Die Sache ist so auffallend, dass sie auch im Zentrum einer Interpretation von J. Derrida (1986) steht¹⁴. Hier soll nicht detailliert auf die Interpretation von Derrida eingegangen werden, die sehr komplex ist und der m. E. nicht ganz zugestimmt werden kann. Relevant ist in diesem Zusammenhang zuerst einmal die Hervorhebung des Wortes ‚Schibboleth‘ und die Einzigartigkeit seiner Merkmale. Ein ‚Schibboleth‘ kann als ein ‚Lösungs-‘, ‚Kennwort‘ definiert werden (obwohl das hebräische Wort eigentlich ‚Getreideähre‘ bedeutet). ‚Schibboleth‘ hat also in diesem Sinne keine Bedeutung an sich, sondern nur im Hinblick auf die Möglichkeit, einen ‚Berechtigten‘ zu identifizieren. In der Sprachwissenschaft wird beispielsweise dieses Wort für bestimmte Ausdrücke verwendet, die die Nicht-Mitglieder der jeweiligen Sprachgemeinschaft nicht korrekt aussprechen können (und damit die Außenstehenden als solche, d. h. als Fremde, erkennbar machen). Dieser Gebrauch des Wortes geht auf die folgende Geschichte aus dem Alten Testament (*Buch der Richter* 12, 5-6) zurück:

Und die Gileaditer besetzten die Furten des Jordans vor Ephraim. Wenn nun einer von den Flüchtlingen Ephraims sprach: Lass mich hinübergehen!, so sprachen die Männer von Gilead zu ihm: Bist du ein Ephraimter? Wenn er dann antwortete: Nein!, ließen sie ihn sprechen: Schibbolet. Sprach er aber:

¹⁴ Eine frühere und kürzere Fassung des Textes wurde schon 1984 auf Englisch in den Vereinigten Staaten veröffentlicht.

Sibbolet, weil er's nicht richtig aussprechen konnte, dann ergriffen sie ihn und erschlugen ihn an den Furten des Jordans, sodass zu der Zeit von Ephraim fielen zweiundvierzigtausend.

Schibboleth ist also das Wort einer Fremdsprache, die nicht angeeignet werden kann, ganz bedeutungslos außerhalb seines Fremdsprachlich-Seins – und paradoxerweise gerade deshalb von Bedeutung.

Ein Schibboleth weist aber auch ein weiteres wesentliches Merkmal auf, das seine besondere sprachliche Beschaffenheit bestätigt und worauf Derrida aufmerksam macht: Ein Schibboleth ist grundsätzlich *unübersetzbar*¹⁵. Diese radikale Unübersetzbarkeit ist in den ersten Zeilen von *In eins* durch das gleichzeitige Auftreten zweier weiteren Fremdsprachen noch verstärkt, und ist im Hinblick auf die Frage, die anfangs gestellt wurde (Übt Fremdsprache bei Celan eine spezifische Funktion aus?) aufschlussreich. Fremdsprachliche Ausdrücke (und Schibboleth noch mehr) dienen dazu, eine Unreduzierbarkeit, eine Unmöglichkeit der Aneignung von Sprache zu verwirklichen, von einer Sprache, die dennoch Sprache bleibt – und vielleicht genau das ist, was man an Sprache gerade braucht. Als grundsätzlich unübersetzbar ist das Schibboleth ein fremdsprachliches Wort, das nichts anderes als fremdsprachlich sein kann. Das Vorkommen von vier Sprachen (einschließlich des Deutschen) am Anfang des Gedichts bewirkt, dass die auftretenden Wörter eher mit einer «Reihe von Eigennamen» verglichen werden können: sie sind insofern laut Derrida wie ein aufgedrücktes «Siegel» – auf der Sprache selbst.

Die Natur der Fremdsprache bei Celan und deren Funktion könnte also in Bezug auf das Schibboleth so aufgefasst werden, dass dieses sozusagen deren äußerste und deutlichste Erscheinung darstellt. Das Schibboleth wird plötzlich so wichtig, dass es eben sogar einer Wiederaufnahme wert ist.

Wir möchten nun das erste Gedicht des Zyklus *Die Niemandrose* näher betrachten, das eine auch für die restlichen Gedichte im Zyklus gültige Grundbefindlichkeit schildert (I, 211):

ES WAR ERDE IN IHNEN, und
sie gruben.

Sie gruben und gruben, so ging

¹⁵ Vgl. DERRIDA 1986.

ihr Tag dahin, ihre Nacht. Und sie lobten nicht Gott,
 der, so hörten sie, alles dies wollte,
 der, so hörten sie, alles dies wußte.

Sie gruben und hörten nichts mehr;
 sie wurden nicht weise, erfanden kein Lied,
 erdachten sich keinerlei Sprache.
 Sie gruben.

Es kam eine Stille, es kam auch ein Sturm,
 es kamen die Meere alle.
 Ich grabe, du gräbst, und es gräbt auch der Wurm,
 und das Singende dort sagt: Sie graben.

O einer, o keiner, o niemand, o du:
 Wohin gings, da's nirgendhin ging?
 O du gräbst und ich grab, und ich grab mich dir zu,
 und am Finger erwacht uns der Ring.

Von einem langen, ununterbrochenen, mühsamen und stummen Graben ist die Rede, und das ist das Einzige, was es gibt: Es umfasst Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und betrifft alle, ohne Ausnahme (Z. 2f., 7, 10: «Sie gruben»; Z. 13: «Ich grabe, du gräbst ...»). Die Situation scheint so grundsätzlich und alternativlos zu sein, dass man nicht einmal von Gott etwas erwarten kann, im Gegenteil (Z. 4: «Und sie lobten nicht Gott»). Da hört man das Motto eines weiteren Gedichts des Zyklus (*Benedicta*, I, 249) klingen: «Zu ken men arojfejn in himel arajn / Un fregen baj got zu's darf asoj sajn?» (So wird man in den Himmel hinaufgehen und Gott fragen: Darf das so sein?). Es handelt sich um ein jiddisches Lied, «im Wilnaer Ghetto bearbeitet»¹⁶. Dieses Graben führt zu nichts (Z. 8: «sie wurden nicht weise, erfanden kein Lied»; Z. 16: «Wohin gings, da's nirgendhin ging?»). Man hat keine Sprache zur Verfügung, und findet bzw. erfindet auch keine (Z. 9: «erdachten sich keinerlei Sprache»). Allenfalls ließe sich sagen, dass man eine Grammatik buchstabiert, wie jemand, der gerade anfängt eine Fremdsprache zu lernen.

Doch gibt es ein Auszudrückendes: die unendliche Masse der bedeutungslosen, -leeren Erde, die man in sich hat und gräbt. Sie soll *als solche*, als bedeutungslos und in ihrer Materialität, gesagt werden, und dazu sind

¹⁶ FELSTINER 2000, S. 232.

nicht die Wörter einer Muttersprache (mit ihrer Bedeutsamkeit, in der wir schon immer sind) am besten geeignet. Eher Fremdsprache vermag es, ein Schibboleth auf ausgezeichneter Weise. Ein Schibboleth ist nicht einfach eine Grenze der Sprache, deren Heraushöhlung, ganz im Gegenteil: es stellt die spezifische Möglichkeit dar, in der Sprache zu graben, ohne etwas zu finden.

Dennoch befinden wir uns hier erst am Anfang eines Prozesses: Es wird sozusagen nur die Ausgangssituation geschildert. Das Einzige, was sich schon hier abzeichnet, ist in der vorletzten Zeile ein Perspektivenwandel: «... und ich grab mich *dir zu*». Es handelt sich um eine grundlegende Einsicht: Es wird dabei nichts weniger als *die spezifische Logik* der Situation begriffen. Beim ständigen, unendlichen Graben hatte man eigentlich vor, die Erde möglichst ganz zu beseitigen und damit die Distanz zu sich selbst abzuschaffen. Jetzt wird diese Logik umgekehrt: die Verwirklichung einer Distanz, der Distanz «zu dir», stellt die einzige Möglichkeit dar, einer Situation von Krise, Selbstentfremdung und Heimatlosigkeit gerecht zu werden. Das Zu-dir-Graben gestattet zugleich, das Graben fortzusetzen (sein Unterbrechen wäre einfach eine Täuschung, auszugrabende Erde gibt es doch) und die Distanz, die eine *Tiefe* ist, beizubehalten.

Dieser Zusammenhang kommt in dem im Zyklus folgenden Gedicht (*Das Wort vom Zur-Tiefe-Gehn*, I, 212) schon im Titel und dann in den beiden letzten Zeilen wunderbar zum Ausdruck:

weißt du, was sich in dein Aug schrieb,
vertieft uns die Tiefe.

Dass das Ganze mit *Sprache* zu tun hat – noch genauer dass sich im Grunde ein *sprachliches Problem* stellt –, wird im dritten Gedicht des Zyklus (*Bei Wein und Verlorenheit*, I, 213) explizit gemacht.

BEI WEIN UND VERLORENHEIT, bei
beider Neige¹⁷:

¹⁷ In diesem Zusammenhang (d. h. im Hinblick auf die Rolle der Fremdsprachlichkeit bei Celan) ist auch der folgende interpretatorische Vorschlag von Interesse: «[...] das Wort *Neige* im Gedicht BEI WEIN UND VERLORENHEIT [bewegt sich] zwischen der deutschen, der französischen (= Schnee) und der englischen Bedeutung ‚neigh‘ (= Gewieher). Alle erwähnten Semantisierungsmöglichkeiten werden im Gedicht aktualisiert» (Fussl 2008, S. 41).

ich ritt durch den Schnee, hörst du,
 ich ritt Gott in die Ferne – die Nähe, er sang,
 es war
 unser letzter Ritt über
 die Menschen-Hürden.

Sie duckten sich, wenn
 sie uns über sich hörten, sie
 schrieben, sie
 logen unser Gewieher
 um in eine
 ihrer bebilderten Sprachen.

«Ich» ritt nun *durch* den Schnee, sozusagen in einer reinen Ferne, «ich» kann «wir» zusammen mit Gott sagen, und zusammen mit ihm ritt «ich» «über die Menschen-Hürden» (Z. 6f.). Und da passiert etwas wirklich Bemerkenswertes: «sie», die Anderen, die Menschen, die die paradoxe Logik der Distanz offensichtlich noch nicht verstanden haben, «schrieben», «sie / logen unser Gewieher / um in eine / ihrer bebilderten Sprachen» (Z. 10-13). Die einzige mögliche Sprache ist eigentlich ein Gewieher, eine fremde, sogar eine nicht-menschliche Sprache, die Materialität einer Sprache, die den Zugang zu deren Bedeutung sperrt. Die Menschen, die Anderen, machen aber den Fehler, das Gewieher «in eine ihrer bebilderten Sprachen» (‚bebildert‘: d. h. bezugs-, bedeutungsvoll; jeweils Muttersprache) umwandeln zu wollen.

Dagegen die ‚nicht-bebilderte Sprache‘: eine Sprache, die eher Ton und Laut ist anstatt Bild und Bedeutung. In ihrer idealen Ausprägung handelt es sich eben um ein Schibboleth, das sich in seiner Bedeutungsleere mit einer ‚Niemandrose‘ vergleichen lässt: eine in sich wohlgeformte geschlossene sprachliche Form ohne Bedeutungskern.

Und eine Art Schibboleth kommt auch im Gedicht *Tübingen, Jänner* (I, 226) vor.

[...]
 Käme,
 käme ein Mensch,
 käme ein Mensch zur Welt, heute, mit
 dem Lichtbart der
 Patriarchen: er dürfte,

sprach er von dieser
Zeit, er
dürfte
nur lallen und lallen,
immer-, immer-
zuzu.

(»Pallaksch. Pallaksch.«)

Hier wird auf das ungeheure und neue sprachliche Problem, das sich uns stellt, mit aller Deutlichkeit hingewiesen. Die ganze Dichtung Celans ist «eine ununterbrochene Hingabe zum Wort, zu seinem Werden»¹⁸, zum werdenden Wort; käme aber «heute» ein großer Dichter aus alter Zeit zur Welt, so «dürfte» er nur «lallen»: das Einzige, was er eigentlich sagen könnte, ist ein Schibboleth: »Pallaksch. Pallaksch.«¹⁹. Der eigentümliche Zustand, mit dem wir konfrontiert sind, kann also nur durch ein Schibboleth ausgedrückt werden, weil jedes andere Wort etwas mehr bzw. zu viel *bedeuten* würde, und wäre deshalb unangemessen: In der Zeit der Unmöglichkeit des Sagens ist die Sprache nur noch ‚Schibboleth‘.

Wie in einem Gegengesang zur Anfangssituation geht dann der ganze Zyklus im Gedicht *Was geschah?* (I, 269), dessen Titel schon eine Art Bilanz andeutet, einigermaßen in Erfüllung:

WAS GESCHAH? Der Stein trat aus dem Berge.
Wer erwachte? Du und ich.
Sprache, Sprache. Mit-Stern. Neben-Erde.
Ärmer. Offen. Heimatlich.

Wohin gings? Gen Unverklungen.
Mit dem Stein gings, mit uns zwein.
Herz und Herz. Zu schwer befunden.
Schwerer werden. Leichter sein.

Etwas neues ist nun geschehen: «Der Stein trat aus dem Berge» (Z. 1).

¹⁸ «Ciò significa, in ultima istanza, che la poesia celaniana è una incessante riflessione sulla parola nel suo farsi» (KÜNKLER 2006, S. 312).

¹⁹ Dieses Wort ohne eindeutige Bedeutung (es galt offensichtlich sowohl für ‚ja‘ als auch für ‚nein‘) hat Hölderlin in seinen letzten Jahren, in der Zeit seines Wahns, verwendet (vgl. SCHWAB 1846).

Dadurch findet sich Antwort auf zwei Fragen, die sich in der anfänglich verzweifelten Situation gestellt hatten: «Wer erwachte?» (Z. 2), «Wohin gings?» (Z. 5). Die Distanz zwischen «Du» und «Ich» hat sich verwirklicht. Vor allem gibt es nochmals Sprache! Sie ist «Mit-Stern», «Neben-Erde», sogar «heimatlich», und die Möglichkeit des «Unverklungenen» tut sich nochmals auf. Das Entscheidende für die innere Logik des Gedichts bleibt aber das, was «geschah»: Der Stein trat aus dem Berge. Plötzlich, endlich – könnte man auch sagen – trat aus dem Berge (der aus der Erde bestehen könnte, die man grub) ein *Stein*. Dieser Stein ist wohl als ein in sich geschlossenes Wort aus einer Fremdsprache oder sogar ein Schibboleth aufzufassen, das die Erde und das Graben sagen kann, ohne sie auf etwas anderes zu reduzieren. Der Stein ist das Entscheidende: «Mit dem Stein gings» (Z. 6). Und abschließend das letzte Paradox: das Wort als Stein ist schwer genug, geschlossen genug, um leichter zu sein, wie auch im folgenden Gedicht (I, 255):

DIE HELLEN
 STEINE gehn durch die Luft, die hell-
 weißen, die Licht-
 bringer.

Die Umkehrung einer Logik ist das, was wir brauchen: Abstand, Widerstand, fremde Wörter wie Steine.

Literatur

- ALLEMANN Beda, *Editorisches Nachwort*, in Celan Paul, *Gedichte in zwei Bänden, Bd. II*, Frankfurt a. M. 1975, 419-421.
- CELAN Paul, *Gedichte in zwei Bänden*, Frankfurt a. M. 1975.
- CELAN Paul, *Briefe an Hans Bender*, hrsg. von V. Neuhaus, München 1984.
- CELAN Paul, *Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises (1961)*, in *Meridian und andere Prosa*, Frankfurt a. M. 1988.
- CHALFEN Israel, *Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend*, Frankfurt a. M. 1979.
- DERRIDA Jacques, *Schibboleth. Pour Paul Celan*, Paris 1986.
- FELSTINER John, *Paul Celan: eine Biographie*, München 2000.
- FUSSL Irene, »Geschenke an Aufmerksame«. *Hebräische Intertextualität und mystische Weltauffassung in der Lyrik Paul Celans*, Tübingen 2008.
- GADAMER Hans-Georg, *Wer bin Ich und wer bist Du?*, in *Ästhetik und Poetik I, Gesammelte Werke, GW 9*, 1986, 382-451.

- JORIS Pierre, *Celan and France*, «Contretemps», 2 (2001), 2-18.
- KÜNKLER Horst, *Il tempo e la traccia*, in «AION – Sezione Germanica», n. s. XIV (2006), 2, 293-312.
- MIGLIO Camilla, *Vita a fronte. Saggio su Paul Celan*, Quodlibet, Macerata 2005.
- SCHWAB Christoph Theodor (Hrsg.), *Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke. Zweiter Band. Nachlaß und Biographie*, Stuttgart / Tübingen 1846, 265-333.
- VOL'SKIJ Aleksej L., *Auf der Suche nach der ‚reinen Sprache‘*, in «Das Wort. Germanistisches Jahrbuch Russland» 2009, 145-157.

DICHTER OHNE VATERLAND.

HEIMAT UND HEIMATDISKURS BEI ERICH FRIED

von
Cettina Rapisarda
Potsdam

Der Titel von Erich Frieds Band *100 Gedichte ohne Vaterland* signalisierte programmatisch eine entschiedene Abgrenzung von Nationalismus und Chauvinismus. Diese Position traf offenbar auf ein breites Einverständnis. Das Buch, das einen Überblick über Frieds gesamtes poetisches Schaffen bot, wurde 1977 mit dem Internationalen Verlegerpreis ausgezeichnet und dann in sieben Sprachen publiziert¹. Erich Fried stand für diesen Titel mit seiner Person ein, und zwar sowohl als Autor der Neuen Linken², für die er seit der Publikation des Gedichtbandes *und Vietnam und* 1966 zu einer Leitfigur geworden war, als auch durch die eigene Exilerfahrung.

Das Buch enthielt sehr persönliche Texte³, sodass von einem «resümeehaften Selbstportrait» des Dichters gesprochen werden konnte. Darüber

¹ Das Manuskript der *100 Gedichte ohne Vaterland* (im Folgenden abgekürzt als: GoV) war 1977 der Jury des Internationalen Verlegerpreises vorgelegt worden und erschien 1978 in Berlin und 1979 als *Cento poesie senza patria* in Italien. Die Gedichte dieses Bandes können in Frieds *Gesammelten Werken* (im Folgenden abgekürzt als GW mit Band- und Seitenangabe) nicht in der Zusammenstellung der genannten Publikation gelesen werden. Offensichtlich galt es, in der Werkausgabe Doppelabdrucke zu vermeiden, da mehr als zwei Drittel der Gedichte keine Erstdrucke waren, sondern insgesamt acht vorangegangenen Publikationen entstammten (Vgl. Angaben GW 3, S. 612 ff.).

² Als Hinweis auf eine Tradition politischer Dichtung ist die Anspielung an Bertold Brechts *Einbundert Gedichte*, die 1951 in Berlin im Aufbau Verlag erschienen waren, zu verstehen.

³ Vgl. KESTING 1982, S. 41. Insbesondere gilt dies für den ersten der sieben Teile des Bandes, der durch folgende Zwischentitel gegliedert ist: *In der Ersten Person, Wer herrscht hier?, Poesie über Poesie, So kam ich unter die Deutschen, Unter Genossen, Fast heiter und Durch die Netze*.

hinaus waren in diesem Band Gedichte Frieds zu unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Themen zusammengestellt, für die galt, dass sie aus einer nur nationalen Perspektive nicht angemessen zu erfassen und in größeren Zusammenhängen bzw. im Ländervergleich zu reflektieren waren⁴. Nicht erst in Bezug auf den Vietnamkrieg, der eine übernationale Protestbewegung ausgelöst hatte, mussten Staatsgrenzen, wie Fried thematisierte, vergleichsweise irrelevant erscheinen. Bereits angesichts der Aufrüstung der zwei weltpolitischen Blöcke nach Kriegsende und angesichts des Vernichtungspotentials atomarer Waffen war dies beängstigend deutlich geworden⁵. Fried schrieb außerdem als kenntnisreicher Beobachter einer modernen Medienentwicklung, die sich in den westlichen Industriestaaten übergreifend abzuzeichnen begann⁶. Einerseits schienen in der neuen Informationsflut geographische Abstände relativiert zu sein, andererseits aber wurden die Rezipienten zu einer grundsätzlich distanzierten Betrachterhaltung verleitet⁷. Dem begegnete Fried mit gezielten Provokationen⁸ und drastischen Gegen Darstellungen⁹. Seine politischen Gedichte waren in vielen Fällen überwiegend der kritischen Analyse von Nachrichtentexten¹⁰ oder Presse-Campa-

⁴ In diesem Sinn spricht Fried in den Gedichten des Bandes verallgemeinernd von «Unrecht in unseren Ländern» (*Was ist Leben?*, GW 2, S. 384; GoV, S. 26) oder den Verhältnissen «in allen unseren Ländern» (*Die Freiheit den Mund aufzumachen*, GW 2, S. 57 ff.; GoV, S. 42 f.).

⁵ Vgl. etwa das Gedicht *Rede in der Hand* (GW 1, S. 292 ff.) aus *Warngedichte* (1964), dazu auch FRIED 1969.

⁶ Es gibt u. a. zahlreiche Anspielungen auf die neue Fernsehsituation, etwa im ersten Gedicht der Sammlung *und Vietnam und*. Die Schlussverse lauten: «Wenn man die Augen zumacht / und völlig stillsitzt // kann man von weitem sehen / was in dem Land geschieht» (GW 1, S. 364).

⁷ Insofern nennt Fried zwei Ziele seiner Medienkritik: «Aufklärungsarbeit und Überwindung des falschen Ohnmachtsgefühls» (FRIED 1988, S. 39, in *Unsere Opposition in den großen Städten*, 1968).

⁸ Vgl. zu Frieds Provokations- und Tabuverletzungsstrategie: KAUKOREIT 1997. Das Aufzeigen von Denktabus ist Gegenstand solcher Texte wie *Trauerordnung* (GW 3, S. 397; GoV, S. 79) und *Guter Vorsatz* (GW 2, 326 f.; GoV, S. 62).

⁹ Vgl. Vietnamgedichte wie *Gezieltes Spielzeug* (GW 1, S. 371, GoV, S. 32) und *Presseclub* (GW 1, S. 377; GoV, S. 38) oder die Vergegenwärtigung eines möglichen Dritten Weltkriegs in *Erste Hilfe* (GW 3, S. 390; GoV, S. 45).

¹⁰ Dies bestimmte auch einige der bekanntesten Gedichte der Sammlung *und Vietnam und* wie: *Beim Zeitunglesen in London* und *17.-22. Mai 1966* (GW 1, S. 372 und 373).

nen¹¹ gewidmet und können als Versuche einer Sprachsensibilisierung mit poetischen Mitteln gelesen werden¹². Auch der Begriff «Vaterland» erscheint in diesem Gedichtband nur in einer sprachkritischen Reflexion. Fried bezieht sich auf einen unhinterfragt emphatischen Sprachgebrauch, bei dem die Geschichte des ideologischen Missbrauchs nicht bedacht wird: «Ich beneide die mit der großen Sprache / [...] sie reden vom Vaterland / als ob es ein Vaterland gäbe». In nur scheinbarem Widerspruch dazu heißt es dann in der zweiten Strophe des Gedichts *Die mit der Sprache*: «Und ich bestaune die mit der scharfen Sprache / die reden [...] vom Vaterland / als ob es kein Vaterland gäbe»¹³. Hier ist unabhängig von den jeweils vertretenen politischen Positionen eine Sprachkritik formuliert, bei der Fried historisch und biographisch determinierte Brüche und Verunsicherungen einbezieht und den Zweifel zu einem produktiven Leitprinzip seines Schreibens erhebt¹⁴. Obwohl Bedrohtheit und Angst einer solchen Schreibposition schmerzlich zugrunde liegen, gelangt er in einem seiner Gedichte zu dem Schluss: «[...] hab Angst / vor dem / der dir sagt / er kennt keinen Zweifel»¹⁵.

Der Titel des Gedichtbandes enthält auch eine Reminiszenz an die Diffamierungen von Juden und Oppositionellen im Naziregime. Die mörderischen Konsequenzen einer Ideologie, in der gegen «wurzellose Kosmopoliten» und die «vaterlandslose Gesellen oder Vaterlandsverräter» gehetzt wurde¹⁶, bestimmten die Biographie des Autors entscheidend. Im Jahr 1938, kurz nach dem sogenannten Anschluss Österreichs starb sein Vater an den Folgen eines Gestapoverhörs, Erich Fried entschloss sich im selben Jahr als Siebzehnjähriger, von Wien nach London zu fliehen. Für ihn wie für viele

¹¹ In seiner Rede zum Internationalen Verlegerpreis bezog Fried sich fast ausschließlich auf Diffamierungscampagnen in der bundesdeutschen Presse u. a. gegen Heinrich Böll, Helmut Gollwitzer und Heinrich Albertz bzw. gegen Intellektuelle und Schriftsteller, die von Radikalenerlass und Berufsverbot betroffen waren (FRIED 1988, S. 121-127).

¹² Vgl. die Gedichte *Aufzählung* (einer Collage von Pressenachrichten zum Massaker von My Lai, GW 2, S. 41; GoV, S. 33) und *Tiermarkt/Ankauf* (Zitate aus einer zweifelhaften Zeitungsannonce der Bundesdeutschen Polizei, GW 2, S. 26 f.; GoV, S. 77).

¹³ GW 2, S. 63 f.; GoV, S. 56. Vgl. dazu die Gedichtinterpretation BORMANN 1999.

¹⁴ Programmatisch ist dazu Fried's Gedichtzyklus von 1973 *Zweifel an der Sprache* (GW 2, S. 239 ff.).

¹⁵ *Angst und Zweifel* (GW 2, S. 202; GoV, S. 89).

¹⁶ FRIED 1988, S. 106 (*Ist Antizionismus Antisemitismus?*, 1976). Zur Geschichte der diffamierenden Formulierung «vaterlandslose Gesellen» vgl. BAUSINGER 1990, S. 80 ff.

andere Autoren blieben die Themenkomplexe von Verfolgung, Verlust und Fremdheit noch lange von grundlegender Bedeutung, wie auch Gedichte aus den siebziger Jahren bezeugen. In diesem Zusammenhang war Frieds zentraler Begriff allerdings nicht *Vaterland*, sondern *Heimat*, dessen weiteres Wortfeld in seinem Gesamtwerk durchgängig präsent ist. Poetische Darstellungen von Heimat finden sich bei ihm zwar nicht oder nur in punktuellen Evokationen, sehr wohl aber sind Gedichte der Reflexion über die Bedeutung von Heimat gewidmet, werden damit verknüpfte Motive und Vorstellungen aufgegriffen und Erinnerungs- und Konstruktionsprozesse beschrieben, die auf eine Vergewärtigung von Heimat gerichtet sind. Frieds literarische Heimatdiskurse sind durch die dialogische und polyperspektivische Anlage seines Schreibens bestimmt, und intertextuelle Bezüge wären in einer breiteren Studie zum Thema ebenso zu berücksichtigen wie der persönliche Austausch mit Gesprächspartnern wie Peter Weiss, Michael Hamburger, Paul Celan und anderen, für die die Begriffe *Heimat* und *Vaterland* ebenfalls problematisch geworden waren.

I.

Als Prämisse für sein persönliches Bekenntnis zu Österreich, dem er sich «immer [...] verbunden gefühlt» habe, definierte Fried in den achtziger Jahren den Unterschied zwischen *Vaterland* und *Heimat* so:

Die Eigenart eines Landes und seiner Menschen, bestehend aus einem Gemisch unzähliger Faktoren, gehört ja nicht in erster Linie zum Bereich *Vaterland*, mit dem so viel Schindluder getrieben wurde, sondern zum Bereich *Heimatland*. Was einen da, besonders auch in früherer Kindheit, geprägt hat, [...] das ist Teil der eigenen Eigenart [...]. Ohne diese Verbundenheit, wie immer kritisch, zu erkennen, kann man sich selbst nicht erkennen.¹⁷

Indem er das Staatsgebilde mit seinen machtpolitischen und ideologischen Implikationen auf den Begriff *Vaterland* bezog, konnte er *Heimat* – diesen Begriff der so zahlreichen Bedeutungen¹⁸ – als eine offene Sphäre

¹⁷ FRIED 1987, S. 54 (*Einige Worte zu Österreichs kultureller Eigenart*, 1984, Hervorh. C.R.).

¹⁸ Definitiv ist *Heimat* als unscharfer Begriff in seiner großen Bedeutungsbreite am ehesten im Sinne einer historischen Problemgeschichte (BAUSINGER 1990) oder in einer

der individuellen Erfahrungen und Emotionen abgrenzen, die für die persönliche Identitätsbildung maßgeblich war¹⁹. Parallel dazu und mit durchaus vergleichbaren Formulierungen bestimmte Fried die Bedeutung der Muttersprache für ihn wie für Schriftsteller im Allgemeinen:

Sie sind mit ihrer Muttersprache untrennbar verknüpft. Das Mischungsverhältnis von bewußten und unbewußten Faktoren bei Schreiben geht auf frühkindheitliche Erfahrungen, auch Erfahrungen beim Sprechenlernen, zurück²⁰.

Fried berief sich zwar auf den lange unbestrittenen Topos einer unvergleichlichen Stellung der Erstsprache²¹, zu berücksichtigen ist dabei allerdings seine Argumentationsstrategie. Ein Heimatrecht – sofern Heimat als Geburts- und Herkunftsort verstanden wird²² – findet in der Muttersprache seinen unbestreitbaren Beleg und bedingt so einen für das gesamte Leben unkündbaren Anspruch. Im Nachwort zu seiner ersten Buchpublikation nach 1945, dem Band *Gedichte*, stellte Fried sich als Vertreter einer «zwei-

dia- und synchronen Auffächerung der Bedeutungen zwischen Alltagsgebrauch und Fachdefinitionen, etwa in Recht oder Religion, zu umreißen (BASTIAN 1995). Dabei ist immer auch die Frage nach den «typisch deutschen» Aspekten des Heimatkomplexes gestellt (vgl. dazu u. a. BAUSINGER 1980 und BOA, PALFREYMAN 2000).

¹⁹ Heimat als individueller oder kollektiver Erinnerungsraum findet derzeit in der literaturwissenschaftlichen Diskussion neues Interesse. Heimat wird verstanden als «a particular constellation of space, collective memory, and belonging» und verbunden mit «some of the same questions that have emerged as part of the so-called spatial turn» (EIGLER, KUGELE 2012, S. 5, vgl. auch EIGLER 2012). In ähnliche Richtung geht auch folgender Ansatz: «*Heimat* designates a felt relationship enduring over time between human beings and places that can extend metaphorically to connote identification with family or nation, cultural tradition, local dialect or native tongue. Identity connotes persistence through time, yet time is the measure of change. As a medium securing identity *Heimat* is a quintessential chronotope, Mikhail Bakhtin's term for the locus of interaction in narrative between space and time» (BOA 2012, S. 34).

²⁰ FRIED 1988, S. 150 (*Der Flüchtling und die Furcht vor der Heimkehr*, 1981).

²¹ Vgl. zur Hinterfragung dieses Stereotyps LAMPING 1995.

²² Im Rahmen einer Historisierung des nur scheinbar universellen Heimatbegriffs ist hervorgehoben worden, dass eine Gleichsetzung von ‚Heimat‘ mit ‚Herkunftsort‘ als neueres Phänomen gelten muss. Traditionell war Heimatrecht an Besitz geknüpft und fungierte als gesellschaftliches Ausschlusskriterium, worauf immer häufiger das literaturwissenschaftliche Interesse konzentriert ist (Grundlagen dazu u. a. bei BAUSINGER 1980, S. 16, JENS 1985, S. 14 und BASTIAN 1995, S. 98 ff.).

ten Generation» der Exilanten und als Autor von «deutscher Lyrik auf englischem Boden» vor²³. Dort schreibt er, es

[...] können sich deutsche Gedichte nur an Menschen deutscher Muttersprache wenden; jede Veröffentlichung ist ein Versuch, Rilkes unwiderlegbares Wort zu überwinden, daß einer der fortgeht, nicht mehr nach Hause kommt.

Fried entwirft hier ein Modell der Heimkehr, bei dem Heimat verstanden wird als kulturelle Teilhabe und ein selbstverständliches Recht zur Mitsprache²⁴. Wenngleich der paradoxe Rilke-Bezug das Argument relativiert, kann er sich auf die Muttersprache berufen, um die Zugehörigkeit zur deutschsprachigen Literatur zu begründen. Argumentativ besteht dabei eine Kontinuität zu der erstaunlichen Aussage, mit der er bei der Ankunft in London auf die Frage nach seinen Berufszielen geantwortet hatte: «ein deutscher Dichter»²⁵. Für ihn, der als «Wunderkind» galt und früh auch literarisch-sprachliche Talente bewiesen hatte, datierte sich erst mit dem Tod seines Vaters und mit der Erfahrung eklatanten Unrechts der Entschluss für das literarische Schreiben. In seiner mehrdeutigen Formulierung lag der Gestus des trotzigem Widerspruchs gegen Ausschluss und Herabsetzung. Später erklärte er: «Und was die deutsche Sprache angeht, so lasse ich mir doch von Hitler nicht meine Muttersprache rauben»²⁶. Dies war durchaus vergleichbar mit Elias Canettis Entscheidung für das Deutsche, das jedoch nicht dessen erste, sondern vierte Sprache war: Es «[...] kam auch Stolz dazu, daß ich mir nicht von Hitler vorschreiben lassen wollte, in welcher Sprache ich schreibe»²⁷.

Tatsächlich blieb das Deutsche Frieds ausschließliche literarische Sprache, aber schon wenn er dies im Nachwort auf seinen persönlichen Mangel an

²³ GW 1, S. 652 (in *Gedichte*, 1958). Zu Frieds Nachwort im Kontext seiner poetologischen Positionen der fünfziger und sechziger Jahre verweise ich auf: RAPISARDA 2013, S. 336 f.

²⁴ Für eine Teilhabe an Diskussionen des literarischen wie insbesondere des politischen Lebens waren Schwachpunkte in Frieds Englischkenntnissen tatsächlich von Bedeutung. Er erklärte 1986, «[...] ich betätige mich nicht aktiv politisch in England, weil das als Mensch mit ausländischem Akzent bei der Xenophobie der Engländer nicht gut ankäme» (FRIED 1987, S. 248).

²⁵ FRIED 1979, S. 272.

²⁶ WOLFF 1986, S. 46 (Interview von 1986).

²⁷ MÜLLER 1998, S. 224.

«Talent und Willen zur Assimilation» zurückführte²⁸, so schwächte er damit das Muttersprache-Argument ab. Selbstverständlich und frei von Ambivalenz konnte im übrigen für einen Österreicher der Wunsch nicht sein, «ein *deutscher*, oder wenn Sie wollen, deutschsprachiger Schriftsteller» zu werden²⁹. Das traf um so mehr zu, als Fried in den Exiljahren durchaus einen österreichischen Patriotismus vertrat³⁰. Zu diesem Zeitpunkt galt, dass das nationalstaatliche Modell, das gerade für Österreich erst nach dem Ersten Weltkrieg relevant geworden war, in der Konfrontation mit den imperialistischen Ansprüchen des Dritten Reichs eindeutig politische Brisanz besaß³¹.

Trotz der Analogisierung von Heimat und Muttersprache kann es hier nicht darum gehen, schlicht auf den in der Exilforschung wohlbekannten Topos der 'Sprache als Heimat' zu verweisen. Gerade wenn wir die Bedeutung von Heimat als idyllischem Ort der Selbstfindung und des Rückzugs zugrunde legen, so entspricht dies Frieds Sprachkonzeption keineswegs. In seinem literarischen Verfahren des «ernsthaften Wortspiels», wie er es bezeichnet hat³², fand im Gegenteil eine Zertrümmerung der Sprachordnung statt, wurden vorgegebene semantische Bezüge kontrastiert und abgelöst von neuen Fügungen, die sich Klangaffinitäten und Assoziationsreihungen verdankten. Es war Ernst Fischer, der 1965 den historischen Kontext dieser Sprachspiele auf eine knappe Formel brachte: «Für Erich Fried war mit der Welt auch die Sprache aus den Fugen gegangen»³³.

Fried hat sein poetisches Verfahren nicht zuletzt auf den Einfluss der angelsächsischen Literatur zurückgeführt und sich auf Autoren wie James Joyce und Wilfred Owen ebenso wie auch auf William Shakespeare und Lewis Carroll berufen. Die Adaption für deutschsprachige literarische Texte lässt sich, dies sei hier nur angedeutet, als produktive Leistung aus einer

²⁸ GW 1, S. 652 (in *Gedichte*, 1958).

²⁹ So differenziert er an anderer Stelle (FRIED 1988, S. 74, aus *Vorbeugemord*, 1974, Hervorh. im Orig.).

³⁰ Vgl. etwa Frieds Vortrag über österreichische Nationalliteratur von 1942 (Abdruck eines Referats KAUKOREIT 1991, S. 465 f.).

³¹ Fried hatte den progressiven Verlust nationalstaatlicher Autonomie bereits in seiner Wiener Zeit sehr bewusst beobachtet, wie er vielfach berichtet hat (z. B. NOWOJISKI 1987, S. 11). Zum Verhältnis der Begriffe Heimat, Nation und Reich vgl. ZANASI 2011.

³² GW 4, S. 41 (in *Ein Soldat und ein Mädchen*, 1960).

³³ FISCHER 1965. Zu Frieds Poetik des «ernsthaften Wortspiels» sei verwiesen auf: KAUKOREIT 1991, S. 200 ff., und VON BORMANN 1997.

bilingualen Position verstehen, die ja auch Frieds Übersetzertätigkeit begründete. Hier wäre zudem zu berücksichtigen, welche Auswirkungen auf seine Sprachsensibilität die Tatsache hatte, dass Fried trotz vielfach erneuerter Erwägungen zur möglichen Remigration seinen Wohnort London bis ans Lebensende aufrecht erhielt und dass wichtige private Lebensbereiche durch die englische Sprache bestimmt waren³⁴. Sein literarisches Verfahren sollte in die Überlegungen der Fried-Forschung einbezogen werden, wenn es um die Frage geht, inwieweit bei ihm von einer transkulturellen Schreibposition gesprochen werden kann.

Diskutiert wurden das Modell eines fortgeführten Exils³⁵ bzw. Frieds Haltung zu unterschiedlichen Kultureinflüssen – in Abgrenzung³⁶ oder im Modus einer synthetischen Verbindung³⁷ – oder aber auch, wie Sture Packalén es vorgeschlagen hat³⁸, eine Definition mit Homi K. Bhabhas Konzept des dritten Ortes. In seiner Friedstudie *Vom Aushalten der Extreme* spricht Gerrit-Jan Berendse von einer «Grenzüberschreitungsästhetik» und deutet mit Packalén den «diskursiven Ort des Dichters nicht statisch, sondern [...] vom ständigen Öffnen und Schließen kultureller Grenzen bestimmt»³⁹. Fried hatte seinerseits bezogen auf das «ernsthafte Wortspiel» ein räumliches Modell angeführt: das des Lebens und Schreibens im «toten Winkel». Im Roman *Ein Soldat und ein Mädchen* wird der militärische Begriff mit seinem auffallenden Todesbezug poetologisch gewendet, und zwar durch den dichtenden Protagonisten, der sich als Besatzungssoldat im Nachkriegsdeutschland befindet. Die Analogie besteht in einer spezifischen Realitätswahrnehmung, bei der ein angemessenes Verhältnis von Nähe und Distanz nicht gegeben ist. Es ist die übergroße Nähe, durch die sich die Realität paradoxerweise den Blicken entzieht und souveränes Handeln für das Subjekt unmöglich wird. Dies wird transkulturell konnotiert, denn der

³⁴ Catherine Fried, Frieds dritte Ehefrau, hat auf die «großen Widersprüche» Frieds und auf die möglichen «ambivalenten Gefühle» gegenüber dem Deutschen hingewiesen. Schließlich war die gemeinsame Familiensprache weitgehend das Englische und zwei seiner Ehefrauen sprachen zum Zeitpunkt der Heirat kein Deutsch (vgl. FRIED 2008, S. 81 f.).

³⁵ Vgl. LAWRIE 1996 und DRESSLER 1998.

³⁶ Von einer bewussten Abwehr und Abgrenzung gegenüber der englischen Sprache spricht LAWRIE 2000, 76 (vgl. auch LAWRIE 1999).

³⁷ Vgl. GOODBODY 1993 und 1999.

³⁸ PACKALÉN 2005 und 2007.

³⁹ BERENDSE 2011, S. 28 und 31.

Protagonist beschreibt sich selbst als «deutscher Jude, heimatloser Emigrant und nun waffenklirrendes Gespenst in den Ruinen des eigenen Landes»⁴⁰: Seine prekäre Position sowie seine besondere Heimerfahrung⁴¹ finden im Modell des «toten Winkels» eine anschauliche Bezeichnung.

II.

Von Erich Fried erwartet man zu Recht sarkastische Kritik an sentimental Formen der Heimattümelei und den längst stereotypen, trivialisierten Heimatbildern, mit denen seit der Romantik Natur und Landschaft einer «verräumlichte[n] Innerlichkeit»⁴² dienten und im antimodernen Impetus der Urbanisierung und der Industrialisierung entgegengestellt wurden. Solche Kritik findet sich beispielsweise in seinem Hans Mayer gewidmeten Gedicht *Was ist uns Deutschen der Wald?*⁴³. Darin beschreibt Fried die ideologischen Implikationen solcher Heimatbilder, die geradezu das Bedürfnis wecken, «entheimatet» zu sein, wie er es sprachspielerisch in einem Helmut Heißenbüttel gewidmeten Gedicht formuliert⁴⁴. Anderenorts aber thematisiert Fried seine biographisch verankerte Bindung zu österreichischen Landschaften, ganz ungeachtet von deren Trivialisierungen:

Ich fühle mich, was Heimat betrifft, als Österreicher; [...] als Wiener und als Einwohner eines Landes mit Bergen und Voralpenseen und einem Stückchen vom Ausläufer der großen Ungarischen Tiefebene. Die Landschaften, die ich als Kind gesehen habe und die sich gar nicht so wesentlich verändert haben – das ist meine Heimat. Und diese Heimat hat mich ge-

⁴⁰ GW 4, S. 26. «Toten Winkel nennt man den Winkel, innerhalb dessen ein Geschütz oder Gewehr nicht in Aktion treten kann, weil sein Standort oder die Grenze seiner Richtbarkeit das nicht gestatten», erklärt der Protagonist, und gibt dem Begriff weit reichende Valenz, «[n]ach Art ratloser Menschen, die endlich für etwas eine Erklärung gefunden haben und nun alle Fragen der Welt damit lösen wollen» (GW 4, S. 47).

⁴¹ Mit Rossbacher sollte hier der Heimatbezug in einer «Doppelperspektive» gedeutet werden. Er geht davon aus, gerade im Kontext von Exil und Ausschluss gilt, man könne nicht «[...] über Heimat reden, ohne auch über Fremde und Fremdheit zu reden» (ROSSBACHER 2008, S. 33).

⁴² MECKLENBURG 1987, S. 247.

⁴³ GW 1, S. 599 (aus *Die Beine der größeren Lügen*, 1969, GoV, S. 61).

⁴⁴ In *Alles was der Sinn ist* wird das Subjekt als «entheimatet» bezeichnet, «um nicht / entfremdet zu sein / und oft befremdet / von dem/ was beheimatet tut» (GW 2, S. 594 f., aus *Zur Zeit und zur Unzeit*, 1981).

prägt. Ich bin sehr froh, daß ich jetzt auch meine österreichische Staatsbürgerschaft wieder habe⁴⁵.

In die Sammlung *Gedichte ohne Vaterland* hat Fried auch einen Text aufgenommen, in dem das Erinnern der Landschaft und deren kindliche Wahrnehmung gestaltet werden⁴⁶:

Beschreibung einer Landschaft
 Farben der Kindheit
 Vögel gegen die Sonne
 helles Gras vor dem Wald
 mein einziges Sehen und Hören

Je öfter ich euch beschreibe
 je mehr ich euch suche
 desto weiter und blasser
 desto formloser weicht ihr zurück

Ich höre das Rauschen
 meiner Worte vom Rauschen des Waldes
 ich sehe das Grau und das Grün
 von Gesichtern und Kleidern

Die loben mein gutes Gedächtnis
 und horchen mich aus
 sie essen das Licht und den Schatten
 sie trinken den Wind

In der ersten Strophe finden sich die Elemente eines durch Erinnerungen geleiteten Zugangs zum heimatlichen Erfahrungsraum der Kindheit, der erste sinnlichen Wahrnehmungen (hier Farben und Lichteindrücke) erschließt, die in einer Intensität und Ausschließlichkeit erlebt werden, wie dies nur in der frühen Lebensphase möglich ist. Allerdings gelingt die poetische Vergegenwärtigung der Vergangenheit nicht, sondern löst vielmehr, wie in der zweiten Strophe benannt, eine gegenläufige Dynamik der Entfremdung aus⁴⁷. Dabei sind Erfahrungen des Heimatlichen gerade an Nähe geknüpft, wie Blickle zusammenfasst: «the traditional idea of *Heimat* – is

⁴⁵ WOLFF 1986, S. 46 f. (Interview von 1986).

⁴⁶ GW 1, S. 418, aus *Anfechtungen*, 1967, GoV, S. 51.

⁴⁷ Dies ist ein bei Fried charakteristisches Motiv, das sich in Variationen als albtraumartige Dynamik auch in der Sammlung *Gedichte ohne Vaterland* mehrfach findet: als Gegen-

informed by spatial antinomies between *Nähe* und *Ferne/Fremde*, between what is familiar and close and that which is distant and strange and other»⁴⁸. So betrachtet, handelt es sich in Frieds Gedicht um eine Heimat, die ihres Grundmerkmals der Nähe beraubt ist, um eine nicht-heimatliche Heimat, an der unheimliche Angstvisionen ihren Ausgang haben.

Das Glücksbild der ersten Strophe wandelt sich in eine Szenerie der Bedrohung, indem in der zweiten Hälfte des Gedichts die einzelnen Elemente der Landschaft Übermacht über das Subjekt gewinnen und eine vernichtende Kraft entwickeln. Dies ist vor allem dort erkennbar, wo neben den Naturelementen auch «Gesichter» und «Kleider», also Bildfragmente, die auf Menschen verweisen, ihr Unwesen treiben⁴⁹. Eine spezifische Art der Bedrohung entwirft die dritte Strophe, denn hier geht es um die Auflösung der Sprache und ihr Übergehen in Rauschen, um das Fremd-Werden der Worte, die sich verlieren in den Geräuschen der Umgebung. Es ist hier nicht die Sprache der Natur, des Waldes und des Windes, die sich im Sinne der Romantik dem Dichter erschließt und die er nachzuahmen vermag: Im Gedicht verlieren menschliche Worte ihren Sinn und das Subjekt seine Autonomie. Der beschriebene Prozess erinnert auch an das berühmte Diktum von Karl Kraus: «Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück»⁵⁰. In diesem Kontext bedeutet die Ohnmacht der Sprache, dass die Bilder, die in der ersten Strophe als Landschaftsimpressionen eine Synthese bilden könnten, sich im Textfortgang in fraktionierte Einzelelemente zergliedern, um sich schließlich in einer anthropomorphen Verselbständigung zu verschlingen und zu vernichten.

Es ist eine Dynamik, die gerade nichts mit Gedächtnisschwäche des Subjekts zu tun hat, und die, so lässt sich ergänzen, auf historische Erfah-

bewegung des Rutschens in *Auf Glatteis* (GW 3, S. 383; GoV, S. 10 f.) oder als überwältigender Strom in *Die Flut* (GW 1, S. 420 f.; GoV, S. 16).

⁴⁸ BLICKLE 2012, S. 60, vgl. auch BLICKLE 2002, S. 15 ff.

⁴⁹ Die Anspielung auf Goethes *Osterspaziergang* aus dem *Faust* gewinnt eine militärische Qualität, weil die Kleidung hier nicht festtäglich bunt ist, sondern für Uniformen oder Jägerkleidung typische Farben aufweist. Paralleltext ist das Gedicht *Heimkehr*, in dem die Reminiszenz des Subjekts an heimatliche Natur kontrastiert wird mit der Präsenz eines Mannes, der immer noch sagen kann «so ist dein Vater hin / ein Jud weniger» und der als «baumlanger Mensch» Wald und Naturraum für sich beansprucht (GW 1, S. 426, ebenfalls aus *Anfechtungen*).

⁵⁰ «Die Fackel», Heft 326 (1911), S. 44.

rungen von Verfolgung und Flucht zurückzuführen ist, deren Ausblendung im biographischen Rückblick nicht gelingen kann. Weil der Text eine kindliche Perspektive schildert, haben wir Grund anzunehmen, dass auch noch frühere Erfahrungen eingegangen sind, denn Fried war bereits in der Kindheit mit Anzeichen dessen konfrontiert, was später zur lebensbedrohlichen Gefahr werden sollte. Über einen entscheidenden Moment seiner Sozialisation hat er so berichtet: «Bereits am ersten Schultag entdeckte ich mich als jüdisches Kind, weil andere Kinder geschrien haben: ‘Jud, Jud, spuck in ‘n Hut, sag der Mutter, das ist gut’»⁵¹. Es gibt ein beeindruckendes Dokument darüber, wie Fried im Kindesalter Antisemitismus reflektiert hat: einen Text, den er 1930 als Achtjähriger für die jüdische Wochenschrift *Die Wahrheit* geschrieben hat und der durch eine Reproduktion in der Fried-Biographie von Lampe belegt ist⁵². Dort heißt es:

Auch ich bin als Jude geboren, bemühe mich immer, nur Mensch zu sein [...] da wir doch alle – ob Jud oder Christ – Menschen sind, Brüder sein sollten. Aber die Jungens lachen und schreien ‘Haut’s den Juden!’.

Anlass seines Artikels war das Gerichtsurteil gegen einen Juden, Philipp Halsmann, der aufgrund nur schwacher Indizien und Zeugenaussagen angeklagt wurde, den Vater während einer Bergwanderung ermordet zu haben. Seine Verurteilung führte Fried auf antisemitische Gefühle zurück, denn die Geschworenen seien, so seine Darstellung,

[...] im Unterbewußtsein von einer dunklen Macht getrieben [worden], weil auf der Anklagebank ein Fremdling saß. Einer, der ihre Sitten und Gebräuche nicht kannte, und sie nicht liebte, [der] ihnen fremd – durch ihr wundervolles Land, Wiesen und Wälder schritt, die Schönheit der Natur mit der Seele trinkend und darüber vergaß, sein ‘Bergfrei’ den entgegenkommenden Touristen zuzurufen.

Gerade in der Natur, dies legt Frieds Darstellung nahe, klafften also Selbst- und Fremdbild dramatisch auseinander: das Naturerlebnis des jüdischen Wanderers und die Art und Weise, wie er von anderen, die später gegen ihn aussagen sollten, als fremd und dieser Landschaft nicht zugehörig

⁵¹ NOWOJSKI 1987, S. 9 (vgl. auch KOELBL 1989, S. 69).

⁵² Vgl. LAMPE 1989, S. 52 ff. (*Ruf eines Kindes an die Menschen* in «Die Wahrheit. Jüdische Wochenschrift», Wien, 1930, 1).

eingestuft wurde. Diese Differenz hat Fried als literarische Kompositionsform aufgegriffen, am deutlichsten in seinem gleichsam zweistimmig aufgebauten Gedicht *Heimkehr*⁵³. Eine Ausgrenzung wird dann noch relevanter, wenn sie die Landschaften betrifft, die für das Subjekt biographisch prägend sind. Dann nämlich geht es um Heimat im modernen Verständnis, mit Blickle als «spatially conceived notion of identity»⁵⁴ zusammenzufassen. In diesem Kontext ist Fried's Gedicht *Ländlich*⁵⁵ zu lesen, dessen Bilderfolge ebenfalls von einem glücklichen Naturbild zu einer radikalen Desillusionierung leitet:

Hier ist es schön
Die Mädchen wie die jungen
Bäume und manche Bäume
wie tanzende Mädchen

Hier will ich mir
ein Herz fassen und versuchen
mich zu fassen
und mich zu suchen

und fast ohne Angst denn
ich weiß daß
ich hier
nicht bin

Das Gedicht beginnt mit dem Motiv gelungener Harmonie zwischen Mensch und Natur, dem volksliedhaften, musikalisch-tänzerisch geleiteten Vergleich von Bäumen und Mädchen⁵⁶. Um so schmerzlicher ist dann die Nicht-Korrespondenz für das Subjekt, das nicht nur am beschriebenen Glückszustand nicht teilhat, sondern sich auf eine ängstliche Suche begeben muss. Dort, wo eine Erfahrung von Identität und Selbstvergewisserung zu erwarten wäre, erlebt es das Gegenteil, die eigene Negation, denn durch nichts, auch durch keine Leerstelle, ist an diesem Ort sein Existenz vorge-
sehen.

⁵³ Vgl. Anm. 50.

⁵⁴ BLICKLE 2002, S. 127.

⁵⁵ GW 1, S. 427, ebenfalls aus *Anfechtungen*, 1967.

⁵⁶ Eine Analogie zwischen «fünf jungen Birken» und «fünf jungen Mädchen, schlank und schön» findet sich im bekannten Volkslied *Zogen einst fünf wilde Schwäne...*, das in den sechziger Jahren durch seinen Antikriegstext eine Neubewertung erfuhr.

III.

Um zum Abschluss Frieds Verhältnis zum Begriff Heimat in einem weiteren Diskussionskontext zu bezeichnen, lassen sich zwei diametral entgegengesetzte Positionen einbeziehen, die jeweils von Autoren vertreten worden sind, die Fried persönlich besonders schätzte. Paul Parin vergleicht Heimat mit einer «seelischen Plombe», und das bereits kann als provozierende Entmythologisierung eines scheinbar universellen Begriffs gelten. Zudem benennt er das Gefahrenpotential eines Denkmodells, mit dem, wie er schreibt, «kollektive Abgrenzung oder Ausgrenzung legitimiert» und «jeder beliebige Herrschaft- und Machtanspruch» begründet worden sind⁵⁷. Im eigenen Gegenmodell verweist Parin auf die Tradition der Aufklärung: «Internationale Solidarität verbindet mich mit allen Menschen dieser Welt, ich bin Weltbürger. Das ist meine Heimat»⁵⁸. Damit sind Grundüberzeugungen benannt, die, wie eingangs dargestellt, auch für Frieds politisch-ethische Denkweise und für sein Engagement maßgeblich waren, denn von nationalen Interessen oder persönlichen Gruppenzugehörigkeiten hatte er sich nie beeinflussen lassen wollen. So kritisch auch Parins ethnopsychanalytischer Blick auf den Begriff Heimat ist, so berührt er sich doch in einem Punkt mit Jean Améry's viel beachtetem Essay von 1966 *Wieviel Heimat braucht der Mensch?*⁵⁹. Wenn Parin nämlich feststellt: «Je schlimmer es um einen Menschen steht, je brüchiger sein Selbstgefühl ist, desto nötiger die Heimatgefühle»⁶⁰, so ist dies, überträgt man die Aussage auf einen

⁵⁷ PARIN 1996, S. 18 und 17 Vgl. zu Parin beispielsweise FRIED 1987, S. 113.

⁵⁸ PARIN 1996, S. 12. Diese Position sah er auch bei Fried vertreten: «Diese oder jene Heimat, die jüdische, die Londoner, die Wiener Heimat, die alle waren für ihn unwichtige und zumeist überflüssige Etiketten, die einem angeheftet werden» (14 f.).

⁵⁹ Gerade in der neueren literaturwissenschaftlichen Diskussion zum Heimat-Begriff gilt Améry's Text als richtungweisend: «Améry's deeply melancholic account illustrates at once a multidimensional notion of place/home (as developed in cultural geography) and the thwarted attempt to re-create this lost place of his childhood in narrative form. Instead, his essay traces the transformation of lived space/*espace* into empty place/*lieu*. By describing the expulsion from his *Heimat* as the disowning of his past, his essay furthermore captures the extent to which place and time are intertwined» (EIGLER 2012, S. 41, Hervorh. im Orig.).

⁶⁰ PARIN 1996, S. 18.

anderen Kontext, mit Amérys Bilanz vereinbar: «Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben»⁶¹.

Amérys Überlegungen beziehen sich explizit auf die Sicht eines Ausgegrenzten, und er berichtet: «mein, unser Heimweh war Selbstentfremdung. Die Vergangenheit war urplötzlich verschüttet, und man wußte nicht mehr, wer man war»⁶². Angesichts der Tatsache, dass eine Zugehörigkeit zu den Orten der eigenen Biographie negiert wird, ist die Vertreibung nicht nur folgenreich für die neuen Lebensbedingungen, sondern auch für die Bewertung der eigenen Vergangenheit und der Konstituenten der Persönlichkeitsbildung: «Wir [...] hatten nicht das Land verloren, sondern mußten erkennen, daß es niemals unser Besitz gewesen war. Für uns war, was mit diesem Land und seinen Menschen zusammenhing, ein Lebensmißverständnis»⁶³.

Hier ist eine Nähe zwischen den Positionen von Améry und Fried zu erkennen, die die Frage nach den Konsequenzen der Vertreibung für die Identität der Betroffenen betrifft. Améry lehnte in diesem Zusammenhang eine «scharfsinnige Unterscheidung von Heimat und Vaterland» ab, denn seine Erfahrung war, dass «Heimat aufhört, Heimat zu sein, sobald sie nicht zugleich auch Vaterland ist»⁶⁴. Obwohl Fried aufgrund seiner politischen Überzeugungen für diese Unterscheidung plädierte, galt doch bezogen auf die persönliche Gefühlssphäre, dass eine Korrelation zwischen Heimat und Vaterland nicht vollständig aufkündbar war. Dies zeigt die Relevanz, die er der erst 1985 gelungenen Wiedererlangung seiner österreichischen Staatsangehörigkeit zumaß, bzw. seine Enttäuschung über polemische Kommentare, die dazu in der österreichischen Presse zu lesen waren⁶⁵.

Es kommt nämlich keineswegs nur auf meine Selbsteinschätzung an. Wenn mich die anderen immer noch für einen Außenseiter, bestenfalls für eine *Zuagrasten* halten, dann ist die literarische *Heimkehr* trotz aller Erfolge doch nicht wirklich geglückt.

In der Perspektive seiner historischen Erfahrungen blieb es also auch für Fried weiterhin von Bedeutung, ob seine individuelle Heimatbindung durch

⁶¹ AMÉRY 2002, S. 94.

⁶² *Ebd.*, S. 89.

⁶³ *Ebd.*, S. 100.

⁶⁴ AMÉRY 2002, S. 107 und 108.

⁶⁵ FRIED 1987, S. 60 f. (*Zur Tagung: Emigration und Exil heute*, 1985, Hervorh. im Orig.).

die Anerkennung der Staatsangehörigkeit eine konkrete, kollektiv verbürgerte Bestätigung fand.

Bibliographie

- AMÉRY Jean, *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* in *Werke*, Irene Heidelberger-Leonard (Hg.), Stuttgart 2002, Bd. 2, 86-117.
- BASTIAN Andrea, *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*, Tübingen 1995.
- BAUSINGER Hermann, *Heimat und Identität*, in E. Moosmann (Hg.), *Heimat. Sehnsucht nach Identität*, Berlin 1980, 13-29.
- BAUSINGER Hermann, *Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte*, in W. Cremer, A. Klein (Hgg.), *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bielefeld 1990, 76-90.
- BERENDSE Gerrit-Jan, *Vom Aushalten der Extreme. Die Lyrik Erich Frieds zwischen Terror, Liebe und Poesie*, Berlin 2011.
- BLICKLE Peter, *Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland*, Rochester 2002.
- BLICKLE Peter, *Gender, Space, and Heimat*, in F. Eigler, J. Kugele (Hgg.), *Heimat at the Intersection of Memory and Space*, Berlin, Boston 2012, 53-68.
- BOA Elisabeth, PALFREYMAN Rachel, *Introduction. Mapping the Terrain*, in E. Boa, R. Palfreyman (Hgg.), *Heimat. A German Dream. Regional Loyalties and National Identity in German Culture 1890-1990*, Oxford, New York 2000, 1-29.
- BOA Elisabeth, *Some Versions of Heimat. Goethe and Hölderlin around 1800, Frenssen and Mann around 1900*, in F. Eigler, J. Kugele (Hgg.), *Heimat at the Intersection of Memory and Space*, Berlin, Boston 2012, 34-52.
- BORMANN Alexander von, *„Ein Dichter, den Worte zusammenfügen“. Versöhnung von Rhetorik und Poesie bei Erich Fried*, in «Text und Kritik. Sonderheft: Erich Fried» 2., rev. Ausg. 1997, 5-23.
- BORMANN Alexander von, *Die mit der Sprache*, in V. Kaukoreit (Hg.), *Gedichte von Erich Fried*, Stuttgart 1999, 30-40.
- DRESSLER Christine, *„Nach dem Landlos greift des Landlosen Hand“. Erich Fried – ein Exilautor? Eine Untersuchung seines nach 1945 entstandenen Werks*, Wien 1998.
- EIGLER Friederike, *Critical Approaches to Heimat and the ‘Spatial Turn’*, in «New German Critique» 115, 39 (2012), 27-48.
- EIGLER Friederike, KUGELE Jens, *Heimat at the Intersection of Memory and Space*, in F. Eigler, J. Kugele (Hgg.), *Heimat at the Intersection of Memory and Space*, Berlin, Boston 2012, 1-12.

- FISCHER Ernst, *Angst, Warnung, Überlegung. Erich Frieds 'Warngedichte' und 'Überlegungen'*, in «Die Zeit» vom 21.05.1965, 21.
- FRIED Catherine, *Über kurz oder lang. Erinnerung an Erich Fried*, Berlin 2008.
- FRIED Erich, *Rede in der Hand*, in H. Domin (Hg.), *Doppelinterpretationen*, Frankfurt/M. 1969, 195-197.
- FRIED Erich, *100 Gedichte ohne Vaterland*, Berlin 1978 (abgekürzt als GoV).
- FRIED Erich, *Lesen und Schreiben während des Exils. Gespräch mit Anke Winckler*, in L. Winckler (Hg.), *Antifaschistische Literatur. Bd. 3*, Königstein/Ts. 1979, 269-284.
- FRIED Erich, *Nicht verdrängen, nicht gewöhnen. Texte zum Thema Österreich*. M. Lewin (Hg.), Wien 1987.
- FRIED Erich, *Gedanken in und an Deutschland. Essays und Reden*. M. Lewin (Hg.), Wien, Zürich 1988.
- FRIED Erich, *Gesammelte Werke*, Bd. 1-4. V. Kaukoreit, K. Wagenbach (Hgg.), Berlin 1993 (abgekürzt als GW mit Band und Seitenangabe).
- GOODBODY Axel, *Erich Fried - German, Jew, British and Socialist: the Composite Identity of an Austrian Emigré*, in R. Schmidt, M. McGowan (Hgg.), *From High Priests to Desecrators*, Sheffield 1993, 83-103.
- GOODBODY Axel, *'Eine Synthese deutscher und englischer Dichtertraditionen': Erich Fried and Michael Hamburger as Translators and Poets*, in I. Wallace (Hg.), *German-speaking Exiles in Great Britain*, Amsterdam, Atlanta 1999, 163-198.
- JENS Walter, *Nachdenken über Heimat, Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie*, in H. Bieneck (Hg.), *Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas*, München, Wien 1985, 14-26.
- KAUKOREIT Volker, *Vom Exil bis zum Protest gegen den Krieg in Vietnam. Frühe Stationen des Lyrikers Erich Fried. Werk und Biographie 1938-1966*, Darmstadt 1991.
- KAUKOREIT Volker, *Politische Tabuverletzungen. Erich Fried im Spiegel öffentlicher Auseinandersetzungen*, in «Text und Kritik. Sonderheft: Erich Fried» 2., rev. Ausg. 1997, 70-82.
- KESTING Hanjo, *Dichter ohne Vaterland. Gespräche und Aufsätze zur Literatur*, Berlin, Bonn 1982.
- KOELBL Herlinde, *Jüdische Portraits. Photographien und Interviews*, Frankfurt/M. 1989.
- LAMPE Gerhard, *'Ich will mich erinnern / an alles was man vergißt': Erich Fried, Biographie und Werk*, Köln 1989.
- LAMPING Dieter, *'Linguistische Metamorphosen'. Aspekte des Sprachwechsels in der Exilliteratur*, in H. Birus (Hg.), *Germanistik und Komparatistik*, Stuttgart, Weimar 1995, 528-540.
- LAWRIE Steven W., *Erich Fried. A Writer Without a Country*, New York u.a. 1996.

- LAWRIE Steven W., *Erich Fried: Language and «Heimat»*, in I. Wallace (Hg.), *German-speaking Exiles in Great Britain*, Amsterdam, Atlanta 1999, 145-162.
- LAWRIE Steven W., *Erich Fried und Großbritannien*, in M. Stone, G. Sharman (Hgg.), *Jenseits der Grenzen. Die Auseinandersetzung mit der Fremde in der deutschsprachigen Kultur*, Oxford u. a. 2000, 71-86.
- MECKLENBURG Norbert, *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*, München 1987.
- MÜLLER André, *...über die Fragen hinaus? Gespräche mit Schriftstellern*, München 1998.
- NOWOJISKI Walter, *Erich Fried im Gespräch*, in «Neue deutsche Literatur» 35 (1987) 3, 9-14.
- PACKALÉN Sture, *From the 'Third Reich' to the 'Third Space': Paul Celan, Erich Fried, and Peter Weiss*, in A. Stephan (Hg.), *Exile and Otherness. New Approaches to the Experience of Nazi-Refugees*, Oxford u. a. 2005, 121-132.
- PACKALÉN Sture, *Erich Fried und Peter Weiss. Eine nicht-deutsche Differenzperspektive*, in J.-M. Valentin (Hg.), *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses*, Bern u. a. 2007, 105-109.
- PARIN Paul, *Heimat, eine Plombe. Mit einem Essay von Peter-Paul Zahl*, Hamburg 1996.
- RAPISARDA Cettina, *Gedichte und Gegengedichte. Erich Frieds Befreiung von der Flucht*, in «treibhaus. Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre» 9 (2013), 333-353.
- ROSSBACHER Karlheinz, *Allerlei Fremde. Ein Rundblick*, in E. Beutner, K. Rossbacher (Hgg.), *Ferne Heimat – nahe Fremde bei Dichtern und Denkern*, Würzburg 2008, 33-47.
- WOLFF Rudolf (Hg.), *Erich Fried. Gespräche und Kritiken*, Bonn 1986.
- ZANASI Giusi, *Reich und Heimat. Zur Semantik im deutschsprachigen Raum*, in J. Lajarrige u. a. (Hgg.), *Mitteleuropa. Geschichte eines transnationalen Diskurses im 20. Jahrhundert*, Dresden 2011, 89-110.

TERRITORIALE BINDUNG ALS STILLSTAND DER GESCHICHTE

DEUTSCHE TEILUNG UND IDENTITÄTSSUCHE AM GRENZFLUSS ELBE
IM DEUTSCHEN AUTORENKINO (WIM WENDERS: «IM LAUF DER ZEIT»,
1976; CHRISTIAN PETZOLD: «YELLA», 2007)

von
Matthias N. Lorenz
Bern

Im Lauf der Zeit

Erzählungen und Erzählvorgänge werden gern im Bild des Fließgewässers metaphorisiert: Eine spannende Geschichte ‚reißt‘ uns ‚mit‘ (wie eine Flutwelle), eine eher langweilige beschreiben wir als ‚zähflüssig‘ und ‚träge‘, eine belanglose schließlich ‚dümpelt‘ bloß noch ‚dahin‘. Erzählungen, in welchem Medium auch immer, sind also Ausdruck, so legt es zumindest die Analogie ihres Fortschreitens zum Bild des Flusses nahe, einer zwar verschieden stark ausgeprägten, aber doch unaufhaltsamen *Bewegung*.

In der Eingangssequenz von Wim Wenders' im Sommer 1975 zwischen Lüneburg und Hof abgedrehtem *roadmovie Im Lauf der Zeit*, in der der Protagonist Robert auf die Elbe zurast und seinen Volkswagen in einem spektakulären Selbstmordversuch bei Kaltenhof im Fluss versenkt, scheint die Parallele von narrativen filmischen Strukturen und Elbfluss evident: viel mehr Bewegung geht nicht. Die Lektüre des gesamten Filmes lehrt jedoch, dass dieser Eindruck täuscht. Denn Wenders' Film verfügt genau über diese eine *action*-reiche Szene – und sonst keine.

Stattdessen ist der Film ein elegischer, mitunter fast dokumentarisch angelegter, fast drei Stunden langer Essay über die damalige Gegenwart, wie Wenders und seine Generationenossen – die um 1945 Geborenen, potentiell also ‚68er‘ – sie empfunden haben. Statt fortzureißen oder auch nur zu tröpfeln, verweigert Wenders' Geschichte zunächst nahezu jeden Fortgang im Sinne eines Fortschreitens.

Kausale Zusammenhänge zwischen den Szenen sind rar. Das mag auch den unkonventionellen Produktionsbedingungen geschuldet sein, umfasste das Drehbuch doch zu Drehbeginn gerade einmal drei (!) Seiten, in denen lediglich das Zusammentreffen der beiden Protagonisten Bruno und Robert als Auftakt des Films festgehalten war. Anschließend schrieb Wenders am Vorabend jedes Drehtages die Szenen und Dialoge, die bereits wenige Stunden später inszeniert und aufgenommen wurden. Eine ‚große Erzählung‘ konnte und sollte sich so nicht einstellen. Nebenbei: Die drei Seiten Drehbuch genügten immerhin, um eine 250.000 - DM hohe Drehbuchprämie von der Filmförderung des Bundesinnenministeriums zu erhalten¹.

Aber auch das *Setting* selbst, die so genannte Zonengrenze zwischen West- und Ostdeutschland, die zu Beginn des Films durch den Elbstrom verkörpert wird, trägt zum Eindruck der Bewegungslosigkeit der Geschichte bei. Die Elbe wird gezeigt in einer Landschaft, die so leer und wüst ist wie der Wilde Westen. Wenders' Faszination für den US-amerikanischen Westen ist bekannt, seine typisch deutsche Nachkriegssehnsucht nach dem Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten hat er in vielen Beiträgen ebenso eingestanden wie die spätere Enttäuschung seiner Wunschvorstellungen vor Ort². So ließ der Regisseur 1975 keine Gelegenheit aus, die deutsche Provinz wie im Western erscheinen zu lassen: Der Soundtrack der damals populären deutschen Band *Improved Sound Limited* zitiert Westernmusik, hölzerne Strommasten wirken wie die amerikanischen Telegraphenmasten, der Volkswagen von Robert nähert sich dem Betrachter zum Auftakt des Films durch ein weites Panorama wie die Reiter einer Kavallerie, indem er eine – von Wenders mit Unmengen von Mehl produzierte – Staubfahne hinter sich herzieht.

Für die Fotografie von Kameramann Robbie Müller dienten als Anregung die berühmten Fotos von Walker Evans aus der Depressionszeit im Mittleren Westen; einzelne Szenen huldigen kanonischen Westernfilmen, etwa die Einstellung an der Tür eines kleinen bayrischen Bahnhofs John Fords *The Searchers*; Figuren wie Roberts Vater, der Redakteur einer kleinen Zeitung mit Zelluloidschirm über der Stirn, gehören zum Standardpersonal einer Kleinstadt an der *western frontier*. Selbst das Breitwandformat zitiert das Genre.

¹ Vgl. RAUH 1990, S. 51.

² Vgl. etwa den Foto- und Interviewband *Written in the West* (WENDERS 1996).

Doch entgegen der filmischen Erscheinung Lüchow-Dannenberg als eines Raums und auch eines Möglichkeitsraums im Sinne des amerikanischen *anything goes*, also abseits europäisch beengter Städte im Allgemeinen und der sozialen Kontrolle der normalistischen deutschen Gesellschaft im Besonderen, ist die Landschaft an der Elbe eine enge. Der Protagonist Bruno, der in altmodischen Dorfkinos die Projektoren repariert und in einem ausgedienten Möbelwagen herumvagabundiert, ist hierher keineswegs in einen Raum der Freiheit aufgebrochen, sondern er hat sich an den äußersten Rand der westlichen Welt zurückgezogen.

Text und Kontext, das Filmbild und das zeitgeschichtliche Wissen des Rezipienten, fallen damit in der Exposition radikal auseinander, fungiert doch die Elbe als Grenze und begrenzt so den Handlungsraum der Protagonisten, die hier ganz plastisch am westlichen Elbufer gestrandet sind und sich sozusagen in einem Niemandsland begegnen. Die Leere der Landschaft in dem am dünnsten besiedelten Kreis der alten Bundesrepublik wird dadurch zum Sinnbild der Unfreiheit: Hier steht (und entsteht) nichts, weil die Grenze eine Peripherie geschaffen hat, die – wie wir heute wissen – bald darauf nur noch zum ‚Atomklo‘ der Bundesrepublik zu taugen schien.

Bruno und Robert sind mit ihren Fahrzeugen an die Elbe gekommen, aber weiter kommen sie nicht. Ihr *roadmovie* führt sie an der Zonengrenze entlang bis zu einer amerikanischen Beobachtungshütte im Bayrischen, an der ihre Route eines Nachts endet. O-Ton Bruno: «Scheiße! Hier ist die Grenze, hier geht's nicht weiter!». Es folgen ein Besäufnis und eine halbherzige Schlägerei, jeder geht seiner Wege und als Moral von der Geschichte bleibt nur Roberts Zettel mit der Nachricht «Es muß alles anders werden».

Es resultiert also aus einer dreistündigen Kinofahrt, die aus einer elfwöchigen Reise der Filmcrew montiert wurde, nicht mehr als diese dünne Absichtserklärung, die eventuell eine Veränderung ankündigt, die aber sowohl *inhaltlich* offen bleibt, als auch dahingehend, ob einer der Protagonisten sie überhaupt *einlösen* wird. Eine Entwicklung der beiden Charaktere hat bis hierhin kaum stattgefunden, eine im Rahmen einer etablierten Plotstruktur wiedergebbare Geschichte ist nicht erzählt worden, selbst das Erscheinungsbild der deutschen Provinz zwischen Lüneburg und Hof bleibt, sicher auch durch das verwendete Schwarz/Weiß, erstaunlich konstant. Schon zu Beginn, direkt nach dem halbherzigen Suizidversuch Roberts, wird ein Stillstand etabliert, der über die immense Spieldauer von fast drei

Stunden gehalten wird – was für den Eindruck der Stagnation auch keine unerhebliche Rolle spielt.

Wie lässt sich nun anhand dieses Films etwas über die Narrativierung von Geschichten und von Geschichte aussagen – mit Bezug auf Heimat, Nation und der Auswirkung dieser Kategorien auf die Identität der Protagonisten?

Mit den gängigen Interpretationen als *Easy Rider* des Neuen Deutschen Films³, als Entwicklungsgeschichte über die Freundschaft zweier junger, aber eben auch nicht mehr ganz junger Männer und ihrer Sehnsucht nach den Frauen oder als Medienreflexion über das Absterben eines sozusagen noch handgemachten Kinos in der Provinz⁴ kommt man hier nicht weiter. Ich möchte stattdessen den Vorschlag machen, von der Situation des Stillstandes auszugehen. Wenn sich eine Geschichte kaum merklich fortbewegt, wenn also Zukunft kaum erkennbar wird, so lässt sich immer noch danach fragen, was in der Vergangenheit gelegen haben mag. Dieser Ansatz als Mittel zur Analyse der Dramaturgie von Spielfilmen ist vor allem von der Filmwissenschaftlerin Michaela Krützen etabliert worden, die von dem Rat jeder konventionellen Anleitung zum Drehbuchschreiben ausgeht, man möge Vorgeschichten für seine Protagonisten erfinden⁵.

Krützen setzt zunächst nicht beim fertigen Kunstwerk an, sondern bei den Vorüberlegungen dazu, und zwar im Hinblick auf die Anlage der Protagonisten und die Logik ihres Handelns. Drehbuchautoren des *classic cinema* erfinden in der Regel eine so genannte *backstory* für ihre Figuren, die damit ein Eigenleben über den *plot* hinaus – das heißt: über das gefilmte Geschehen hinaus – entwickeln, und zwar in Richtung Vergangenheit. Die Einheit der imaginierten Vorgeschichte einer Figur und ihrer im Film in Szene gesetzten Geschichte ergibt dann die *story* des Films, die also weit vor dem *plot* einsetzen kann. Die *backstory* besteht auch aus Begebenheiten in der Vergangenheit, von denen eine Figur nicht erzählt und die (wenn überhaupt) nur indirekt im Film mitgeteilt werden.

Das zentrale Moment der *backstory* in Krützens Analysemodell ist die so genannte *backstorywound*. Dabei handelt es sich um eine Verletzung, die dem Protagonisten in der Vergangenheit vor der Jetztzeit des Films

³ Etwa DONNER 1976.

⁴ Vgl. WENDERS 1976, S. 12 ff.

⁵ Vgl. KRÜTZEN 2004.

zugefügt wurde und die nun sein Handeln antreibt und motiviert. Dabei handelt es sich nicht um ein individuelles Trauma, das immer logisch nachzuvollziehen wäre, sondern schlicht um eine Erzählkonvention, die nicht zwingend auch lebensweltliche Plausibilität beansprucht.

Das in Krützens Analyse maßgebliche Beispiel hierfür ist die Motivation der Polizeischülerin Agent Clarice Starling in *Das Schweigen der Lämmer*, die bei dem Versuch, als Kind ein Lamm vor der Schlachtung zu retten, mit dem Tier auf dem Arm von der Farm ihres Stiefvaters geflohen, mit ihrer Flucht jedoch gescheitert war. Um dieses kindliche Trauma zu überwinden, muss Starling einen Massenmörder finden, bevor er eine junge Frau tötet: In der Logik, die den *plot* des Films vorantreibt, ist dieses Schuldgefühl des kleinen Mädchens der eigentliche psychologische Antrieb für ihren besonderen Ermittlungseifer, der es zudem ermöglicht, sie von dem hoch intelligenten Kannibalen und Analytiker Dr. Hannibal Lecter in quasi-therapeutischen Gesprächen quälen zu lassen, durch die dann stückweise auch die Identität des gesuchten Täters greifbar wird. Das ist, wie schon erwähnt, keineswegs zwingend und plausibel, treibt aber den Film auf eine spannende Weise an. Als Schlüsselszene eines Filmes und Schlüssel für die Analyse seiner Erzählweise bezeichnet Krützen daher den Moment, in dem die *backstorywound* zur Sprache kommt.

Mit seinem bloß dreiseitigen Drehbuch scheint sich Wenders' *Im Lauf der Zeit* auf den ersten Blick kaum für diesen Zugang aufzudrängen, noch dazu, da Wenders selbst bekannt hat, dass bis auf die Reiseroute und die erste Szene mit der Fahrt in die Elbe buchstäblich nichts vorgeplant war. Im Verlauf des Films immer wichtiger werdende Gegenstände wie die Lokalzeitungen oder Figuren wie der Vater von Robert wurden erst während des Drehs erfunden. Für Bruno und Robert alias Kamikaze gab es definitiv keine *backstory*; was sie umtreibt, war völlig offen und sollte vom Film selbst erst ans Licht gebracht werden. Wenders äußert sich im Audiokommentar zur Wiederauflage des Films als DVD wie folgt über Roberts Griff zum Telefon in der 17. Minute des Films:

Ja, irgendwie fängt dann hier auch unsere Geschichte von Kamikaze an, mit diesem vergeblichen Telefonversuch [...]. Und ganz allmählich ahnt man dann auch, worum's dabei geht. Genau wussten wir's hier auch noch nicht, worum's eigentlich geht und was für eine Biografie er hat und was hinter ihm lag und wohin er wollte.

Dieser lapidare, eher nebenbei geäußerte Kommentar bietet wohl tatsächlich das zentrale Anliegen des Filmexperiments *Im Lauf der Zeit* an, das eng mit der Ereignislosigkeit des *plots* verbunden ist. Wenders verwendet im Gegensatz zum amerikanischen Modell der Filmdramaturgie keine *backstory*, die das gegenwärtige Agieren seiner Protagonisten erklären könnte, sondern er versucht, durch den vergleichsweise sehr offenen, noch im Drehprozess form- und wandelbaren *plot* Rückschlüsse auf die *backstorywounds* seiner Protagonisten zu gewinnen. So gelingt ihm ein Generations- und Zeitpanorama, das keinerlei Handlungsanweisungen oder gar Utopien aufweist. «Es ist, wie es ist», scheint der Film in seiner Ereignislosigkeit zu sagen, wenn die Regression der beiden Protagonisten so überdeutlich im Flüchten, Schlafen, Trinken und Spielen erscheint.

Tatsächlich verweisen jedoch die *backstorywounds*, die Bruno und Robert voreinander zu verbergen suchen und die kaum ausgesprochen werden, darauf, warum sie sich in ihrer jetzigen Misere befinden. Die Themen und Problemfelder, an denen die Entwicklung zum aktuellen, deprimierenden Zustand hin – zum Stillstand – veranschaulicht wird, sind die eigene Kindheit, die fehlenden oder autoritären Väter, die Beziehung zwischen Mann und Frau, der Drang nach Freiheit, Selbstverwirklichung und dem richtigen Leben, aber auch – und verbunden mit all diesen Problemen – die deutsche NS-Vergangenheit und die Gegenwart der deutschen Teilung.

Allgemein gilt für die Kultur der Bundesrepublik ab 1974 das Schlagwort der «Tendenzwende», also eines Rückzuges in eine Neue Innerlichkeit⁶. Der Enttäuschung, dass die 68er-Revolution gescheitert schien, sei eine ganz an den persönlichen Befindlichkeiten orientierte Nabelschau gefolgt. Tatsächlich sind Wenders' Protagonisten Männer, die vom Alter her wie ihr Erfinder als 68er bezeichnet werden könnten. Ihr Wille zum Ausbruch aus Strukturen wie fester Arbeit, festem Wohnsitz und fester Beziehung ist deutlich erkennbar, ebenso ihr Leiden an den Bürden dieser neuen Freiheit, vor allem ihrer Vereinzelung. Doch mögen Robert und Bruno auch desillusioniert, ichbezogen und letztlich unpolitisch sein, der Film selbst ist das nicht. Durch die Situierung des *plots* an der Zonengrenze sowie einen Vorspann, in dem auf die NS-Vergangenheit angespielt wird, überschreitet er die bloß personale Identitätskrise seiner Protagonisten. Auch wenn es den

⁶ Vergleiche zum Utopieverlust in Wenders' Filmen BERGHAHN 1999.

beiden selbst nicht bewusst scheint, so ist doch die offensichtliche Beschädigung ihrer personalen Identität nicht zu lösen von ihrer kollektiven Identität als Deutsche. Die Zusammengesetztheit der Identität aus personalen wie sozialen Faktoren wird von Wenders zutreffend als unauflösbar beschrieben. Die etwa 30-jährigen Männer leiden eben nicht nur an ihrer Bindungsunfähigkeit, ihrer Angst vor emanzipierten Frauen oder dem unweigerlichen Vergangensein eines jugendlichen Freiheitsgefühls, sondern sie werden auch implizit bestimmt von ihrem Leben und ihrer Sozialisation in Deutschland⁷.

Der Film lässt hieran schon im Prolog keinen Zweifel, in dem ein alter Kinobesitzer sich mit Bruno unterhält. Während Bruno den Projektor repariert, erzählt der alte Herr aus der Stummfilmzeit und den fünfziger Jahren. Die auffällige Lücke dazwischen streift er mit einer kurzen Bemerkung darüber, dass er nach dem Krieg unter alliierter Besatzung das Kino nicht betreiben durfte – Zitat: «Na, weil ich Parteimitglied war, net SPD, net, äh, net, NSPDAD oder wie die geheissen hat, die Partei da, net ...». Die Szene ist nicht gestellt; wenn man Wenders hier Glauben schenken darf, ist der Kinobesitzer genauso echt wie sein Redebeitrag.

Wenders entschied sich, die Szene noch vor Titel und Vorspann des Films zu setzen, wofür er einen deutlichen Bruch mit der topografischen Chronologie seines *roadmovies* in Kauf nahm. In diesem einen gestammelten Satz der Vätergeneration ist alles enthalten, was die Protesthaltung der 68er in Bezug auf ihre Elterngeneration rechtfertigt: Die NS-Vergangenheit ebenso wie ihre im Wortsinne schamlose Verdrängung. Dass die ererbte kollektive Vergangenheit als Tätervolk die nationale Komponente der Identität maßgeblich prägt, ist ein allen Deutschen vertrautes Faktum. Eine Folge der deutschen Aggression in zwei Weltkriegen war die Teilung Deutschlands, die direkt zu Beginn der eigentlichen Filmhandlung mit dem Grenzfluss Elbe ins Bild gesetzt wird.

Es sind also bei weitem nicht nur Hypothesen in Hinsicht auf das Altern und die zeitgemäße Organisation von Freiheit und Liebe, sondern es ist auch die deutsche Geschichte, die die Protagonisten belastet, ob sie wollen oder nicht. Dies wird auch deutlich in der zum Scheitern verurteilten Romanze zwischen Bruno und Pauline, die mit einem wächsernen

⁷ Dies gilt auch für die Filmfigur einer Frau, die sich zu Tode gefahren hat, weil sie es im engen deutschen Alltag nicht mehr ausgehalten hat.

Hitlerkopf beginnt und in einem Pornokino endet. In ihrem Möbelwagen durchmessen die Männer die Mitte Deutschlands immer entlang der Zonengrenze, unfähig, sich einer Seite ausliefern zu können. Die deutsche Heimat ist «Ort der Sehnsucht und der Abschreckung»⁸ zugleich. Die Vergangenheit lebt fort, während eine Zukunft nicht erkennbar wird. In der Mitte Deutschlands verläuft ein Vakuum⁹, die Grenze, an der die Zeit still zu stehen scheint. Nicht zufällig endet der Trip der beiden Männer nachts in einer Grenzhütte, in der auch noch Schüsse zu hören sind.

Ohne eine konkrete Perspektive zu entwickeln, gehen Bruno und Robert auseinander. Dass Robert sich in einen Schienenbus setzt, heißt noch nicht, dass er seine Frau zurückgewinnen, sich mit seinem Vater versöhnen oder zumindest ein neues, glücklicheres Leben für sich entwickeln wird. Dass Bruno den Plan mit seinen Aufträgen, der seine Route von Kino zu Kino vorgegeben hatte, zerreißt, heißt ebenfalls nicht, dass es ihm nun besser mit den Frauen gehen wird. Eine Utopie entwickelt der Film nicht, es ging nur darum, Bruno und Robert die Republik und damit ihre Möglichkeiten nach dem Ende der Utopie ausmessen zu lassen.

Die Bundesrepublik erscheint in der Inszenierung von Wenders als ein hoffnungsloses Land, nicht umsonst werden Orte wie «Machtlos» und «Friedlos» durchfahren, heißen Geschäfte «Traurig» und signalisieren Nummernschilder «HAS» (S). Die ehemaligen 68er müssen sich darin einrichten, um etwas Eigenes beginnen zu können, das über ihre bloße Ablehnung des Ererbten hinausginge. Diese Vermessung beginnt mit Roberts Fahrt in die Elbe und endet damit, dass er seinen Koffer und seine Sonnenbrille gegen das Oktavheft eines Schülers tauscht, der darin einfach aufgeschrieben hat, was er sieht: «Die Schienen, den Schotter, den Fahrplan, den Himmel, die Wolken». Robert, der es im Verlauf des Films nie geschafft hat, einen Anruf zu tätigen, sich auszusprechen oder ein Wort zu Papier zu bringen, aber von einer neuen Tinte träumt, mit der alle alte Schrift ausgelcht werden könne, fragt: «So einfach ist das?» und erhält mit der vollen Selbstgewissheit

⁸ BUCHKA 1985, S. 45.

⁹ Wenders hat auch nach der Wiedervereinigung erklärt, Deutschland gebe es für ihn eigentlich gar nicht, es sei vielmehr ein «Vakuum», das nur noch individuell gefllt werden könne: «Ich rede von dem deutschen Lebensgefühl aus zweiter, dritter oder vierter Hand». Das ‚Deutsche‘ gebe es nur noch als Sprache: «Sie ist all das, was dieses Land nicht mehr ist, noch nicht wieder ist, vielleicht nie mehr sein wird». Vgl. WENDERS 1992, S. 189, 195, 198.

des Kindes zur Antwort: «So einfach!» Als Kinderpsychologe hat er die Lesesozialisation von Erstlesern untersucht und hängt dem Traum eines unschuldigen Zustandes der Sprache an, in dem «die Buchstaben und Ziffern noch Abenteuer» waren.

Bruno empfindet seinerseits, nachdem Robert ihn dazu bewegt hat, an den Ort seiner Kindheit zurückzukehren, und er dort die ganze Nacht über gewacht und geweint hat: «Ich seh' mich zum ersten Mal als jemanden, der eine Zeit hinter sich gebracht hat. Und, dass diese Zeit meine Geschichte ist. Das ist ein ganz beruhigendes Gefühl». – Dass er «eine Zeit hinter sich gebracht» hat, ist sicher noch keine Heilung. Aber die Voraussetzung für eine Restaurierung der ‚eigenen‘ Identität ist zumindest geschaffen.

Während der intellektuelle, verkniffene Robert sich den unbefangenen Blick eines Kindes erarbeiten muss, um damit das Gegebene neu anschauen und sich darin dann möglicherweise neu einrichten zu können, muss der eher handfeste Gemütsmensch Bruno seine eigene, augenscheinlich verdrängte Kindheit vergegenwärtigen, um überhaupt die Voraussetzung für ein Glücklichsein zu schaffen. Robert sucht die Nähe von Kindern und übt sich selbst in diversen kindlichen Verhaltensweisen. Anfangs misslingt ihm das noch, als er aus Papierschiffchen eine Zeitungsseite zurückfaltet und zu lesen beginnt, doch schon bald übt er Radfahren, stopft sich Kirschen in den Mund, will Schwimmen gehen, legt eine Münze auf die Schienen, springt einen Abhang hinunter und setzt sich ans Lenkrad des LKW, um auszuprobieren, wie das wohl ist.

Bruno dagegen hat lange Zeit eine Vaterrolle inne: Er fährt, kann alles reparieren, sorgt sich um Robert, hat an manchen Tagen «keine Zeit» für ihn und schlägt ihn am Ende. Auch rasiert er sich häufig, während wir das von Robert nicht sehen, ohne dass dieser deshalb einen Bart bekäme. Während Robert, der Kinderpsychologe, Heilung ausgerechnet bei den Kindern zu finden hofft, kommt Bruno nur zu seiner eigenen Geschichte, wenn er, der nie einen Vater hatte und so tut, als habe er keine Geschichte, die eingenommene Vaterrolle verlässt und sich den Kindheitserinnerungen stellt, die ihn möglicherweise auch in seinen unruhigen Träumen umtreiben.

Robert sucht seine Sprache, Bruno seine Geschichte. Geschichte wird damit sowohl im Sinne von Erzählung wie von Historie zur Bedingung gemacht, um eine Zukunft, eine Handlung aufnehmen zu können, die der *plot* von *Im Lauf der Zeit* selbst noch verweigert. Die persönlichen *backstorywounds* von Bruno und Robert geraten angesichts dieser Zeitdiagnose

völlig aus dem Blick: Was das Foto genau zeigt, das Robert während seiner Kamikaze-Autofahrt zerreißt und aus dem Fenster wirft, wird nie enthüllt. Was Bruno zur gleichen Zeit für einen, so sein eigener Kommentar, «Scheiß» geträumt hat, den er abschütteln muss, erfahren wir ebenfalls nicht. Beides gerät in den Hintergrund zugunsten von Wenders' Versuch, mit einem zum Teil semidokumentarischen, zum Teil improvisierten Film die *backstorywounds* einer ganzen Generation auszuleuchten.

Am Ende des Films steht ein geschlossenes Kino mit leeren Schaukästen und verhüllten Projektoren, das «Weiße Wand» heißt – ein Endpunkt, an dem alles zum Stillstand gekommen ist, ja ausgelöscht scheint, wodurch aber auch ein Neuanfang möglich ist¹⁰. Der enorme Erfolg von *Im Lauf der Zeit*, der in den bundesdeutschen Großstädten zum Kultfilm der Kinosaaison 1976 avancierte¹¹, scheint zu bestätigen, dass Wenders damit den Nerv seiner Zuschauer getroffen hat.

Yella

Drei Jahrzehnte später ist ein deutscher Autorenfilm entstanden, der ganz anders ist als der von Wenders und doch einige auffällige Parallelen aufweist. In Christian Petzolds *Yella* von 2007 fährt ebenfalls ein Auto in die Elbe, und das sogar gleich zweimal: relativ zu Beginn und noch einmal am Ende des Films. Der Ort ist Wittenberge, die erzählte Zeit abermals die unmittelbare Gegenwart, die *story* wieder ein Kommentar zur Lage der Nation. Der Verleih kündigte den Film wie folgt an:

Yella fängt noch einmal an, jenseits der Elbe, im Westen, wo es Arbeit und Zukunft geben muss. Sie hat Wittenberge hinter sich gelassen, die gescheiterte Ehe, die Insolvenz der Firma ihres Manns Ben. In Hannover lernt sie Philipp

¹⁰ Peter Handke resümierte den Film damals in dieser Hinsicht: Ein Film, in dem die «alte Welt mit großer Anstrengung ausgemistet und ausgeleert» werde, so dass eine neue Welt vorstellbar werde, «in der wir alle das Weiterleben nicht mehr für ganz unmöglich halten». (In WENDERS 1976, S. 22.). Ebenso Wolfram Schütte: «Tabula Rasa, abgeräumt, am Ende einer dreistündigen, mehrfachen Trauerarbeit. Dieser abschiednehmende Schwenk: die letzte, richtige Bewegung des Films. Das wüste Feld der Verirrungen, der unbewußten Wünsche und Sehnsüchte, der psychischen Verkrüppelungen durch Erziehung und durchs Kino, dieser Vorschule des Sehens und richtigen Lebens: – das alles ist freigefegt, um Platz zu schaffen für Epiphanie der Utopie, für ein neues, anderes Leben» (SCHÜTTE 1976).

¹¹ Vgl. RAUH 1990, S. 58.

kennen, der für eine Private Equity-Firma arbeitet. Als seine Assistentin bewährt sie sich in der Welt des Risiko-Kapitals, der gläsernen Büros, der unentwegten Bewegung. Philipp ist aufmerksam, unsentimental, mit einem Ziel vor Augen, einem handfesten Traum, der ein gemeinsamer werden könnte. Yella wird seine Gefährtin. Unmerklich nistet die Liebe sich in ihre Komplizenschaft ein. Doch immer wieder bricht etwas auf, zieht sie etwas zurück zum Ort, den sie verlassen hat, drängen Bilder, Stimmen, Geräusche aus der Vergangenheit in ihr neues Leben. Yella hat Angst, dass sie träumt. Dass dieser Traum vorbei ist, wenn sie die Augen schließt.

Soweit der Verleih. Wer den Film gesehen hat weiß, dass Yella von ihrem Ex-Mann Ben wider Willen in seinem Auto mitgenommen wird, als sie zum Bahnhof fahren will, um ihr neues Leben im Westen zu beginnen. Als es ihm nicht gelingt, sie zurückzugewinnen, lenkt er den schweren Geländewagen kurzerhand mitten auf der Elbbrücke gegen die Begrenzung und stürzt sie so beide in den Fluss. Yella treibt an Land, wacht auf, greift ihr – ebenfalls angetriebenes – Gepäck, und erreicht trotzdem noch ihren Zug. Ihre nassen Sachen wird sie den ganzen Film über tragen.

In Hannover zerschlägt sich ihr Traum von einer festen Stelle, aber sie lernt den Finanzhai Philipp kennen und beginnt die beschriebene Liaison mit ihm. Um ihren Ex-Mann ruhigzustellen, stiehlt sie Philipp Geld; um Philipps Traum einer eigenen Firma zu ermöglichen, erpresst sie einen ihrer Kunden, der daraufhin Selbstmord begeht. Am Ende rast der Wagen ihres Mannes ein weiteres Mal in die Elbe, es ist die gleiche Einstellung, doch diesmal bleiben Yella und Ben liegen – sie sind ertrunken und von Polizeitauchern aus dem Autowrack geborgen worden.

Die wiederholte Autofahrt in die Elbe dreizehn Minuten nach Beginn des Films und fünf Minuten vor seinem Ende markiert auch in *Yella* einen Stillstand der Zeit. In diesem Vakuum, das mit 70 Minuten den Hauptteil des Films einnimmt, passiert im Gegensatz zur Rahmenhandlung und insbesondere zu Wenders' *Im Lauf der Zeit* jedoch sehr viel. Auch Yella und Philipp sitzen oft im Auto und leben in Transiträumen, wenn auch nicht in einem Umzugs-LKW, sondern in menschenleeren Hotels. Auch Yella, als Ostdeutsche verunsichert durch die Wende und ihre negativen Erfahrungen mit dem Kapitalismus beim Bankrott ihres Mannes, sucht nach einem Sinn für ihr Tun, nach Rechtfertigung, Anerkennung und einem neuen Entwurf ihres Selbst. Aus ihrem Versuch, nach den Spielregeln des Westens glücklich zu werden, ergibt sich eine dynamische Bonnie-und-Clyde-Geschichte.

Durch den zweiten Sturz in die Elbe wird dem Rezipienten jedoch klar, dass Yellas Geschichte in der großen Welt des Finanzkapitals nicht stattgefunden haben kann. So, wie sich die Suggestion von Freiheit durch die Westernlandschaft in Wenders' Elb-Panorama als Irreführung erweist, fallen auch in *Yella* die Ebenen des filmischen Erzählens auseinander. Lässt sich bei Wenders' Elb-Panorama eingangs von einer offenkundigen Text-Kontext-Diskrepanz sprechen, so führt Christian Petzold seine Zuschauer hinter Licht, was die Erzählperspektive angeht.

Während wir – trotz einiger verwirrender Signale – aufgrund unserer Sehgewohnheiten davon ausgehen, dass uns der Film heterodiegetisch, also unbeteiligt erzählt wird, was für Anfang und Schluss auch zutrifft, wechselt Petzold für den Hauptteil in eine autodiegetische Traumsequenz. Wenn wir Yella dem Fluss entsteigen und die Bahn nach Hannover nehmen sehen, dann glauben wir, uns innerhalb einer filmischen Kontinuität zum Vorherigen zu befinden. Tatsächlich jedoch wechselt Petzold nahezu unmerklich in eine subjektive Figurenperspektive, nämlich die letzte Projektion einer Ertrinkenden, die – abermals die Konventionen unterlaufend – nicht etwa ihr gelebtes Leben an sich vorbeiziehen sieht, sondern ihr ungelebtes¹².

Freilich, wir hätten es merken können, wird Yellas sensationelles Dasein im Westen als privat wie geschäftlich erfolgreiche Frau an der Seite eines sie auffangenden und beschützenden Mannes doch immer wieder unterbrochen von Irritationen: Yella kann als einzige ihren Ex-Mann sehen, der immer wieder unvermittelt auftaucht und verschwindet; sie hört von Zeit zu Zeit den Ruf der Krähe, die auch rief, als das Auto in den Fluss stürzte; und sie hört immer wieder ein gluckernes Rauschen. Dieses Geräusch verweist auf das eindringende und sie letztlich tötende Wasser und wird durch eine Vielzahl von sorgfältig gesetzten Details immer wieder in Erinnerung gerufen: ein blaues Bild im Hotel, ein Bildschirmschoner mit Welle, ein zerschlagenes Wasserglas, ein Fluss, in dem sich ihr Opfer schließlich das Leben nehmen wird.

Während in *Im Lauf der Zeit* alle Elemente das sind, was sie sind und darüber hinaus nichts bedeuten¹³, hat jedes Detail in *Yella* eine Bedeutung

¹² Petzold bezieht sich mit diesem Einfall auf die klassische amerikanische *short story* *An Occurrence at Owl Creek Bridge* von Ambrose Bierce (1890), auf Deutsch erschienen als *Die Brücke über den Eulenfluß*, in BIERCE 1969, S. 113-124.

¹³ «Keine einzige Einstellung in diesem Film ist als Metapher, als Symbol lesbar», so KÜNZEL 1989, S. 123.

für den Fortgang der Geschichte oder ihre Codierung. Petzolds Anspruch war es, dass «alle diese Dinge, die wir in diesen 13 Minuten bis zur Brücke gesehen haben, [...] das Material sein [müssen], mit dem Yella ihren Traum bildet und immer wieder neue Konstellationen baut»¹⁴. Die Farbe Rot, Apfelsinen, Geldscheine, Ben, Wasser, ein bestimmter Song, eine betrügerisch bilanzierte Software – all das taucht immer wieder auch in der Traumsequenz auf.

Das Interessante nun ist, wie der Traum der Ertrinkenden über ihr ungelebtes Leben im Westen zustande kommt, wenn er nicht völlig beliebig erscheinen soll. Hier nun kann abermals Michaela Krützens Frage nach der *backstorywound* weiterhelfen. Denn Yellas Traum ist keine bunte Cindarella-Welt, er erzählt nicht nur von ihren Wünschen – Arbeit, finanzieller Unabhängigkeit, väterlichem Beschütztwerden und einem respektvollen Partner – sondern auch von ihren Ängsten. Das Auftauchen von Ben etwa oder ihr zunächst scheiternder Berufseinstieg in der Traumsequenz sprechen ganz unmittelbar von Yellas Ängsten. Die Rolle, die sie sich als Diebin und Erpresserin jeweils *zugunsten* eines Mannes zurechtlegt, zeugt zugleich auch von einem schlechten Gewissen: Bens Vorwurf, sie würde ihre Ehe für Geld und Erfolg opfern, begegnet sie mit einer Projektion, in der sie einerseits ihrem unleugbaren Drang nach Geld nachgeben, aber andererseits altruistische Motive vortäuschen kann¹⁵.

Eine andere Komponente ihrer *backstorywound* scheint häusliche Gewalt in der Ehe mit Ben gewesen zu sein, was sowohl in der Imagination des sie verfolgenden und schlagenden Ex-Mannes, als auch in ihrer unterwürfigen Reaktion auf einen Wutausbruch Philipps aufscheint, aber auch in der Rahmenhandlung auf der Realitätsebene deutlich wird: Sie hat Angst vor Ben, dieser darf sich ihr nicht nähern, als er sie zum Bahnhof fahren will, hat sie nicht die Kraft, sich dagegen zu wehren – und sie wird schließlich von ihm mit der Fahrt in die Elbe umgebracht. Yella sucht sich in ihrem Traum vor dieser Gewalt zu schützen, wenn sie sich den Traummann Philipp – eine Figur, die vermutlich nur in ihrem Traum existiert – als eine Mischung aus Ben und ihrem Vater zusammenbastelt. So vereinigen sich

¹⁴ Zit. n. Making Of Yella. Ein Werkstattgespräch mit Nina Hoss und Christian Petzold, in *Yella* [Beiheft zur DVD], Berlin 2008, o. S.

¹⁵ Vergleiche hierzu die sehr genaue Lektüre des Films durch Nicole Colin (COLIN 2010).

bestimmte den Figuren zugeordnete Zeichen auf Philipp, etwa das väterliche Schälen einer Apfelsine oder der Song, mit dem Ben sie umworben hat.

Yellas Probleme und Ängste, die auf diese *backstorywound* verweisen, sind jedoch letztlich überindividuell. Keinen Augenblick lang lässt Petzolds Film einen Zweifel daran, dass hinter der wirtschaftlichen wie privaten Misere die deutsche Einheit steht, die einem ganzen Land nicht nur Reise- und Wahlfreiheit beschert hat, sondern eben auch eine fundamentale Wirtschaftskrise, inländische Arbeitsmigration und existenzielle Unsicherheit.

Der über weite Strecken charmante Ex-Mann Ben wird deutlich sichtbar als ein Opfer, das in seiner Verzweigung um sich schlägt. Seine Firma ist pleite gegangen, er wurde und wird von Geschäftspartnern betrogen, Yella ist das Letzte, was ihm noch aus besseren Tagen geblieben ist. Sein Kampf um Yella gilt daher gar nicht so sehr ihr als Person, sondern sie ist vielmehr der letzte Strohalm seines Traums von Erfolg, den er krampfhaft festzuhalten versucht. Als er erkennen muss, dass er sie nicht halten kann, ist sein gesamter Lebensentwurf eines besseren, selbstbestimmten Lebens als Bauunternehmer an ein Ende gekommen.

«Liebe in Zeiten des Risikokapitals» ist der Slogan, mit dem *Yella* beworben wurde. So, wie Yella und Ben mit einer postsozialistischen Gesellschaft konfrontiert sind, mussten sich Bruno und Robert in *Im Lauf der Zeit* in der postrevolutionären Gesellschaft zurechtfinden. 1968 und 1989 waren Verheißungen auf eine Veränderung, auf den Anbruch einer Zukunft, die sich für die gezeigten 30-jährigen nicht erfüllt hat.

Die *plots* beider Filme und die Optionen ihrer Protagonisten sind extrem von der Vergangenheit bestimmt; die Zukunftsoption, die bei Wenders schlicht fehlt, wird in *Yella* noch stärker verneint, indem sie als Unmögliche vorgeführt wird, als ein böser Traum. Als Bestandsaufnahme eines moralischen Zustands im nunmehr wiedervereinigten Deutschland funktioniert der Film natürlich nicht semi-dokumentarisch wie *Im Lauf der Zeit*, die deutsche Landschaft wird gerade nicht abgefahren und abgetastet. Wohl aber geht es Petzold wie Wenders um eine Zeitdiagnose. Die beschriebene Lage zeigt sich durch die Rahmenhandlung von *Yella*, die am Ende den illusionären Charakter des Hauptteils ausstellt, als Stillstand. Die Gründe für diesen Stillstand sind immer noch – ähnlich wie schon in den siebziger Jahren, wenn auch unter anderen Bedingungen anders moduliert – die Unfreiheit des Individuums, sein Sinnverlust und sein Drang, sich zu ver-

wirklichen, der Konflikt zwischen den Geschlechtern und die deutsche Geschichte.

Yella ist *deshalb* schon als junge Frau desillusioniert, weil sie droht, zu einer Wendeverliererin zu werden. Mit ihrem Traum stemmt sie sich erfolglos dagegen. Ihr Ertrinken markiert jedoch einen Endpunkt, der nach der Enthüllung des erzählperspektivischen Tricks unhintergebar scheint. Für Yella gibt es kein Weiter mehr, ihr Zusammenbruch ist mehr als eine «Weiße Wand», die eventuell irgendwann wieder neu beschrieben werden könnte¹⁶. Der Suizidversuch, mit dem Auto in die Elbe zu fahren, lässt in der spätkapitalistischen Gesellschaft, die Petzold beschreibt, kein Schlupfloch offen.

Die Elbe als besonders mächtiges und sinnfälliges Bild der Grenze bleibt in beiden Filmen unüberwindbar, auch Yella kann sie im Jahr 2007 nicht überqueren, sondern bleibt gefangen in ihrer Kollektividentität als Ostdeutsche nach dem Zusammenbruch der DDR. Insofern gleichen sich die Gesellschaftsanalysen von Wenders und Petzold hinsichtlich des Anteils der nationalen Identität an den individuellen *backstorywounds* ihrer Figuren: Die Ausbildung einer selbstbewussten Ich-Identität bleibt gefangen in den Grenzen, die ihr das nationale Korsett, Deutschland, setzt. Das unterscheidet das Konzept maßgeblich von der *backstory* des US-amerikanischen Kinos, die in der Regel individualpsychologisch angelegt wird.

Die Elbe spielt in diesen beiden deutschen Versuchsanordnungen von 1975 und 2007, die danach fragen, welches Leben und welches Glück in Deutschland möglich sei, auf der Handlungsebene der Filme die Rolle der Spielverderberin. Die territoriale Bindung erweist sich als unüberwindbare politische Bindung. Doch gerade dadurch, dass sich die Fahrt in den Fluss, gegen die unüberwindliche Grenze, als End- oder Nullpunkt *der persönlichen Geschichte der jeweiligen Figuren* erweist – genau durch diesen Stillstand der Zeit –, wird es dem Rezipienten ermöglicht, den Blick zurück auf ihre Vergangenheit zu richten.

Dramaturgisch wird die Elbe gerade durch ihre Unüberwindbarkeit zum

¹⁶ Es wäre eine interessante Spekulation, ob die Problembeschreibung von 1975 anders ausgefallen wäre, wenn sie das Geschlechterthema aus der Sicht von Frauen geschildert hätte, die bei Wenders eigentlich nur devot blicken und stumm weinen dürfen, oder ob umgekehrt die heutige Beschreibung der ostdeutschen Hoffnungslosigkeit auch so deprimierend ausfiel, wenn es hier um den Traum eines Mannes ginge.

Motor einer filmischen Suche nach der *backstorywound*, die von Wenders und Petzold mit der Autofahrt in den Grenzfluss in Gang gesetzt wird und deren – oft nur fragmentarischen – Ergebnisse deutsche Zeitbilder nach dem Ende der Utopien ergeben.

Bibliographie

- BERGHAIN Daniela, «Leben ... ein Blick genügt doch» – *Der utopische Augenblick in Wim Wenders's road movies*, in «Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur», 91 (1999), 64-83
- BIERCE Ambrose, *Das Spukhaus. Gespenstergeschichten*, Frankfurt a. M. 1969, 113-124
- BUCHKA Peter, *Augen kann man nicht kaufen. Wim Wenders und seine Filme*, Frankfurt a. M. 1985
- COLIN Nicole, *Vorgeschichten. Narrative Bildverdichtungen in den Filmen von Christian Petzold und Möglichkeiten ihrer didaktischen Vermittlung*, in M. N. Lorenz (Hg.), *Film im Literaturunterricht. Von der Frühgeschichte des Kinos bis zum Symmedium Computer*, Freiburg i. Br. 2010, 173-189
- DONNER Wolf, *Zwei Träumer unterwegs. Ein Männerfilm ohne den frauenfeindlichen Zynismus der amerikanischen Vorbilder*, in «Die Zeit», 5.3.1976
- KRÜTZEN Michaela, *Dramaturgie des Films. Wie Hollywood erzählt*, Frankfurt a. M. 2004
- KÜNZEL Uwe, *Wim Wenders. Ein Filmbuch*, 3. Aufl., Freiburg im Breisgau 1989
- RAUH Reinhold, *Wim Wenders und seine Filme*, München 1990
- SCHÜTTE Wolfram, «Es muß alles anders werden». «Im Lauf der Zeit» – *der neue Film von Wim Wenders*, in «Frankfurter Rundschau», 30.3.1976
- WENDERS Wim, *Im Lauf der Zeit. Bild für Bild*, Frankfurt a. M. 1976
- WENDERS Wim, *Reden über Deutschland*, in ders.: *The Act of Seeing. Texte und Gespräche*, Frankfurt a. M. 1992, 187-200
- WENDERS Wim, *Written in the West. Photographien aus dem amerikanischen Westen*, München 1996

HEIMAT IM ALL

GAGARINS UMLAUFBAHN BEI BABARA KÖHLER UND LUTZ SEILER

von

Achim Geisenhanslüke
Frankfurt

1. MYTHOS GAGARIN. EIN DENKBILD

In Durs Grünbeins Gedicht *Julianus an einen Freund* aus dem 1999 erschienen Band *Nach den Satiren* heißt es:

Nur dies noch. Du sollst wissen, was mir einfiel
Beim Durchmarsch durch Regionen, die wir Römer
Verwüstet haben als geübte Friedensbringer.
Wenn erst ein Gott allein das Sagen hat, der eine,
Der den Verrat belohnt und durch Vergebung
Kopplizen macht, wenn alle Sterblichen
Vereinsamt sind, genügt ein Schwächeanfall,
Bis jemand kommt, dem es im Weltraum kalt ist,
So kalt, daß er daraus den Schluß zieht, - Gott ist tot.
Vielleicht nicht morgen, doch in tausend Jahren
Wird sich ein Wirrkopf finden, der die Formel spricht.¹

In der Kälte des Weltraums, die Grünbein in seinem Gedicht beschwört, hat die Forschung eine Anspielung auf Juri Alexejewitsch Gagarin erkennen wollen, jenen sowjetischen Astronauten, der als erster Mensch die Erde umkreiste und der am 27. März 1968 bei einem bis heute nicht vollständig geklärten Flugzeugunfall ums Leben gekommen ist². Beides, die Umkreisung der Erde und der Unfalltod, haben Gagarin zu einem modernen My-

¹ GRÜNBEIN 1999, S. 31.

² GEIST 2001, S. 174f.

thos werden lassen. In Grünbeins Perspektive erscheint Gagarin nicht so sehr als Ideal von Chruschtschows neuem Menschen und Vorbild der sozialistischen Jugend, sondern in einem buchstäblichen Sinne als Übermensch, der die Konsequenzen aus Nietzsches Wort vom Tod Gottes realisiert hat, indem er sich selbst ins Weltall katapultiert. Dass auf den erhabenen Aufschwung in den Kosmos der abrupte Fall gefolgt ist, hat den Mythos Gagarin nur vertiefen können. Eine Vielzahl von literarischen Darstellungen, sei es aus dem Bereich der Autobiographie, sei es aus der Kinder- und Jugendliteratur, hat seitdem dem Idol Gagarin gehuldigt, nicht nur in der damaligen Sowjetunion, sondern auch in dem sozialistischen Bruderstaat, der DDR. Was aber passiert mit dem Mythos Gagarin, nachdem die Utopie des Sozialismus und zumal der real existierende sozialistische Staat der DDR zum Verschwinden gekommen ist? Es ist nicht allein die autobiographische Erinnerungsliteratur, die diesem Problem Rechnung trägt, sondern, wie am Beispiel von Barbara Köhler und Lutz Seiler zu zeigen sein wird, gerade auch die Lyrik, die den Mythos Gagarin noch einmal heraufbeschwört, um sich zugleich von der einstigen sozialistischen Heimat zu verabschieden. Gagarin wird so zum Symbol der Verbundenheit des lyrischen Ichs mit der sozialistischen Vergangenheit und zu ihrer nicht ohne einen Beiklang von Trauer erfolgenden Verabschiedung zugleich.

2. ZWISCHEN FRIEDEN UND FORTSCHRITT. BARBARA KÖHLERS DEUTSCHES ROULETTE

1991 hat Barbara Köhler mit *Deutsches Roulette* ihren ersten Gedichtband vorgelegt. Der schmale Band von 83 Seiten versammelt Texte, die aus den Jahren 1984 bis 1989 stammen. Er gibt damit Einblick in jene historische Schwellenzeit, die mit der Wiedereinigung Deutschlands zugleich das Ende des Sozialismus einläutete. In dem Gedicht *Weltbild mit Eroberern* setzt sich Barbara Köhler ausführlich mit dem Mythos Gagarin auseinander:

Weltbild mit Eroberern

die welt war die schönste glasmurmelt
 rund und bunt sie drehte sich rollte
 über die erde leuchtete in der sonne
 wie in gagarins augen

die welt war eine fahrt mit dem roller
bergab im maiwind unter mir drehte die
kugel sich mit fliegenden haaren stand
ich still lachend im wind

die welt war der buntgescheckte ball
den mir roberto wegnahm die wahrheit
wurde zur lüge die welt drehte sich
war nicht mehr mein

ich sah die welt vom mond der erde
mich winzig auf der blauen glasmurmeln
sitzen der mann im mond hieß armstrong
winkte in die kamera

ein kinderroller ist liegengeblieben
nur das hinterrad dreht sich und dreht
sich und dreht.³

Köhlers Gedicht inszeniert eine Kindheitserinnerung, in die sich zugleich das Bild des Kosmonauten Gagarin einschreibt. Was das lyrische Ich und Gagarin verbindet, ist der Blick auf die Welt als Kugel. Im Falle Gagarins handelt es sich um den Blick vom legendären Raumschiff Wostok 1 auf die blaue Kugel Erde, im Falle des lyrischen Ichs um den dreifachen Blick, der sich zunächst auf eine Glasmurmeln, dann auf einen Roller und schließlich auf einen Ball richtet. Dass es sich um eine Erinnerung handelt, die in die eigene Kindheit zurückführt, deutet das Präteritum an, das die ersten vier Strophen einführt. In der Sequenz «die welt war die schönste glasmurmeln», die welt war eine fahrt mit dem roller» und «die welt war der buntgescheckte ball» entfaltet das Gedicht eine Kindheitsidylle, die der Vergleich des Leuchtens der Glasmurmeln in der Sonne mit Gagarins Augen zugleich in Übereinstimmung mit der sozialistischen Utopie des Friedens setzt. Abrupt unterbrochen wird die Idylle durch einen männlichen Akt der Eroberung, den der Titel des Gedichtes andeutet: Als dem lyrischen Ich von einem Jungen namens Roberto der Ball weggenommen wird, verkehrt sich das Szenario: «die wahrheit / wurde zur lüge die welt drehte sich / war nicht mehr mein.» Die kopernikanische Wende, die das Gedicht aufruft, nimmt die Schlusstrophe in dem Bild des Kinderrollers auf, dessen Hinterrad sich

³ KÖHLER 1991, S. 49.

unaufhörlich dreht. Das Drehen der Erde, das im Bild des Rades aufgenommen wird, erfährt das lyrische Ich als Verunsicherung und damit als Ende der eingangs entfalteten Kindheitsidylle. In dieser Perspektive erscheint auch Gagarin als ein kindlicher Held, der durch die Eroberung des Weltraums seine Unschuld verloren hat. Dass der Schlußvers vom erinnern- den Präteritum ins Präsens wechselt, zeigt, dass die Desillusionierung, der sich das lyrische Ich anheimgibt, noch immer andauert. Was von der Kindheit übrigbleibt, ist das Leuchten der Augen Gagarins als Zeichen einer Utopie des Friedens, die ihre Strahlkraft verloren hat. Gagarin erscheint so in einem doppelten Bilde: als sozialistischer Held des Friedens auf der einen Seite und als wissenschaftlicher Held des Fortschritts, der die Utopie von Kindheit und Frieden in Szene setzt und zugleich beendet. Köhlers Gedicht erweist sich damit als Seismograph geschichtlicher Umbrüche, die sich in die autobiographischen Erinnerungsschleifen des Gedichtes einschreiben.

3. VERLORENE HEIMAT: LUTZ SEILERS «BERÜHRT/GEFÜHRT»

Der Rückgang auf die Kindheit, der Barbara Köhlers Gedicht Weltbild mit Eroberern bestimmt, kennzeichnet auch Lutz Seilers Lyrik. Das gilt insbesondere für seinen ersten Gedichtband mit dem Titel «berührt / geführt», der 1995 mit Graphiken von Carmen Schmidt illustriert im Chemnitzer Oberbaum Verlag erschienen ist. Von der Kritik wie der Öffentlichkeit blieb der Erstling zunächst fast unbemerkt, ein literarischer Beginn im Stillen, wie Marja Rauch vermerkt⁴. Das bestimmende Thema des Bandes, so Rauch, ist die Dialektik von Heimat und Fremde, die bei Seiler weniger mit der Wendeerfahrung zusammenhängt als vielmehr mit der schon zu DDR-Zeiten verschwundenen Heimat der Uranbergwerke Thüringens. Das Verschwinden des einstigen Heimartortes Culmitzsch wird zum Grund einer Dichtung, die in ähnlicher Weise wie bei Barbara Köhler beständig um die Erinnerung an die verlorene Kindheit kreist. Eine besondere Bedeutung nimmt in diesem Zusammenhang der im Zentrum des Bandes stehende dritte Zyklus mit dem Titel *Wo warst du Gagarin* ein. Wie sehr der Zyklus durch autobiographische Erinnerungen geprägt ist, zeigt schon das erste Gedicht, das mit dem Titel *Dreiundsechzig* das Geburtsjahr des

⁴ Vgl. RAUCH 2005.

Dichters aufruft. Das zweite Gedicht nimmt den Titel des gesamten Zyklus auf:

WO WARST DU, GAGARIN

am Ende stehen
wieder nur wir selbst
noch da, mit einem guten, großen
löffel in den händen, doch

dann legen wir uns
das ei auf den löffel
und tragen den löffel den hof
herauf bis zum stall und herunter
bis zur kammer frau koberskis: und

falls, ja falls unser löffel
dann einmal schwankt, oben
am stall oder unten
am ufer frau koberskis, falls

die herbergseltern sterben
die schneefallgrenze sinkt, falls
die tatsachen eine
gewisse verzweiflung gebieten, werfen

wir den zitternden fuß
bis über den vichweg hinaus
bis ronneburg, bis großenstein
bis daß die welt in scherben fällt⁵

Die Erinnerung an das Leben der Familie in Culmitzsch verwebt Seiler in seinem Zyklus wie schon Durs Grünbein und Barbara Köhler mit der Figur Gagarins. Das Gedicht *Wo warst du, Gagarin* hat Lutz Seiler auch in seinen zweiten Band *pech & blende* aus dem Jahre 2000 aufgenommen, der ihn einem größeren Publikum bekannt gemacht hat. Das titelgebende Gedicht *pech & blende* findet sich ebenfalls in dem Gagarin-Zyklus aus *berührt/geführt*. «Wir hatten / gagarin, aber gagarin / hatte auch uns», heißt es dort in dem unmittelbar auf *wo warst du, gagarin* folgenden Gedicht *mein jahrgang, dreiundsechzig, jene*, das noch einmal die autobiographische

⁵ SEILER 1995, S. 42.

Dimension von Seilers Schreiben unterstreicht. Der russische Weltraumheld Gagarin, dessen Land für den Abbau der Uranvorkommen in Thüringen und damit die Vernichtung der Kindheitsheimat verantwortlich war, erscheint in Seilers Gedichten nicht nur als eine Ikone des Ostens, sondern als in den Himmel verbannter Fluchtversuch vor der Erdschwere, die die Heimat belastet. «Eine Schwere lag auf den Dingen, auf der scheinbar endlosen Folge unserer Tage im Hof, im Garten, im Labyrinth der Nebengebäude eines halbtoten Gutsbesitzes nach der Kollektivierung»⁶, heißt es in einem Essay mit dem sprechenden Titel *Heimaten*. In der Wiederaufnahme der romantischen Topographie von Stern und Blume stehen Gagarin und der Vater als himmlisches und irdisches Licht über den Gedichten Seilers: «wo warst du gagarin» fragt Seiler so, um mit der resignierten Antwort fortzufahren: «am ende stehen / wieder nur wir selbst / noch da». Die anschließende Schilderung des kindlichen Eierlaufens auf dem Hof weitet sich zum Schluss des Gedichts zu einer apokalyptischen Vision aus: Mit Löffel und Ei eilen die Kinder «bis über den oberen viehweg hinaus / bis ronneburg, bis grossenstein / bis dass die welt in scherben fällt –»⁷. In diesen Zeilen weitet sich das Bild der eng begrenzten Heimat, das in den Namen der Dörfer vertraut anklingt, zu einer kosmischen Vision aus, die auf jede Form der Versöhnung verzichtet. Mit den Bildern einer verschwundenen, zerbrochenen Welt ruft Seiler vielmehr eine Erinnerung auf, die sich der Vergangenheit unversöhnlich stellt und darin gleichwohl eine Sicherheit findet, die sich in den Gedichten unmittelbar mitteilt. Heimatliche Räume wie der Hof, der Stall, die Kammer Frau Koberskis werden aufgerufen, um im Blick auf die in Scherben zerfallende Welt zugleich als unwiederbringlich verloren zu erscheinen. Das Gedicht vollzieht so in dem leitmotivisch wiederholten «falls» die Bewegung des Fallens nach, der auch Gagarins Aufstieg in den Himmel unterworfen war. Die Metapher der Kugel, die schon Barbara Köhler in der Glasmurmur und dem Ball aufgerufen hatte, nimmt Seiler in dem Bild des Eies auf, das am Ende zerbricht und ein ähnlich verlorenes Bild abgibt wie das unaufhörlich drehende Rad in *Weltbild mit Eroberern*. In der Frage *wo warst du gagarin* klingt so eine Trauer mit, in der der kosmische Welteroberer in einer ähnlichen Ambivalenz wie bei Barbara Köhler erstrahlt.

⁶ SEILER 2004, S. 34.

⁷ *Ebd.*, S. 38.

4. AM ENDE VON MYTHOS UND GESCHICHTE. GAGARIN UND DIE LYRIK DER NEUNZIGER JAHRE

Was also steht am Ende des Mythos Gagarin, den die Gedichte von Barbara Köhler und Lutz Seiler entfalten? Was beide Texte verbindet, ist zunächst der Rückgang auf eine autobiographische Dimension, die auch die Gagarinliteratur über den Bereich der Lyrik hinaus bestimmt. Das historische wie mythische Datum 1961 führt in die eigene Kindheit zurück, in das Geburtsjahr Barbara Köhlers wie das des etwas später geborenen Lutz Seilers. Gagarin erscheint dementsprechend zunächst als eine heimatliche Ikone der eigenen Kindheit und Jugend, als ein Beschützer, der aus den Höhen des Weltraums in die enge Welt der Heimat hinauslächelt. Die autobiographische Dimension, die die Texte entfalten, steht jedoch zugleich im Zeichen einer geschichtlichen Desillusionierung, die sich ebenfalls an der Figur Gagarins festmachen lässt. Dabei ist es nicht so sehr sein spektakulärer Tod, der die Dekonstruktion des Mythos Gagarin bestimmt, als vielmehr seine eigene Ikonisierung durch den sozialistischen Bruderstaat. Gagarin erscheint so als kindlich lächelnder Held, der sich in der Pose des Welteroberers in den Weltraum aufmacht, dort aber seine Unschuld verliert und zum Inbegriff des wissenschaftlichen Fortschritts wird, der zugleich das Ende der Kindheit und die Zerstörung des heimatlichen Raums bedeutet. Wie schmerzhaft diese Desillusionierung ist, halten nicht nur die abschließenden Bilder des sich drehenden Rollerrades und des zerbrechenden Eies fest. Bei Barbara Köhler sind es, im Vorgriff auf die späteren Gedichte, Bilder der Männlichkeit, die sich störend in die Kindheitsidylle einschreiben: Roberto, der dem lyrischen Ich den Ball wegnimmt, aber auch der Amerikaner Armstrong, der erste Mann auf dem Mond, der das kindliche Bild des Erdtrabanten als Gegenwelt, wie es etwa bei Walter Benjamin in der *Berliner Kindheit* erscheint, ein für allemal beendet. Schon in *Weltbild mit Eroberern* zeichnet sich so die aus einer spezifisch weiblichen Perspektive formulierte Kritik an einer männlich verfassten Welt und Sprache ab, die die späteren Gedichte Köhlers aus *Blue Box* oder *Die Niemandsfrau* kennzeichnet. Was Köhler und Seiler verbindet, ist der durch Gagarin vermittelte Blick aus der Ferne in die eigene Heimat, darüber hinaus die Entfremdung, die mit diesem Blick verbunden ist. Bei Seiler verknüpft sich die autobiographisch motivierte Erinnerung an die eigene Kindheit mit dem Bild einer verschwindenden Welt, die dem Uran-Hunger der Großmacht

Sowjetunion geopfert wird. Keine Anklage aber formuliert Seiler in diesem Zusammenhang, sondern die Trauer um den Verlust, den die Gedichte zu verarbeiten suchen. In Seilers Gedichten drückt sich die geschichtliche Erfahrung der Entfremdung von der Heimat in diesen Erinnerungsbewegungen aus. Die Gedichte von Barbara Köhler und Lutz Seiler können damit paradigmatisch für jene Desillusionierung einstehen, die die am Ende der achtziger Jahre zum Zusammenbruch des Sozialismus geführt hat. Eine politische Dimension entfalten die Gedichte weder durch die Anklage noch die Verteidigung der Kindheit im Sozialismus, sondern gerade in der Beschwörung der mythischen Figur Gagarins, der aus der Ferne seiner Umlaufbahn nicht mehr rettend eingreifen kann. So bleibt am Ende nur die Kinderfrage nach der für immer verlorenen Heimat: Wo warst du, Gagarin?

Bibliographie

- GEIST Peter, *überdeunkeltes atmen durch die umzäunig'. Über die Lyrik Lutz Seilers und ihre Wahrnehmung in der Literaturkritik*, in «Die Horen» 46 (2001), 163-180
- GRÜNBEIN Durs, *Nach den Satiren*, Frankfurt am Main 1999
- KÖHLER Barbara, *Deutsches Roulette. Gedichte 1984-1989*, Frankfurt am Main 1991
- RAUCH Marja, in Lutz Seiler, KLG-Artikel, edition text und kritik, 2005 (Artikel im Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur).
- SEILER Lutz, *berührt/geführt*, Berlin 1995
- SEILER Lutz, *Sonntags dachte ich an Gott. Aufsätze*, Frankfurt am Main 2004

NIEMANDS WELT –
RUINEN UND TRANSNATIONALE PHANTASIEN

von
Giusi Zanasi
Neapel

Das starke Interesse unserer Zeit für räumliche Koordinaten und Perspektiven ist immer noch im Zusammenhang mit der epochalen Wende des '89 und der darauffolgenden Globalisierungsprozesse anzusehen. Wir bewegen uns noch in dieser ‚post‘ Dimension und deren Folgen auf verschiedenen Ebenen: Darin wurzeln die neue Wahrnehmung des europäischen Raums, die literarische, symbolische Besetzung dieses Raums, die Suche nach anderen Zugehörigkeitsformen außerhalb nationaler Grenzen, die Rekonstruktion von Erinnerungsorten, das Gedächtnis und zugleich der neue Entwurf transnationaler Gegenden.

Es handelt sich um einen weiten thematischen Komplex; ich werde versuchen, ihn anhand einiger literarischer Texte zu behandeln, die mir in diesem Sinne emblematisch scheinen, und dabei den Blick auf Zentral- und Osteuropa beschränken, das von dieser ‚Raumrevolution‘ am meisten betroffen worden ist.

Zuerst zum Begriff Ruinen: Der erste Impuls zu diesem Bild im Verhältnis zu territorialen Bindungen ist für mich keineswegs geistig oder politisch, sondern ganz konkret gewesen; ich meine Länder, Kleinstädte, Dörfer, die man zu Fuß berührt – was bekanntlich für George Steiner (*The Idea of Europe*) ein Merkmal unseres alten Kontinents darstellt, d.h. Europa lässt sich Schritt für Schritt durchlaufen, und dies bedeutet auch, dass überall, an jeder Ecke ein Stück Erlebnis und Geschichte zu finden ist.

Ich beziehe mich zuerst gerade auf eine Wanderung, eine Reise zu Fuß von Berlin nach Moskau, die genau vor etwa zehn Jahren Wolfgang Büscher aus reiner Lust unternommen hat, doch auch aus der geheimen Not, Grenzen immer weiter nach Osten zu überqueren: «Über die Weichsel, über die

Memel, über die Beresina»¹: «So wollte ich es. Nicht beachtet werden, nicht einmal gesehen. Tief im Osten verschwinden, noch tiefer» (97). Zur inneren Motivation solcher Einstellung gesteht er weiter: «Vielleicht war ich hier, um für meine ideologischen Jugendsünden zu büßen» (104). Es ging also um einen ‚Bußgang‘, eine Art Pilgerschaft, was allgemein für einen großen Teil der westlichen 68er Generation sicherlich sehr gut nachvollziehbar ist.

Etwa drei Monate dauerte die Reise; im Hochsommer erreichte er die Oder, um dann in Moskau den ersten Schnee zu erleben: Eine sehr weite, ungeheure Gegend tut sich auf, Ort ständig wechselnder Grenzen und Namen, ständiger Völkerwanderung, eine desolate Landschaft mit Unkraut, Sumpf und Sand, Müllhalden im Freien und eben Ruinen: Kriegsrelikte, Reste von Schlössen und Gütern adliger Familien, von Klöstern, Kirchen und Kathedralen, von niedergegangenen Reichen bis hin zum Reich des Kommunismus mit seinen verschrotteten Betrieben, einem Meer von Schrott und Rost. Und dazu Gräber, Massengräber oder komplizierte Friedhöfe für Menschen verschiedener politischer und religiöser Abstammung: «für jeden Irrsinn, für jedes Ideal eine kleine oder große Abteilung» (87).

Zudem wird die trostlose Dimension dieser Trümmerwelt von einem wilden, rasenden Umbau weiter verstärkt – und das trifft insbesondere für die Darstellung Polens zu: «Ich ging durch eine Gegenwart, die ein einziger Baumarkt war. Ein einziger Fliesenmarkt, Möbelmarkt, Automarkt. Ganz Polen möblierte, tapezierte, flieste, motorisierte sich neu» (30). Dies gilt aber auch für die vielen Kaufhäuser im neuen Russland, für den «Warenstrom» selbst auf der Autobahn nach Moskau; hier und da vermischen sich orthodoxe Kirchen mit McDonalds Filialen und das Rote bleibt nur die Farbe der Werbungsplakate von Marlboro und Coca Cola. Im allgemeinen entsteht beinahe der Eindruck einer Art Sprung vom Archaischen zum Postmodernen, als ob die Station der Modernität ausgefallen sei.

Hier lohnt es sich, auch auf Karl Schlögel zu verweisen, der die alte Stadt Moskau kurz vor dem Ende der Sowjetunion – «in einer langen Zeit der Agonie und am Vorabend einer rasenden Beschleunigung der Geschichte» – mit Pompej assoziiert hat; dabei spricht er von einer verschütteten und «in unfassbar raschem Tempo» überbauten Stadt, die sich wie keine ande-

¹ BÜSCHER 2004, S. 36. Im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert. Der Autor hat für seine Reportage den Tucholsky-Preis, den Wilhelm Müller-Preis und den Johann Gottfried Seume-Preis für Reiseliteratur bekommen.

re in Europa radikal verwandelt hat². Und in diesem Kontext soll auch Karl Markus Gauß erwähnt werden, sein Gang durch abseitige Territorien des Ostens nach der Osterweiterung der EU, und sein subtiler, suggestiver Hinweis auf eine andere Ruinentypologie, die solche Territorien in «Ruinenbaumeister» gewandelt hat, d.h. Neubauten, die zu einem schnellen Verfall prädestiniert sind, also sozusagen im voraus Ruinen sind: «Tempel des Konsums und der Unterhaltung wurden da errichtet, die schon als jene Ruinen geplant waren, zu denen sie sogleich nach der Eröffnung zu verfallen begannen»³.

Zurück zu Büscher: Bis zum Ende seiner Reise herrscht ein Doppelgefühl von Teilnahme und Ablehnung, und allgemein der Eindruck von Auflösung und Erschöpfung, von einer großen «Müdigkeit des Landes» (110); jedoch versteckt diese unbeholfene Peripherie der Welt einen kostbaren Schatz, und zwar «Geschichte im Überfluss» (51), womit nicht nur die große Geschichte gemeint wird, die aus dem Osten einen «Tagebau des Tragischen» (119) gemacht hat, sondern auch und vor allem Mikrogeschichten aller Art, Liebesgeschichten, bizarre Sagen, schwarze und lustige Anekdoten, einzelne Abenteuer, wirre Lebensläufe samt der zahllosen Spuren verllorener Zeiten «in denen Liebe, Krieg und Poesie so zarte Beziehungen unterhielten» (36). Auf diese Weise zeichnet sich ein vielfältiges Narrativ ab, in dem sich literarische Reminiszenzen an Mickiewicz, Čechov oder Puschkin mit den Erzählungen der Leute verflechten, mit dem direkten Kontakt zu eigenartigen Figuren, zu einer bunten menschlichen Landschaft.

Es handelt sich doch um eine sehr reiche Beute für die vielen ‚Erinnerungskünstler‘, die dort unterwegs sind, und so empfindet sich selbst auch der Autor. Dies finde ich ganz zentral und emblematisch: Der Osten erscheint als ein europäisches Riesenarchiv, unerschöpfliche Fundgrube von

² Vgl. das *Vorwort* in SCHLÖGEL 2011, S.11-12. Dies wird u. a. auch am Ende des Buchs wieder betont, wo von Moskau als von «der aufregendsten Baustelle in Europa» gesprochen wird: «Die Erde wurde aufgerissen, ganz Moskau verwandelte sich in eine Baustelle, in einen riesigen Krater, in dem die alte Stadt zu verschwinden begann» (S. 447). Schlögel hat sein interessantes und hochfaszinierendes Buch von 1984 über Moskau nach fast zwanzig Jahren in der gleichen Version wieder publiziert, nur einige später entstandene *Notizen und Beobachtungen* hinzugefügt: «Der Moskauer Text geht weiter, aber das wird schon ein neues Kapitel in einem neuen Buch sein, verfasst von einem Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts» (S. 14).

³ GAUß 2005 (a), S. 81.

verschollenen Geschichten, die warten, ausgegraben zu werden. Und im Verhältnis zu inneren Bindungen vielsagend finde ich auch den Schluss dieses Reisejournals, nicht zufällig im Schriftstellerdorf Peredelkino, nicht weit von Moskau, im Erholungsheim des Schriftstellerverbandes, wo die Namen von Anna Achmatowa, Marina Zwetajewa oder Boris Pasternak überleben – ein Erinnerungsort, der das Gefühl der Fremde verwischt und ein starkes Zugehörigkeitsgefühl auslöst, fast eine Illumination, eine Selbsterkennung oder ein Sich Wiederfinden: «Wozu stand ich in seinem Haus?» – fragt sich schließlich der Autor bei einem Besuch im Pasternaks Haus, wo er u. a. eine deutsche Literaturgeschichte oder auch ein Gedicht über Marburg entdeckt – «Um daran erinnert zu werden, woher ich kam» (237).

Im Hinblick auf das neue Nachdenken über den europäischen Raum, scheint mir hier sinnvoll, auch wenn nur andeutungsweise, an die Polemik zu den Zeiten der Renaissance des Mitteleuropa-Begriffes in den 80iger Jahren zu erinnern, an den heftigen Protest Joseph Brodskys gegen Milan Kundera, gegen jeglichen Anspruch auf mitteleuropäische Ausschließlichkeit oder kulturelle Überlegenheit, sowie auf eine privilegierte Rolle als Opfer des Totalitarismus, kurzum gegen die Idealisierung des Westens in Abgrenzung zum Osten, insbesondere zu Russland⁴. Tatsache ist, dass im Laufe der 90iger Jahre die Ostgrenze Europas weiter und weiter nach Osten verschoben worden ist, sie reicht heute an die Westgrenzen Russlands; der Osten ist beinahe verschwunden, wobei an Russland eindeutig die Rolle des konstitutiv *Anderen* weiterhin haften bleibt⁵. Dies mag vielleicht auf

⁴ Von großem Interesse ist u. a. der Diskurs, mit dem der Dichter Kunderas Entgegensetzung von «Western rationalism» und «Eastern emotional radicalism» widerlegt und die Widersprüchlichkeit seiner kulturellen und politischen Vorstellungen von Russland und selbst vom «Western villain» hervorhebt – vgl. seinen Beitrag *Why Milan Kundera Is Wrong About Dostoyevsky*, in «The New York Times», 17. Feb. 1985 (auch in «Cross Currents» 5 / 1986, S. 477-483).

⁵ Vgl. dazu NEUMANN 1996: «the overwhelming tendency has been to conduct a European heterologue *about* Russia, rather than a dialogue *with* Russia» (S. 206); «Could it be that Russia is simply an ontological Other for Europe, an Other which must either be annihilated or assimilated?» (S. 208). In dieser aufschlussreichen Studie werden russische Vorstellungen von Europa etwa in den letzten 2 Jahrhunderten sowie umgekehrt Russlands Bilder in Europa untersucht. Der Autor hat dem Thema verschiedene Essays gewidmet, u. a. *Russia as Central Europe's Constituting Other*, in «East European Politics and Society», 1993, 7/2, S. 349-369.

geopolitischer Ebene ein Fundament haben, es kann jedoch sicherlich nicht für unsere kulturelle *mental map*, für die geistige Landkarte Europas gelten.

Ich komme zurück zu den Ruinen, diesmal sozusagen von innen, von der östlichen Warte aus: Den anderen wichtigen Impuls habe ich von Juri Andruchowytsch bekommen, von seiner literarischen Erkundung des eigenen weit im Osten liegenden Landes, des ehemaligen Galizien in der Ukraine⁶ – «*Arsch der Welt*» (18), «*Zone des ewigen Übergangs*», die heute in ein neues Leben mit *Dollars*, *Mafia* und *Sex* versinkt (33–34).

Auch hier und in gewaltigerem Maße taucht eine Ruinenwelt auf, doch von einer ganz anderen Stimmung geprägt, und zwar von einer angeborenen, stark emotionsgeladenen Teilnahme, die gleich am Anfang offengelegt wird:

Seit meiner Kindheit ziehen mich Ruinen an, könnte ich mit Danilo Kyš sagen. Seit meiner Kindheit ziehen mich Ruinen an, diese eigenartige Fährte, dieser sonderbare Garten des vergangenen Daseins. (9)

Dies hat nichts mit den damit verbundenen *Topoi* der literarischen Tradition zu tun, es wird nicht ästhetisch gemeint, sondern unmittelbar körperlich gespürt; es liegt nicht am *Geist*, sondern am *Geruch*: «Fäulnis und Feuchtigkeit, unablässig vibrierende Physiologie» (9). Ruinen sind wie Lebewesen, sie sind das Vertraute, das Zuhause für einen Autor, der behauptet, in einer schon zertrümmerten Welt geboren und gewachsen zu sein, und allerdings seinen vollen Konsens dazu verkündet: «Gott sei Dank ist die Landschaft meines Teils der Welt mit entsprechenden Objekten ausreichend versorgt» (9).

Andruchowytsch gibt uns ein reiches Inventar von Verfallszeichen, er zählt sie auf, er strebt nach einem «Katalog aller Ruinen dieser Welt» (13), konkreter und abstrakter, wobei auch eine Art Archäologie der Habsburgerzeit heraufbeschworen wird: exotische Reste in der Mimik und Sprache der Älteren, alte Kleider, kleine Objekte, Scherben und Splitter des Alltags,

⁶ Vgl. ANDRUCHOWYTSCH 2004. Im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert. Der Text besteht aus achtzehn zwischen 1998 und 2000 entstandenen Fragmenten. Die starke poetisch-politische Bindung dieses Autors an sein Land drückt sich in verschiedenen späteren Schriften aus: S. z. B. *Das letzte Territorium* (2003) und *Engel und Dämonen der Peripherien* (2007) bis hin zur Dokumentation *Euromaidan. Was in der Ukraine auf dem Spiel steht* (2014), in der er als Herausgeber Essays und Zeugnisse verschiedener Historiker, Politologen und Schriftsteller über die Revolte gegen Yanukowych gesammelt hat.

alte Landkarten und Zeitungen, Briefe, Bilder und Porträts. Er taucht in dieses Dickicht von Staub und Zerfall mit einer sinnlichen Wollust, die sich zu einer offenen Liebeserklärung entfaltet: Liebe zu den Ruinen, zu Flohmärkten und Familiensagas, also noch einmal zu Geschichten.

Dieser Autor ist allerdings kein Landvermesser, bei ihm kann man gar nicht von einer Ablösung zeitlicher durch räumliche Perspektiven reden; genau im Gegenteil: Über *sein* Europa zu schreiben heißt für ihn, die eigene Genealogie über drei Generationen zu rekonstruieren – eine mitteleuropäische Geschichte, also eine tragische, die ein sehr weit diffuses Bild reproduziert:

Zwischen Russen und Deutschen eingezwängt zu sein ist die historische Bestimmung Mitteleuropas. [...] Der mitteleuropäische Tod, das ist der Tod im Lager oder im Gefängnis, ein kollektiver Tod. *Massenmord, Säuberungen*. Die mitteleuropäische Reise, das ist die Flucht. (43)

Doch meines Erachtens besinnt er sich vorwiegend auf die menschliche eher als auf die territoriale oder historische Dimension, und zwar auf unser Schicksal, das von der «*Grausamkeit der linearen Zeit*» (68), von dem Tod bestimmt wird. Nicht zufällig kreisen vier Fragmente um den Tod des Vaters – den Sarg, die Leichenschau, alle Stationen des Beerdigungsdienstes –, und nicht zufällig lautet das Wort des Titels *Mittelöstliches Memento*, wobei die geographische Konnotation auch und vor allem auf einen geistigen Ort hinweist: «hier unweit vom Zentrum Europas und eines jeden von uns; das menschliche ‚Ich‘ liegt im mittelöstlichen Teil des Körpers [...]» (72), also im Ort der Gefühle und des Bewahrens, und insofern auch des Schreibens.

Der Text zielt darauf ab, den Anspruch auf Gedächtnis zu erheben. Einfach genial ist der Ausschnitt über eines der vielen nach dem Mauerfall veranstalteten Treffen von westlichen und östlichen Intellektuellen, die mit bitterer Ironie als Vertreter der glücklichen und der unglücklichen Gesellschaften bezeichnet werden, wobei sich die ersten auf die Zukunft projizieren, während die unglücklichen von ihrem *Historiozentrismus* besessen bleiben. Kein Klage-ton aber dabei, im Gegenteil kehrt sich das Unglück in Privileg um. So der Autor am Schluss:

Zum Glück lebe ich in einem Teil der Welt, wo die Vergangenheit ungeheuer viel gilt. Der eine nennt es *Verwurzelung*, ein anderer *Besessenheit*. Ich weiß selbst nicht, wie ich es nennen soll; es gibt in diesem Teil der Welt einfach zu

viele Ruinen, zu viele Skelette unter unseren Füßen. Zum Glück komme ich davon nicht los. [...] Eine Zukunft, in der es das alles nicht gibt, wäre mir zuwider. (70-71)⁷

Gedächtnis heißt auch die «menschliche Formel», die uns Andruchowytch für die Zukunft übergibt: «Gedächtnis plus Hoffnung» (71), denn nach dem 20. Jahrhundert – «idealer Lehrmeister der Verzweiflung» (*ebd.*) – gilt es, Abschied von allen großen Worten zu nehmen, von jeglicher Utopie, die Utopie Europas eingeschlossen.

Als Doppeltgänger im Westen, wenn auch unter anderen Vorzeichen, möchte ich kurz auf Hans Ulrich Treichel hinweisen, Kind deutscher Flüchtlinge aus dem Osten, der kein Zuhause in einer von seinen Eltern immer als Fremde erlebten BRD finden kann, gleichzeitig auch nicht in ihrer ihm selbst völlig unbekanntem Heimat im Osten. Daher die Frage nach der eigenen Identität und Verortung, jedoch innerhalb einer Familie, die alle Spuren der Vergangenheit ausgelöscht hatte. Seine Sehnsucht nach alten Sachen, Bildern, Dokumenten wie auch und vor allem gerade nach Geschichten bleibt also unerfüllt und unerfüllbar⁸. Doch, genau wie Andruchowytch, hält er an der Vergangenheit fest, und dies nicht nur auf existentieller Ebene, sondern auch als Autor: «Mir fehlt das, was man eine narrative Identität nennt. In der Bibliothek meines Unbewußten fehlt der Familienroman. Er ist nicht da, aber ich suche ihn dauernd»⁹.

Diese Suche deckt sich mit einem Annäherungsversuch in verschiedenen Formen zum historischen und geographischen ‚Chaos‘ Osteuropas, wobei sich seine Reisen nach Osten selbstverständlich als Illusion entlarven, denn dort ist keine Spur mehr der Geschichte zu finden, die ihm am Herzen liegt, weder im Dorf des Vaters in der heutigen Ukraine, noch in dem womöglich kleineren Geburtsort der Mutter in Polen, dessen Name selbst verschollen ist – und das wäre ein Kapitel an sich, Namenruinen, ein Mo-

⁷ Der enge Zusammenhang zwischen Ruinen und Zeitsinn ist auch von Marc Augé in seinem *Le temps en ruines* (2003), im Rahmen seiner Anthropologie unserer Epoche der *surmodernité*, hervorgehoben worden. Sein subtiler Unterschied zwischen *décombres* und *ruines* scheint aber bei Andruchowytch unbedeutend zu sein.

⁸ Ich beziehe mich insbesondere auf die Romane *Der Verlorene* (1998), *Menschenflug* (2005) und *Anatolin* (2008), die um die gleiche Thematik kreisen. Dazu s. ZANASI 2013.

⁹ TREICHEL 2008, S. 105.

tiv, dem man in aller Literatur über solche Territorien immer wieder begegnet.

Zweifellos herrscht bei Treichel die Dimension des Verlustes, die Feststellung einer unerbittlichen Bindungslosigkeit, er bietet uns also keinen Trost an, und doch wirkt seine Prosa befreiend: Sie gestaltet sich als ein dichtes Gewebe von Erlebnis und Fiktion, von Geschichten, Digressionen, Erinnerungen, Zeugnissen, poetischen und anthropologischen Reflexionen, literarischen Anspielungen – ein fragmentarischer Aufbau also, von einem trockenen Stil geprägt, nie pathetisch, im Gegenteil ironisch und selbstironisch gebrochen, von einer weisen, subtilen Leichtigkeit durchdrungen.

Nun, die Reise, die in ihren vielen Valenzen einen der ältesten *Topoi* unserer literarischen Tradition darstellt, ist heute als Artikulation der vielen Bewegungen vom Eigenen zum Fremden wieder sehr beliebt, insbesondere gerade im zentral- und osteuropäischen Kontext von allerlei Grenzüberschreitungen seit dem Mauerfall. Literarisch interessant und perspektivenreich scheinen mir jedoch Texte, in denen die Reise nicht nur thematisiert wird, sondern sich auch auf das Schreiben auswirkt, d.h. mit einem Schreibprojekt eng verbunden ist. Meistens ergibt sich dann daraus eine unlineare, offene Struktur, eine Fluktuation im Raum und in der Zeit, ein vitales Geflecht von Differenzen. Das war im Grunde schon der Ansatz von Claudio Magris in seinem *Danubio*, in dem Aufbau seines Textes und seiner Reise an einem Fluss vorbei, in das eigene und ins historische und kulturelle Gedächtnis.

Um an der Donau zu bleiben, komme ich zu meinem letzten Wanderer in einer Ruinenwelt, Peter Handke, der meines Erachtens für einen unumgänglichen Namen auch im Hinblick auf den eben angesprochenen Zusammenhang von Reise und Schreibprojekt zu halten ist.

Ich finde schon den Titel seines Reisejournals im tiefsten Balkan vielsagend, in dem die Flüsse Save, Morawa und Drina gegen die Mythologie der Donau einzeln benannt werden; vielmehr scheinen sie, auf eine bestimmte Richtung hinzuweisen, denn die bleiche Donau Wiens wird gerade als Dunav in Zemun, einem Vorort Belgrads, erst wirklich zum «Strom», «von einer so gewaltigen Breite»¹⁰. Eine Flusswelt also, Metapher für eine Einheit, die – wie bekannt – Handke hoffnungslos gebrochen sieht.

¹⁰ HANDKE 1998, S. 89. Im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert. Diese Taschenbuch-

Seine Reisen nach Serbien und in die Bosnien-Herzegowina führen uns unter Ruinen, die die Frage nach Sprache und Erzählbarkeit mit besonderer Kraft aufwerfen, denn es geht um einen schwer beschreibaren Verlust, um die abgründige Entleerung einer Lebensart, einer ganzen Welt und ihrer menschlichen Verhältnisse. Nur ein Zitat:

Die Häuser als Häuser, die Häuser als solche wirkten geplündert, und das erschien als etwas Schlimmeres als selbst eine noch so vollkommene Zerstörung; als sei durch eine derartige Weise des Plünderns jeweils nicht bloß ein einzelnes, dieses bestimmte Haus da vernichtet worden, sondern sozusagen das Haus an sich, das Haus «Haus», das Wesen des Hauses (dieses wurde faßbar gerade in so einer Form der Vernichtung). (187-188)

Handke zeigt uns eine verwüstete Landschaft, in der das Gemeindeleben nur noch auf Friedhöfen und Gräberfeldern stattfindet, so dass man eher «stumm, stiller Zeuge» (211) eines alles und alle umfassenden Schmerzes sein möchte, oder einfach zum «Durchbruch der Trauer» (248) aufrufen, was besonders für die «Ruinenschlucht» Srebrenica gilt, ein Wort das kaum ausgesprochen werden darf, das das «Problem des Weitererzählens, der Bilderbeschreibung» (223) weiter verschärft.

Bei solch traumatischen Erlebnissen kann man allgemein bloß mit vermeintlichen Nebensächlichkeiten, mit ‚Miniaturen‘ vorgehen, oder Sachen, Orte, Gefühle sorgfältig benennen oder nur Stimmen registrieren, wie z. B. am Schluss der *Winterlichen Reise* den ergreifenden, wunderschönen Abschiedsbrief des alten serbischen Partisans vor seinem Selbstmord: Ein Schluss, der aber keiner ist, der einen weiteren *Kommentar* hervorruft, der wiederum offen bleibt, mit der Frage über einen neuen möglichen Anfang endet.

Ich werde nicht auf die bekannten scharfen Kontroversen eingehen, die diese Texte ausgelöst haben¹¹; denen hatte eigentlich der Autor selbst gleich

ausgabe versammelt *Abschied des Träumers vom Neunten Land*, S. 5-36 (ursprünglich 1991 erschienen), *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Sava, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*, S. 33-161, und *Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise*, S. 163-250 (beide 1996 erschienen).

¹¹ Die wichtigsten Reaktionen der europäischen Medien stellte Thomas DEICHMANN (1999) in seiner Dokumentation zusammen. Als erster umfassender Versuch, den literarischen Umgang Handkes mit Jugoslawien zu behandeln, kann die we reichende Untersuchung von Lothar STRUCK (2013) gelten, die ein *Resumé* aller Werke des Autors über

am Anfang seiner Prosa über Serbien im voraus erwidert: «Und wer jetzt meint: ‚Aha, proserbisch!‘ oder ‚Aha, jugophil!‘ – das letztere ein *Spiegel-Wort* (Wort?) –, der braucht hier gar nicht erst weiterzulesen» (39).

Agens der Schrift war hier in Wirklichkeit seine Kritik der politischen Gewalt und stärker noch der Medienwelt, der Angriff gegen den schnellen nivellierten Entwurf dichotomischer Weltbilder mit der dumpfen Festlegung «der reinen Opfer und der nackten Bösewichte» (64). Im Gegensatz zu Parolen und Slogans der Mehrheitsdiskurse wird zugleich die Sonderrolle der Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit der Literatur, des poetischen Zugangs zum Realen beansprucht, das Gewicht einer Poetik der Vorgeschichten und des Abseitigen, die darauf hinzielt, uns über «den gedächtnislosen Moloch Aktualität», «das Aktualitäten-Getrommel» (242) hinauszuführen.

Das Anliegen dieser Texte geht jedoch über Medienkritik und poetologische Ansprüche hinaus: Hier kommt noch einmal Handkes Utopie der Poesie zum Ausdruck, als grundlegendes Element des Wirklichen und der menschlichen Existenz, als «das Verbindende, das Umfassende [...] für die zweite, die gemeinsame Kindheit» (159) – ein Erlösungswunsch, der bekanntlich, auf Territorien des Balkans projiziert wird. Um den Hintergrund solch eines poetisch-politischen Zusammenhangs zu durchdringen, soll man gerade auf Handkes starke ideelle Bindung an Slowenien zurückgreifen, das als ein poetisches Land, archaischer Ort eines unbefleckten Volks stilisiert wird, mit einer Mythisierung, die Landschaft, Menschen und Sprache einschließt.

In der *Winterlichen Reise* wird diese poetisch-utopische Projektion nach Serbien verschoben, wie es offensichtlich aus der Darstellung von Menschen, Sachen, Pflanzen hervorgeht, oder auch z. B. aus der poetischen Verklärung des einfachen Marktlebens in einem serbischen Dorf, das als «etwas wie eine ursprüngliche und, ja, volkstümliche Handelslust», als ein reiner, fast frommer Kontakt und Austausch der «Zwanghaftigkeit der bloßen Geschäftemachereien», der «Unzugänglichkeit der westlichen oder sonstwelchen Waren- und Monopolwelt» (98) entgegengestellt wird.

dieses Thema und der entsprechenden Auseinandersetzungen liefert. Einen anderen kritischen, zum Teil postkolonialen Ansatz findet man in dem ebenso umfassenden Werk von Jean Bertrand Miguoué, *Peter Handke und das zerfallende Jugoslawien. Ästhetische und diskursive Dimensionen einer Literarisierung der Wirklichkeit* (2012), das in der Germanistischen Reihe der Univ. Innsbruck erschienen ist.

Nun, die antizivilisatorische Idealisierung dieser Länder, ihre poetisierte ‚Abgeschnittenheit‘ vom Westen gründete u. a. auf deren ‚Staatenlosigkeit‘, wie es mit starker Evidenz im *Abschied des Träumers vom neunten Land* zum Ausdruck kommt. Schon dort war Dreh- und Angelpunkt des Schreibens die tiefe Enttäuschung Handkes für die nationalen Ansprüche Sloweniens und für den Zerfall Jugoslawiens: Slowenien stellte für ihn ein Märchen- und Traumland innerhalb der jugoslawischen Konstellation dar, «in Jugoslawien, und mit Jugoslawien» (17); doch der *Träumer* entlarvt seine Illusion und verabschiedet sie angesichts der neuen Grenzen, die «jeden Geschmack von Land, Gegend, Raum, Ort und Wirklichkeit erstickt haben [...]» (28). Jugoslawien mit seinem ‚dritten Weg‘ im Europa der West- und Ostblöcke, mit seinen vielen Sprachen und Religionen, mit seinen Synagogen, Moscheen und orthodoxen Kirchen, mit seinen verschiedenen Völkern galt ihm als «das wirklichste Land in Europa» (27).

In den vergangenen Jahren jedoch, so oft ich nach Slowenien kam, wurde dort, zuletzt mehr und mehr, eine neue Geschichte verbreitet. Neu? Es war die altväterische, aber mit der Zeit neu gewendete Sage von ‚Mitteleuropa‘ [...]. Auch hier, zur Geschichte Mitteleuropa, hatte es zunächst die Erzähler gegeben, und deren Stelle nahmen inzwischen fast ausschließlich die Sprecher ein [...] (14-15)

Dazu nur noch ein paar Worte über Handkes Wahrnehmung des Worts Mitteleuropa, die unbestreitbar einen brennenden Widerspruch signalisiert: Mitteleuropa wird für ihn zu einem «Gespenstergerede» (18) von Intellektuellen *à la* Kundera, Instrument im Wettkampf um Sonderpositionen auf dem Weg zum EU-Beitritt, reiner Deckname für das Zurück zum Westen, für einen gegen die Geschichte und gegen die Natur gerichteten Gang. Der Begriff also, den wir trotz aller postkolonialen Blicke immer noch mit einem transnationalen, multikulturellen und multiethnischen Horizont assoziieren, spielt laut Handke eine destruktive Rolle, indem er – und dies ist übrigens ein diffuser Standpunkt – zum Zusammenbruch des letzten föderativen Komplexes Europas beiträgt.

Das Thema würde allerdings zu weit führen. Doch über die kulturellen Nachwirkungen der jugoslawischen Katastrophe, die zum großen Teil zu verarbeiten bleibt, sei noch eine Anekdote aus der Aktualität hinzugefügt: Der Kroat Boris Buden, Philosoph, Essayist, Übersetzer, hat zu seinem Erstaunen von einer wichtigen Kunstinstitution plötzlich den peremptori-

schen Auftrag bekommen, aus dem Deutschen ins Bosnische, Serbische und Kroatische zu übersetzen, trotz seiner energischen Einwände, dass es dabei um ein und dieselbe Sprache geht; schließlich hat er nachgegeben, dafür aber provokatorisch ein verdreifachtes Honorar verlangt. Er kommentiert dazu, dies habe keinen Sinn und Zweck, jedoch:

Es gibt eine höhere Macht, die das alles regelt und die Entscheidungen an unserer Stelle trifft. Welche Macht denn? Man nennt sie Europa. [...] Und statt Räume kultureller Hybridität zu schaffen, macht Übersetzung heute noch mit – stellt Differenzen her und zieht Grenzen dort, wo es sie nie gab¹².

Hier – noch einmal im Schatten der Tragödie Jugoslawiens – komme ich zu meinem letzten Autor, Jörg Bernig, und mit ihm zu einem weiteren literarischen Blick nach realen sowie innerlichen Territorien in Zentral- und Osteuropa. Bernig hat seit den 90iger Jahren literaturkritische Essays, Gedichtbände und Romane veröffentlicht. Er ist in Sachsen geboren und aufgewachsen, als Sohn einer aus Böhmen stammenden Familie, und wie Treichel hat er das lange tabuisierte Thema der Vertreibung durch den Filter der eigenen Erfahrung als Nachgeborener aufgegriffen; vielmehr, und auf nicht unberechtigte Weise, hat er dies eben mit den Massakern der jugoslawischen Sezessionskriege in Zusammenhang gebracht.

Die uns während der Balkankriege erreichenden Nachrichten, die Aussagen der Vertriebenen, die Auslöschung der – jeweils anderen – Kulturen, all das kannte ich aus einer sudetendeutschen Familienerzählung, die vor meiner Geburt eingesetzt hatte, in die ich hineingeboren worden bin¹³.

Ich greife noch einmal auf den Horizont der Vertreibung zurück, weil er mir von großer Bedeutung scheint, und zwar stellvertretend sowohl für die

¹² BUDEN 2011, S. 77-78, hier 78. In diesem Kontext erwähnt er auch die Thesen der bekannten bulgarischen Historikerin Maria Todorova: die Ursache für die Balkankriege der 90iger Jahre liege «in der ultimativen Europäisierung des Balkans», in dem «Ideal des ethnisch homogenisierten Nationalstaates». Interessant ist dabei auch Budens Problematisierung der Metapher der kulturellen Übersetzung, sowie anderer Begriffe postkolonialer Theorien, die die Aufhebung jeglicher Vorstellung von national bestimmten Kulturen vortäuschen, während die Realität in die entgegengesetzte Richtung zu gehen scheint (vgl. S. 77). Dazu s. auch seine aufschlussreiche Monographie: BUDEN 2004.

¹³ Anne von Oswald, *Literatur der Erinnerung*. Jörg Bernig, *Interview*, in OSWALD, SCHMELZ, LENUWEIT 2009, S. 197-201, hier S. 198.

Suche nach neuen Zugehörigkeitsformen, nach einem neuen Verhältnis von Raum und Identität außerhalb staatlicher Grenzen und fester geopolitischer Koordinaten, als auch für die Beschwörung transnationaler Konstellationen, die verloren gegangen sind. In diesem Fall kommt noch einmal die ehemalige mitteleuropäische Welt in Frage, denn für deren multikulturellen Charakter war sicherlich die jüdische Komponente entscheidend, aber auch die deutsche. Um mit J. Neubauer zu sprechen: «Diese Keime einer echten mitteleuropäischen Kultur verschwanden in den Gaskammern von Auschwitz, oder sie wurden mit den Deutschen Vertriebenen entwurzelt»¹⁴. Und ich finde erleuchtend, dass ein Experte der Zerstörung Mitteleuropas wie Gauß, in seiner poetisch-politischen Militanz zugunsten der kleineren europäischen Völker, auch die spärlichen Spuren der deutschen Gemeinschaften im Osten, in Litauen oder am Schwarzen Meer, verfolgt hat.¹⁵

Dieses dunkle Kapitel der Nachkriegsgeschichte zeichnet auch das Schicksal von Bernigs Familie, die Heimat, Dorf, Hof, allen Besitz verlassen muss. Wie bekannt, wurden insgesamt über 3.000.000 Sudetendeutsche aus der Tschechoslowakei vertrieben: Ein Fall ethnischer Säuberung, laut Bernig¹⁶, der vom kollektiven Gedächtnis verdrängt wurde, was sich aber als fatales Vakuum erwiesen habe; sein Blick fällt gerade auf die Balkankriege und auf die paralytierte Reaktion des Westens: «Aus der Geschichte der Vertreibungen wurde augenscheinlich nichts gelernt, so daß unser jugoslawischer Teil Europas gezwungen war, diese Geschichte zu wiederholen» (G. 35). Das Staunen und der Schrecken für das tragische Geschehen des jugoslawischen Zusammenbruchs habe ihm gerade den Anstoß gegeben, sich schreibend mit dem Trauma der Vertreibung auseinanderzusetzen.

Damit meint er den Roman *Niemandszeit*, der von einem einzigen Tag erzählt, dem 3. September 1946, einem Datum, das obsessiv wiederholt und

¹⁴ NEUBAUER 2002, S. 320.

¹⁵ Vgl. GAUB 2005 (b). An dieser Stelle lohnt es sich, daran zu erinnern, dass der Autor selbst als einziger gebürtiger Österreicher einer Familie von Donauschwaben aus der Vojvodina gehört. S. dazu seine autobiographische Prosa *Das Erste, was ich sah* (2013).

¹⁶ Bernig bezieht sich besonders auf die Phase der sogenannten ‚Wilden Vertreibung‘: Als die Alliierten im August 1945 mit dem Potsdamer Abkommen auch den Bevölkerungstransfer der Deutschen aus den Ostländern beschlossen, waren bereits ca. eine Million Sudetendeutsche außer Landes gejagt worden, wobei mehrere Fälle von Mord und Folter stattfanden, mit gar keiner Rücksicht selbst auf Nazi-Gegner. S. BERNIG 2011, S. 51. Im Folgenden mit G und Seitenzahl zitiert.

immer in Buchstaben geschrieben wird. Die Handlung verweist also auf einen ganz präzisen historischen Tag, jedoch spielt sie an einem abgelegenen, fiktiven Ort an der tschechischen Grenze mit Polen und Deutschland, wo einige Deutsche, aber auch Tschechen Zuflucht suchen und für ein Jahr zusammen leben. Parallel verläuft eine zweite Handlung außerhalb des Ortes, und zwar die unbarmherzige Jagd der tschechischen Revolutionsgarde auf die Deutschen. Die zwei Erzählstränge sind durch die zwei Hauptgestalten verbunden, wobei der tragische Epilog gleich am Anfang vorweggenommen und enthüllt wird. So das Incipit:

Der Jäger näherte sich dem letzten Ort der Welt [...] was er nicht wußte, war, daß er Theres am Abend des dritten September neunzehnhundertsechundvierzig noch einmal kurz zu Gesicht bekommen und daß er sie, gegen seine Absicht, töten würde¹⁷.

Er ist ein Tscheche, sie seine Geliebte, eine Deutsche, die mit den anderen Flüchtlingen versteckt lebt; er hat sich bald nach Kriegsende der Revolutionsgarde aus Hass gegen die Deutschen angeschlossen, doch auch und hauptsächlich, um die Frau zu finden und zu retten. Sein Name, Tomáš Anděl, d. h. Engel, deutet eben auf seine zwifache Natur als Würgengel und zugleich Schutzengel hin.

Der Roman besteht aus acht bloß mit Nummern bezeichneten Kapiteln und ist von einer verschachtelten, multiperspektivischen Struktur gekennzeichnet, denn die Zeit der Handlung enthält auch die erinnerte Zeit der verschiedenen Gestalten, die sich gegenseitig in dem verlassenen Dreiländereck ihre Erlebnisse erzählen und durch den unmittelbaren menschlichen Kontakt aufeinander zugehen. Dies stellt den Versuch einer Rekonstruktion dar, die die nationalistisch bestimmten Narrationen unterminiert, vielmehr die tödliche Rolle des Nationalismus entlarvt, der hier vor allem durch das Wort von Edvard Beneš¹⁸ und seine Dekrete zur ‚Entgermanisierung‘ des Landes vertreten wird:

¹⁷ Vgl. BERNIG 2002, S. 11. Im Folgenden mit N und Seitenzahl zitiert.

¹⁸ Bernig bedauert, dass Beneš noch nach dem EU Beitritt der Tschechen zelebriert worden ist und drückt allgemein seine Skepsis gegenüber der politischen Entwicklung des Landes aus: «Daß aber auch zwei Völker in dem Kunstgebilde der Tschechoslowakei zu viele Völker sind, bewiesen Tschechen und Slowaken im Jahr 1993, als sie ihren Staat auflösten, um sich jeweils einen (weitestgehend) monoethnischen Staat zu schaffen» (G 56). Andererseits hat es nicht an kritischen Stimmen von der ‚östlichen‘ Warte aus gefehlt, wie

Die Stunde war gekommen, daß Nation, Staat und Volk eins wären. Das hatte er vom ersten Präsidenten der Republik gelernt, daß dies das höchste Ziel der Politik sein müsse in einer durcheinandergewürfelten Welt, wie sie die österreichische Monarchie geschaffen und hinterlassen hatte. [...] Er hatte Gesetze unterschrieben, daß keiner je würde befragt werden können nach seinem Tun während der Zeit der Austreibung, der Säuberung. (N 16)

Der versöhnliche Dialog kann nur in einem anonymen, exterritorialen Ort, jenseits der historischen Ereignisse und der realen Zeit – Niemandsort und Niemandzeit – stattfinden: Es ist die Vorstellung dessen, was hätte sein können, und zugleich die Hoffnung auf ein weiteres Zusammenleben von Deutschen und Tschechen.

Die Idylle wird selbstverständlich im Roman zunichte gemacht. Sie lebt jedoch im Erzählraum als Phantasie, als utopische Projektion fort: «Auch wir sind ein Teil des Anfangs» (N 235), sagt eine Gestalt am Ende des Romans, und damit werden meines Erachtens gerade diese literarischen Gestalten gemeint, die doch in der Erzählung zur Realität werden, «zu einer die Zeit durchdringenden poetischen Wirklichkeit» (G 65), und auf eine Richtung für die Zukunft hinweisen.

Dies wird von Bernig auch in späteren Schriften auf verschiedene Weisen hervorgehoben. In einem essayistischen und zugleich narrativen Text, *Niemands Welt. 7 Nachrichten aus Mitteleuropa*¹⁹, geht er direkt auf die eigene biographische Erfahrung ein: Jene Welt verweist allgemein auf Mitteleuropa, aber insbesondere gerade auf Böhmen, eine Welt, die er von Kind an unbewusst durch Erzählungen und sonderbare Laute wahrnimmt. Die Zugehörigkeit liegt hier in der Sprache: Die erste *Nachricht* kreist gerade um den in der Familie gesprochenen Dialekt, um ein Gedicht der deutsch-böhmischen Volkskultur über den Brand eines Bauernhofs und die resignierten Reaktionen der Leute, was noch einmal auf den Brand transnationaler Territorien und Traditionen der habsburgischen sowie später der jugoslawischen Völker anspielt: «und kenner doat nischt machn» (G 42). Es

z. B. Michaela PEROUTKOVÁ (2006), die seinem Roman – meines Erachtens auf unberechtigte Weise – ein «einseitiges Bild» bzw. keine tiefgehende Reflexion über die Schuld der Deutschen vorbehalten hat (vgl. S. 37-46, hier S. 46).

¹⁹ Der Text, ursprünglich 2009 in den Editionen des MitteleuropaZentrums (TU Dresden) publiziert, ist in BERNIG 2011, S. 38-66, wieder erschienen.

geht um eine von ihm selbst nie gesprochene Sprache, jedoch konstitutiver Teil seiner Identität:

Das oben zitierte Gedicht ist für mich vor allem *Stimme*. Es ist die Stimme meines Großvaters, den ich als Kind wieder und wieder bat, mir das Gedicht aufzusagen. Ich höre die Vokalfärbung, das offene A, ich höre die Diphthongierung, die Dehnungen, die Kürzungen. Das Gedicht zieht alle die anderen böhmischen Stimmen nach sich, die mich je umgaben, ich höre meinen Vater, ich höre den Klang jenes Dialektes aus Nordböhmen, den ich nur in Bruchstücken noch nachahmen kann. Nur ein Paar Jahre noch, dann wird dieser Dialekt – wie alle anderen böhmischen Dialekte und ihre Varianten auch – ausgelöscht sein, versunken mit seinen letzten Sprechern. (G 45-46)

Wie in Andruchowytsh tritt hier an die Stelle der Topographie die Chronologie: über Zentraleuropa oder allgemein über Europa zu sprechen, heißt für ihn die eigene Familiengeschichte durch die Katastrophe von zwei Weltkriegen zu rekonstruieren, vor allem aber durch das Trauma der Vertreibung, das sich in seinem Leben und poetischen Bewusstsein direkt und stark auswirkt. 1968, kurz vor der sowjetischen Okkupation der Tschechoslowakei, fährt die Familie zum ersten Mal seit dem Krieg *nach Hause*:

Das brachte mich durcheinander. Ich war zwar erst vier Jahre alt, aber das weiß ich noch, dieses Gefühl von damals habe ich noch in mir. Vielleicht gerade weil ich erst 4 Jahre alt war. Bis dahin mußte ich wohl gedacht haben, dass zu Hause dort ist, wo wir sind. Falsch gedacht. (G 58)

Das Kind wird also von Anfang an zu einer anderen unbekanntten Heimat bestimmt: «Du bist hier nur geboren, zu Hause ist woanders» (G 26). Das Zuhause, *dorheeme* (daheim) bleibt ein Dorf an der schlesischen Grenze, wobei dieser starken territorialen Bindung der Familie nur seine Entfremdung bzw. das Rätsel der eigenen Wurzeln entsprechen kann.

Auch in diesem Fall sind die Hauptstationen der Familiennarration vom Tod, eben vom Verschwinden der letzten böhmischen Stimmen umrissen. 1968, im selben Jahr der ersten Reise der Familie, stirbt die Großmutter, die nur ein einziges Mal mit einem von der Pfarrgemeinde organisierten Ausflug wieder in Böhmen gewesen war. Der Großvater hatte sich immer geweigert, mal wieder dorthin zu fahren, er stirbt zwanzig Jahre später: «und ich nehme es nicht nur an, ich weiß es: Er starb in der Fremde» (G 58).

Die letzte *Nachricht* erzählt von geschändeten, später der Wildnis anheimgefallenen Friedhöfen²⁰, und von seinem nicht einfachen Versuch, das Familiengrab wieder zu finden und zu pflegen. Nach dem Tod des Vaters reist er dann in dessen böhmisches Dorf, um einen Säckel Erde nach dem zur Begräbniskultur der Flüchtlinge gehörenden Ritual zu füllen. Dabei bekommt er von den neuen Bewohnern des Familienhauses auch ein Paar Äpfel aus dem letzten von seinem Großvater gepflanzten Baum: «und [wir] luden die Äpfel und die Erde in den Kofferraum, bevor ich losfuhr, um meinen böhmischen Vater in Sachsen zu beerdigen» (G 66). Dies der Schluss.

Darüber hinaus sind im Text mehrere historische und kulturelle Reflexionen über den ganzen damaligen mitteleuropäischen Raum zerstreut: diese faszinierende Gegend, die sich mit ihren unverwechselbaren Barockkirchen und bunten Marktplätzen von der Ostsee bis hinunter zur Adria erstreckt, ein von tiefreichenden Rissen durchzogener, «jahrhundertealter Schmerzensraum» (G 62), erscheint hier als ein fluider Erfahrungsraum und vor allem als Erzählraum; insofern wird diese *Niemands Welt* im Gegenteil zu einer Welt, die uns allen gehört, und auch wenn nur durch scheinbar unwichtige Kleinigkeiten Momente des Wiedererkennens und des Wiederfindens öffnet.

Auf dem Buchdeckel der erweiterten Schriftensammlung, die diesen Text enthält, steht ein wunderschöner grüngläserner Knopf mit silbrigen Blütenmotiven. Das Bild und der Titel, *Der Gablonzer Glasknopf*, klären sich erst im letzten Ausschnitt, in dem von einer Reise entlang der Elbe erzählt wird: Letzte Station ist die alte Stadt Gablonz an der Neiße, heute Jablonec nad Nisou, wodurch die uralte Tradition böhmischer Glaskünstler heraufbeschworen wird, doch auch die einfache reale Tatsache eines Geschenks, eines Knopfs, den der Autor von der Angestellten des Glasmuseums der Stadt als Erinnerung und Glücksbringer bekommt. Und wir mit ihm durch sein Buch.

Ich würde gerne genau mit diesem Bild und mit einem Hoffnungswort abschließen: Im desolaten Panorama des heutigen Europas sehe ich einen

²⁰ Hier fügt Bernig auch ein Zitat über verwüstete Begräbnisstätten von Aussiedlern aus der Erzählung Handkes *Die Morawische Nacht* ein (G 65), der er auch ein Essay gewidmet hat (vgl. G 78-92). Dies zeugt auch von seiner Vertrautheit mit dem Jugoslawien-Komplex bei Handke und allgemein mit seiner Poetik.

großen Trost in diesem *Erzählraum*, in diesem Netz des erzählenden Europas, in diesem vitalen Nomadismus des Schreibens, offenen Orts von Sinnkonstituierung. Ich beziehe mich auf Texte, die normative Diskurse stören und uns kein festes Land anbieten, die allerlei Mythologien und Kodierungen des Eigenen und des Fremden hinterfragen, die ein positives und produktives Entwurzelungsgefühl ausdrücken und somit die fruchtbaren Vermischungen unserer kulturellen Tradition am Leben erhalten. Um wieder Handke das letzte Wort zu geben: Es gilt, Geschichten zu erzählen und *andere* Worte zu finden, um «die Völker aus ihrer gegenseitigen Bilderstarre zu erlösen»²¹.

Bibliographie

- ANDRUCHOWYTSCH Juri, *Mittelöstliches Memento*, in J. Andruchowytsh – Andrzej Stasiuk, *Mein Europa. Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa*, Suhrkamp, Frankfurt am M. 2004, 9-74
- BERNIG Jörg, *Niemandszeit*, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-München 2002
- ID., *Der Gablonzer Glasknopf. Essays aus Mitteleuropa*, Thelem, Dresden 2011
- BUDEN Boris, *Tragikomische Übersetzungen. In Serbien, Bosnien und Kroatien hat der Nationalismus aus einer Sprache drei gemacht*, in «Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven», II-III / 2011, 77-78
- ID., *Der Schacht von Babel. Ist Kultur übersetzbar?*, Kulturverlag Kadmos, Berlin 2004
- BÜSCHER Wolfgang, *Berlin-Moskaw. Eine Reise zu Fuß*, Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg 2004 (erste Auflage 2003)
- DEICHMANN Thomas (Hg.), *Noch einmal für Jugoslawien: Peter Handke*, Suhrkamp, Frankfurt am M. 1999
- GAUß Karl-Markus, *Wirtshausgespräche in der Erweiterungszone*, Otto Müller, Salzburg - Wien 2005 (a)
- ID., *Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer*, Szolnay, Wien 2005 (b)
- HANDKE Peter, *Abschied des Träumers. Winterliche Reise. Sommerlicher Nachtrag*, Suhrkamp, Frankfurt am M. 1998
- NEUBAUER John, *Ist Mitteleuropa noch zu retten?* In W. Müller-Funk, F. Plener, C. Ruthner (Hg.), *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Francke, Tübingen - Basel 2002, 309-321

²¹ HANDKE 1998, S. 76.

- NEUMANN Iver B., *Russia and the Idea of Europe. A study in identity and international relations*, Routledge, London - N. York 1996
- OSWALD Anne, SCHMELZ Andrea, LENUWEIT Tanja (Hg.), *Erinnerungen in Kultur und Kunst. Reflexionen über Krieg, Flucht und Vertreibung in Europa*, Transcript, Bielefeld 2009
- PEROUTKOVÁ Michaela, *Literarische und mündliche Erzählungen über die Vertreibung. Ein deutsch-tschechischer Vergleich*, WiKu, Duisburg 2006
- SCHLÖGEL Karl, *Moskau lesen* (1984), Hanser, München 2011
- STRUCK Lothar, „Der mit seinem Jugoslawien“. *Peter Handke im Spannungsfeld zwischen Literatur, Medien und Politik*, Ille & Riemer, Leipzig - Weißenfels 2012 (3^o ergänzte Auflage 2013)
- TREICHEL Hans Ulrich, *Anatolin. Roman*, Suhrkamp, Frankfurt am M. 2008
- ZANASI Giusi, *Morbus biographicus. Hans Ulrich Treichels Trilogie des Scheiterns*, in «treibhaus. Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre», 9 /2013, 236-258

AMBIVALENZEN UND PARADOXIEN DER ZUGEHÖRIGKEIT

HEIMAT, NATION UND EINE *HALLUZINATION* VON YOKO TAWADA

von

Lucia Perrone Capano
Salerno

Perzeptions- und Rezeptionsschwierigkeiten der Heimat

«Das Wort Heimat gehört zu einem atmosphärisch geladenen Kernwortschatz, der das unübersetzbare Nationaleigentum der deutschen Sprache ausmacht»: so spricht Peter Sloterdijk (1999) das Unübersetzbare an dem Begriff an, der sich in der Tat nur schwer in andere Sprachen, wie z.B. ins Italienische, übertragen lässt. In dieser *Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt* nennt ihn Sloterdijk einen «gesprengte[n] Behälter», dessen permanente Bedeutungsveränderung vor allem aus der Unerschöpflichkeit an kulturellen wie subjektiven Konnotationen, Assoziationen und Deutungen hervorgebracht wird. Im Rahmen der sogenannten Globalisierung, der entgrenzenden Gesellschaftsprozesse erfährt der Begriff Heimat noch andere Bewertungen (MECKLENBURG 1987, S. 63), die vielleicht auch einer aktuellen Befragung bedürfen, wobei das Konzept zusammen mit dem der Zugehörigkeit, die sich oft als vielfältige definiert, gedacht werden soll.

Prozesse wie Grenzöffnungen auf der einen und Grenzziehungen neuer Demarkationslinien auf der anderen Seite rücken Zugehörigkeit/Zusammengehörigkeit und Separatismus in unmittelbare Nähe. Nach 1989 ist man in Europa – gleichzeitig zu einem Gewichtsverlust des Konzepts Nation als von Grenzen bewachtes Gebiet –, aber eigentlich nicht nur in Europa, Zeuge eines wieder erwachenden Interesses für Regionen geworden, die als «nodes in global network» (AMIN/TRIFT 1994) definiert worden sind. Der europäische Raum, der sich heute ausbreitet und Einzelgrenzen niederschlägt, ist bevölkert von Untersystemen, die ihre Identität (kultureller,

ethnischer oder religiöser Art) manchmal vehement verteidigen¹. Das moderne Wohnen verbindet Entwurzelungen und Bodenberührungen miteinander. So gibt es einerseits die ‚fließende‘ Bewegung der Individuen im offenen Raum, die Vervielfachung der Möglichkeiten in den Verbindungen und andererseits das Verteidigen alter Identitäten, so dass die Frage unvermeidbar wird, welche denn die beste Perspektive sei, aus der die Transformationen zu betrachten sind.

Was sich der verbreiteten und in den letzten Jahren im Zuge der Krise des Staats als Nation vermehrt vorgeschlagenen Idee, dass die lokalen Identitäten ihre natürlichen Wurzeln in ihrer Umgebung haben, und dass das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Ort in einem gewissen Sinne die ‚wahre‘ Identität eines jeden repräsentiere, teils entgegenstellt, sind geschichtswissenschaftliche und anthropologische Studien, welche den künstlichen Charakter von ‚Lokalidentität‘ unterstreichen und die Modalitäten sozialer Konstruiertheit beleuchten, sowie die lokalen Traditionen als erfundene Traditionen² entlarven. Das Konzept einer «territorial gebundenen Heimat» in der Zeit «der Globalisierung, der Mobilität, der Ausdifferenzierung und Hybridisierung von Kulturen [ist] – nach vielen Theoretikern – nicht mehr zu halten» (ESSELBORN 2005, S. 9). Auf diesen Sachverhalt hat – noch aus einer anderen Sicht – der Kulturanthropologe Arjun Appadurai mit seiner Konzeptschöpfung des «ethnoscape» aufmerksam gemacht. Unter diesem Begriff lassen sich Sachverhalte, Konstellationen wie die fortschreitende «Enträumlichung» von ethnischen Bezügen, die Herausbildung von «imaginären Gemeinschaften» außerhalb der Nationen und die imaginäre Teilhabe unzähliger Individuen an den Bildern von Lebensformen anderer Nationalkulturen in den Blick nehmen. Obwohl sich der Mensch auch in diesem Zeitalter von Globalisierung, Wirtschaftskrise und Werteverfall immer noch oder gerade deswegen nach einem «Asyl für seine transzenden-

¹ Man könnte hier auch Martin Walser zitieren, der meinte, Heimat sei der schönste Name für Zurückgebliebenheit (WALSER 1968, S. 40)

² «Inventing traditions [...] is essentially a process of formalization and ritualization, characterized by reference to the past, if only by imposing repetition» (HOBSBAWM/RANGER 1992, S. 4). Erfundene Traditionen sind nach Eric Hobsbawm und Terence Ranger historische Fiktionen, die oft gezielt konstruiert werden, um die kulturelle Identität einer Gruppe zu begründen und vor allem Machtansprüche zu legitimieren. Man denke in Italien an das erfundene ‚Padanien‘ der Lega Nord, das sich dem Nationalstaat gegenüber als «authentisch» zu präsentieren versucht.

tale Obdachlosigkeit» sehnt, kann doch «etwas Kompliziertes wie Heimat nicht einfach an banal-geografischen Koordinaten» (ZEH 2005, S. 53) festgemacht werden.

Viele der Schriftsteller sind mittlerweile auch nicht mehr nach Kriterien der nationalen Zugehörigkeit einordbar. Mit dem Verhältnis zwischen Heimat und Fremde, und mit einem diskutierbaren *topos*, nämlich dem einer territorialen Heimat in der Sprache³, setzt sich das Schreiben von sogenannten Migrations-Autoren oder Autoren außerhalb ihrer Muttersprache auseinander, wobei sie gerade die Vorstellung, dass sie eine neue Heimat in der Ankunftssprache erwerben, in Frage stellen. Sprache und Land werden oft in einem nicht bezeugten Modus miteinander verflochten, wobei Sprache zu einem Raum der verschiedenen Ursprünge wird. In der Tat setzt die Auffassung, dass die Sprache in Exil, Diaspora oder Migration eine Heimat darstellen könnte, die Idee voraus, dass Heimat ein Ort der Authentizität sein kann, mit dem sich die Sprache als dessen Ersatz oder Anteil nur in Form von Betrauerung oder Zelebration und in Konsequenz in der Suche nach einer neuen Verwurzelung beschäftigen soll. Die interessantesten Fälle von Autoren und Autorinnen mit Migrationserfahrung innerhalb der deutschen Gegenwartsliteratur zeigen hingegen, dass es irreführend sein kann, auf diese Weise nach Spuren einer neuen Heimat zu suchen. Es erweist sich vielmehr spannend, zu analysieren, wie ihre Werke zu Orten des Überdenkens und Überlegens werden, zu Räumen einer *ImagiNation*⁴ oder einer *HalluziNation* – nach einem Text von Yoko Tawada (2004) –, in denen kulturelle Orientierung radikal neu durchdacht wird. In diesen literarischen Texten kommt es somit zu einer Re-lecture, auch einem Wieder- und Wider-Lesen der Geschichte und ihrer Transformationen, die sich als nicht von alten nationalistischen Denkkategorien beeinflusst erweist, sondern vielmehr andere räumliche Wahrnehmungsformen eröffnet. «Jede Nation» – heißt es bei Yoko Tawada – «hat unzählige Träume und Alpträume,

³ Vgl. die Ausführungen von Leslie A. ADELSON 2006, S. 36. Und weiter: «Wer nach Spuren der Heimat in zeitgenössischer kultureller Produktion fahndet, befindet sich also auf der falschen Fährte» (S. 40).

⁴ Vgl. die Studie von ANDERSON 2005. Nach Benedict Anderson ist die Nation eigentlich nur eine Imagination und alle Gemeinschaften, die größer sind als Dorf- und Familienverbände, «imaginär» oder «erfunden».

die nichts miteinander zu tun haben. Nicht die Nationalität, sondern die Räumlichkeit zwingt uns zusammenzubleiben» (TAWADA 2004, S. 176).

Diese Literatur der Schwellenerfahrung ist in den vergangenen Jahren verschiedenartig kategorisiert worden. Begriffe wie der einer «neuen Weltliteratur» (vgl. STURM-TRIGONAKIS 2007) und der einer exophonen Literatur⁵ sind für die Analyse der Texte herangezogen und in Opposition zu Minoritäten-Diskursen zu Recht verwendet worden, welche oft die deutschsprachige Literatur von AutorInnen nicht-deutscher Herkunft mit Etiketten wie MigrantInnenliteratur unvermeidlich in ein kleines Reservat für Minderheiten abgeschoben haben.

Jenseits der Dichotomien

Eine Abstraktion, die das Konzept der Migration kennzeichnet, ist die eines Bewegungsmodells, das von einem Ausgangspunkt zu einem Zielpunkt – repräsentiert durch die Heimat – führt, zum einen als Ursprung und zum anderen als neue Heimat in einer fremden Umgebung. Die sogenannte Literatur der Migration zeichnet sich aber eigentlich durch eine räumliche Ortsvielfalt aus, sie ist heute «in nicht unerheblichem Maße der Ort für diese bedeutungsvollen Auseinandersetzungen auf der individuellen Ebene, die zum Aufbrechen fest gefügter dichotomischer Vorstellungen vom Eigenen und Fremden führen könnten» (THORE 2004, S. 19). Dass man sich nicht eindeutig verorten kann, bringt z.B. der inzwischen sehr bekannte Wladimir Kaminer auf seine spielerische Art auf den Punkt, wenn er in einem Interview bemerkt: «die Sowjetunion ist meine Heimat, Berlin ist mein Zuhause, Russisch ist meine Muttersprache, deutschsprachiger Autor ist mein Beruf» (in WANNER 2005, S. 594). Im Hinblick auf die Texte Kaminers kann man nicht von Heimatlosigkeit oder einem fehlenden Zugehörigkeitsgefühl sprechen. Der Schriftsteller, der 1990 aus der ehemaligen Sowjetischen Union nach Berlin umsiedelte und mit seinem ersten literarischen Erfolg *Russendisko* (2000) rasend schnell zum Star der Berliner Kul-

⁵ Exophonie ist ein Terminus, der ursprünglich benutzt wurde, um afrikanische Literaturen in europäischen Sprachen zu charakterisieren und der bei Yoko Tawada andere erweiternde Valenzen entwickelt, indem die Autorin die ‚Anderssprachigkeit‘ und die Nichtzugehörigkeit der Sprache zum Sprecher sowohl thematisch als auch strukturell zur Basis ihrer Texte macht. Zur Erfassung von Tawadas Poetik schlägt Christine Ivanovic (IVANOVIC 2010, S. 172f.) zu Recht vor, die Kategorie der Exophonie zu verwenden.

turszene avancierte, zeigt großes Interesse an Themen der Fremdheit des eigenen Alltags. Die *Russendisko*, die dem Werk seinen Titel gibt, jene berühmte Diskothek, die der Autor mit einem Freund gründet und die sofort zu einem Hort des neuen ‚russischen‘ Berlins wird, erweist sich geradezu als Ort, der Heterogenes zur Vereinigung bringt. Der Raum oder die Räume, wie schon Henri Lefebvre in *La production de l'espace* (1974) konstatiert, werden hier als kulturelle Räume und als Kommunikationsräume, aber auch als Räume der frenetischen Kommerzialisierung ‚produziert‘. Von *Migration als Heimat. Von den literarischen Früchten vermeintlicher Verluste* (2009) schreibt Ilija Trojanow, deutscher Schriftsteller bulgarischer Abstammung. *Heimatt und andere fossile Träume* (1989) sind nach José F.A. Oliver, deutschsprachigem Schriftsteller, Sohn einer spanischen Gastarbeiterfamilie, die Erinnerungen an das Verlorene. Man trauert dem nicht mehr nach. Das Erinnern dieser Heimat ist selber ermattet, da die Sehnsucht nach ihr nachlässt. In dem Wortspiel «Heimatt» werden die Begriffe Heimat und matt eins, die Suche nach einem Ort, der nur eine Vorstellung von Heimat ist und der wirklich nicht erreichbar zu sein scheint, hat das lyrische Ich kraftlos gemacht.

Die Texte dieser Autoren repräsentieren also eine Literatur außerhalb des nationalen Kanons, die sich aber nicht nur im Gegensatz zu einer Nationalliteratur konstituiert. Sind sie dann einer globalen Literatur zuzuschreiben, in der Texte ohne Schwierigkeiten jenseits von nationalen Grenzen zirkulieren? In der Tat schreiben diese Autoren auch gegen die Idee einer einheitlichen globalisierten Welt. Eine Vielzahl von ihnen bricht mit diesen Konzepten und Zuschreibungen. Sie erzählen von ständigen Grenzgängen, bei denen Heimat und Fremde keine bipolaren Eindeutigkeiten darstellen, sondern pluralisiert und umgestaltet zu Prozessen der Raumkonstruktion, der Raumverwirrung oder der Raumdestruktion werden. Emblematisch dafür ist das Werk Yoko Tawadas, deren scharfer Blick gleichermaßen von einer spezifischen Fremdperspektive und von ihrem hervorragenden Sinn für Humor geprägt ist. Tawadas Texte, auf die ich besonders Bezug nehmen werde, entwerfen eine Form von Interkulturalität, die nicht aus der Vermittlung verschiedener Kulturen hervorgeht, sondern sich aus einem eigenen Raum begründet. Verortung und Abgrenzung, die Vorstellung von ‚fremd‘ und ‚eigen‘ werden ebenfalls als Formen einer aporetischen Heuristik vorgeführt. So werden Modelle der Fremdwahrnehmung artikuliert, die die Idee einer Sprache, einer geschlossenen kulturellen Ein-

heit innerhalb nationaler Grenzen, in Frage stellen. Tawadas Texte mit der Frage der Zugehörigkeit und ihr origineller Europa-Diskurs, der von einigen Sätzen wie der Titel des Essays *Eigentlich darf man es niemandem sagen, aber Europa gibt es nicht* (1996) oder die Bemerkung: «Europa ist ein Denkspiel, keine Zugehörigkeit» (TAWADA 2007, S. 17) skandiert wird, richtet sich gegen das Konzept der Tradition, wonach die europäische Identität auf eine Vergangenheit aufgebaut wird. Vom vermeintlichen Rand des Westens kommend, wendet sich der dezentrierte Blick der Autorin auf das Zentrum Europas⁶ und offenbart diesem, stellenweise mit grotesker Komik, was es nicht sieht. Tawadas Werk könnte nach Sigrid Weigel (2011) als ein einziger langer Kommentar zu einem Europa gelesen werden, das für die Schriftstellerin kein glattes, sich ständig bewegendes, flüssiges Europa ist, sondern viele Falten hat, die man nicht glattbügeln kann oder soll, wie die Autorin sagt: «[...] ich werde in die Falten hineinwandern und mich freiwillig in vielen Details verlieren, anstatt ein Bügeleisen in die Hand zu nehmen» (TAWADA 2004, S. 178). Viele von ihren Texten weisen z. B. auch darauf hin, dass die Vorstellung einer Welt ohne Grenzen falsch ist, und dass man sich nicht so einfach in einem «global village» befindet (BANOUN 2007, S. 133).

Dem Konzept der Globalität im Sinne einer Vereinheitlichung der Welt steht also die Autorin skeptisch gegenüber, da die Differenz neue Beobachtungs- und Wahrnehmungsmöglichkeiten eröffnet. Fremdheit ist dabei nicht das topografisch Exotische und Entfernte, sondern eine Vielzahl befremdlicher Erlebnisse, die dann als fremd bezeichnet werden, wenn die eigenen kulturellen Wahrnehmungs- und Deutungskonventionen scheitern und das Subjekt neue Erkenntniskategorien entwickeln muss. Zu den überstrapazierten Begriffen *Heimat* und *Heimweh* schrieb sie, als sie noch in Hamburg wohnte: «In Hamburg vermisse ich nichts. [...] Trotzdem fahre ich gerne nach Japan wegen des Gefühls, das ich als ‚Heimatlust‘ bezeichne. Die Heimatlust ist nicht der Heimatverlust. Das ist die Lust, die man empfindet, wenn man die eigene Heimat mit einem neuen Blick betrachtet» (TAWADA 1996, S. 135).

Tawadas Schreibbewegungen verlaufen auf der Grundlage einer ununterbrochenen Arbeit des Neuformulierens. Im Vordergrund steht die Ambivalenz im Wortmaterial sowie im Verhalten der Personen. Eine langan-

⁶ VAN DIJK (2008) bezeichnet Tawadas Schreiben als «re-writing Europe».

haltende Neugier, ein beständiges Nachfragen und Nachforschen, wodurch Unverständlichkeiten und Unsicherheiten zu Bestandteilen der Erzählstrategie werden, kennzeichnen ihre narrative Experimente. Sie üben dabei einen seismographischen Blick ein, der mit einem «strukturell-poietisch-performativen Literaturbegriff in Verbindung gebracht» (WÄGENBAUR 1998, S. 248) werden kann. Jenes schwerelose, lustvolle Unterwegssein verleiht Tawadas Wahrnehmung von Welt eine eigene Poesie der Fremdheit und der Differenz. In dieser konstruierten Fremde gewinnen die Wörter ein magisches neues Leben zwischen der «Muttersprache» und einer als neuer «Sprachmutter»⁷ empfundenen Fremdsprache. Tawada positioniert so das eigene Sprechen exophon⁸, «außerhalb der Leitgrößen (Sprache, Nation, Religion)» (IVANOVIC 2008, S. 223). Ohne Rekurs auf nationale Zugehörigkeit entstehen transnationale Schreibbewegungen, die der Autorin dazu dienen, eine Poetik der anhaltenden sprachlichen und kulturellen Verfremdung zu entwickeln. Dabei werden die Dichotomien von Ost und West, von Fremdem und Eigenem sowie die Entweder-Oder-Alternativen spielerisch erschüttert und dekonstruiert und es entwickelt sich eine positive und produktive Desorientierung: «[Aber] ich kann mir nichts Konkretes unter Zugehörigkeit vorstellen. Fühle ich mich der deutschen Sprache zugehörig? Fühle ich mich der japanischen Sprache zugehörig? Ich gehöre zu einer Sprache, die es nicht gibt, sonst würde ich keine Literatur schreiben» (TAWADA 2011, S. 6).

Mit unermüdlichem Eifer erforscht sie das ästhetische Potenzial der kulturellen Verschiedenheit und schafft Räume der poetologischen Reflexion. Die Inszenierung von Migrations- und Reiseerfahrungen kann oft als ironische Verfremdung ethnografischer Szenarien gelesen werden, in Texten, die sich als Übergangsräume gestalten, als Orte der Verwandlung, des Durchgangs und der Überschreitung von Schwellen, wo Phänomene erfasst werden, die kulturelle Dichotomien überschreiten.

⁷ Vgl. den Essay *Von der Muttersprache zur Sprachmutter* (in TAWADA 1996, S. 9-15) und u.a. folgende Stelle in *Überseezungen* (2002): «Gertrude Stein schrieb: ‚Ich bin Amerikanerin und ich habe die Hälfte meines Lebens in Paris gelebt, nicht die Hälfte, die mich gemacht hat, sondern die Hälfte, in der ich gemacht habe, was ich gemacht habe‘. Also könnte man vielleicht auch sagen: die Muttersprache macht die Person, die Person hingegen kann in einer Fremdsprache etwas machen» (S. 111).

⁸ Siehe Anm. 5.

Die HalluziNation: Yoko Tawadas Grenzerfahrungen

In ihrem Schreiben im Netz der Sprachen, in einem mehrsprachigen Netz⁹, entwirft Yoko Tawada eine höchst interessante interkulturelle Poetik und Sprachtheorie zugleich. Mit einem poetisch ergiebigen Staunen lässt sie uns allzu bekannte Wörter und allzu vertraute Dinge, die Rituale des Alltags und auch unseren seltsamen Umgang mit der Zeit so erleben, dass daraus fortwährend Eigenes und Fremdes entsteht. Die Texte, die von Grenzerfahrungen und Grenzgängen leben, werden auf verschiedene Weisen selbst zum Medium und Schauplatz von Grenzüberschreitungen: zwischen Erlebtem und Erfundenem, zwischen Wahrheit und Fiktion, zwischen unterschiedlichen Erzählformen sowie zwischen Identität und Alterität. Fast scheint es, als ob die Autorin ein minimalistisches Bild von sich selbst als Leserin entwürfe, das ihr größtmögliche Offenheit und Freiheit verleiht, um tiefgründig, aber dennoch mit verführerischer Leichtigkeit in eine unruhige Welt einzudringen, in der fortwährend Eigenes und Fremdes entstehen.

Der Raum, in dem sich dieses Schreiben verortet, ist also nicht die berühmte ‚Brücke‘ o das ‚Dazwischen‘, die man oft als Metapher verwendet, wenn man von Einwandererkulturen spricht. Die Metaphern des Zwischen bzw. des Dazwischen erweisen sich als nicht mehr so nützlich, wie sie vielleicht am Anfang des interkulturellen Diskurses noch erschienen, um die kulturellen und sprachlichen Dimensionen, die sich in diesem Schreiben entwickeln, zu erklären. Diese Bezeichnungen beharren nämlich hartnäckig auf territorialen Vorstellungen von Heimat und Fremde, die in den Texten gerade abgelöst und ersetzt werden, wobei verschiedene Wege, um epistemischen und essentialistischen Denkfallen und auch den Dichotomien zu entkommen, aufgezeigt werden. Statt von «zwischen» sollte man eher von Durchquerungen sprechen, wie von Leslie A. Adelson hervorgehoben, «not

⁹ «Nun lebe ich schon seit zwanzig Jahren in Hamburg. „Bist du zu einem anderen Menschen geworden?“ fragt man mich. [...] Eher ähnele ich einem Netz. Ein Netz verdichtet seine Struktur, wenn neue Züge aufgenommen werden. Dadurch entsteht ein neues Muster. Es gibt immer mehr Knoten, Unregelmäßigkeiten der dichten und lockeren Stellen, unvollendete Ecken, Zipfel, Löcher oder Überlagerungen. Dieses Netz, mit dem man winzige Planktone fangen kann, bezeichne ich als mehrsprachiges Netz» (TAWADA 2006, S. 17).

between, but across location, cultures, and languages»¹⁰. In diesem Zusammenhang hat Yoko Tawada auch nicht von Brücken und dem ‚Dazwischen‘ gesprochen, sondern von Schwellen, von Türschwellen, auf denen man stehen bleiben kann, noch nicht im einen Raum und nicht mehr im anderen.

Wie die Schriftstellerin (nationale) Grenzen und Identitäten verflüssigt, relativiert und multiperspektivisch dynamisiert, zeigt sich an vielen Motivkomplexen in ihren Werken. Es geht in allen Texten tatsächlich vielmehr um Orte des Umdenkens oder des Nichtwissens: «Ich bin in Europa, aber ich *weiß* nicht, wo ich bin» (TAWADA 2007, S. 11). Die phantomatische Dimension des nationalliterarischen Diskurses soll im Folgenden anhand des kurzen Textes *Die HalluziNation* näher betrachtet werden, in dem das Rätselhafte schon beim Titel der Erzählung beginnt. Am Anfang wird der Übergang in das Innere eines Flugzeuges durch einen Schlauch beschrieben. Das Flugzeug, das sich in der Luft bewegt, ist nirgendwo ‚zu Hause‘, ist «ein Tunnel, der in den Kosmos hinaufstürzt» (TAWADA 2004, S. 177). Wenn Heimaten sich als Territorien durch ihre Festigkeit¹¹ auszeichnen, bietet paradoxerweise für die Erzählerin-Protagonistin gerade das bewegliche Flugzeug, ein Ort im Bodenlosen, eine Geborgenheit, vielleicht eine Art Heimat, die aber auch nur eine *HalluziNation* ist. Die Tür spielt hier eine wichtige Rolle, da sie im Flugzeug unbedingt geschlossen sein und bleiben muss; die Notausgänge erlauben nur in Notfällen den Ausgang, gewähren aber niemandem den Zutritt durch ihre Öffnungen. Im Vergleich zum Himmel, zur Luft außerhalb des Flugzeugs, die viele fürchten, wird das Flugzeug zum Ort der Sicherheit, geschützt und abgeschlossen, in dem sich eine neue Gemeinschaft bildet, «eine Fluggemeinde, die keinen Unfall auf dem Plan hat» (TAWADA 2004, S. 177). Die Stabilität dieser Gemeinschaft ist paradoxerweise jedoch einzig und allein an die Schließung der Tür gebunden, was uns also die Ambivalenz jeder Wahrnehmung der Dinge offenbart: «Solange wir von der Außenwelt isoliert bleiben, fühlen wir uns sicher, auch in der tödlichen Kälte des Himmels» (TAWADA 2004, S. 177). Würde die Tür geöffnet, täte sich der unerforschte Raum dessen auf, was

¹⁰ Wobei sie die diesbezüglich Bemerkungen von Petra Fachinger wieder aufgreift (ADELSON 2013, S. 279). Mit ihrem *Manifest gegen das Dazwischen* (2006) hat Leslie A. Adelson das Denken und Sprechen vom Dazwischen scharf kritisiert.

¹¹ Vgl. dazu die interessanten Ausführungen von Erika HAMMER 2006/2007.

man nicht kennt, und das genau ist das Fremde. Der Himmel draußen wird also zu etwas Fremdem, was Angst macht: eine «beängstigende, ausländische Welt: der freie Himmel» (TAWADA 2004, S. 172).

An der Grenze zwischen Wirklichkeit und Traum/Halluzination (oder der Traum einer Nation) situiert sich die Notlandung der Ich-Erzählerin im Schnee, die zu Fuß den Ort erreichen soll, wo sie für eine Lesung erwartet wird. Das Einführen eines plötzlichen Schocks bricht kulturelle Bewertungen und Interpretationen auf, um den Boden, auf dem Identitäten errichtet werden, zu verschieben. Die Wanderung im Schnee – die die Ich-Erzählerin an den tragischen Spaziergang eines berühmten Schweizers, Robert Walser, erinnert – erlaubt ihr, in die ‚Falten‘ des Landes, in dem sie gelandet ist, der Schweiz, genussvoll hineinzugehen, indem die wirklichen und imaginären Bewegungen eben in diesen Falten konvergieren. Wie eine Geschichte im Traum, die plausibel aussieht, aber gar nicht logisch ist, weist die Erzählung eine besondere Überzeugungskraft auf und ist dennoch absurd.

Die Geschichte schlägt Räume und Orte vor, die als Settings für eine Erzählung unangemessen scheinen. Die Erzählung selber entpuppt sich aber als narratives Experiment, das die Deterritorialisierung nicht nur anspricht, sondern sie sogar über eine Art narratives Schwindelgefühl wahrnehmbar werden lässt. Der durch das Aufeinandertreffen heterogener Bilder aufgerufene literarische Raum zeigt die in der Engführung von Traum und Wirklichkeit angesiedelte Gegen-Erzählung der optischen Halluzination. Die Räume, in denen und aus denen diese Texte entstehen und die Räume, die durch die Texte Leben gewinnen, können als imaginäre Räume definiert werden. Wir bewegen uns und agieren in imaginären und realen Räumen - «Imagination is a social fact», stellt Appadurai fest: «It is the key component of the new global order» (APPADURAI 1995, S. 30)¹². Und die Literatur trägt diesem Spiel der Einbildungskraft bei, indem sie uns nicht in inexistente und erfundene Räume führt, sondern uns zeigt, wie jede Art von Raum, in dem wir uns befinden und bewegen, eine (ihm innewohnende) fiktive und imaginäre Dimension besitzt.

¹² Aus diesem Grund unterscheidet Appadurai auch nicht nach geographischen Räumen, sondern nennt «five dimensions of global cultural flows that can be termed (a) ethnoscaples, (b) mediascaples, (c) technoscaples, (d) ideoscaples, (e) financescaples» (APPADURAI 1995, S. 33).

Eine Reflexion über diesen Zustand findet man auch in anderen Texten Tawadas, wie z. B. im Essay *An der Spree* (während eines Gesprächs der in Deutschland lebenden Ich-Erzählerin mit einem Polizisten): «Ich bin keine Touristin, ich wohne hier. ‚Wie heißen die Menschen, die in Europa leben?‘ fragte ich ihn. ‚Ich weiß nicht. Einwanderer?‘, fragte er mich verunsichert» (TAWADA 2007, S. 14). Schreiben kann für diese Autorin eine extreme und überzogene Form des Lesens sein, in der gerade die Stadt Berlin aus den Buchstaben des Alphabets gemacht zu sein scheint:

Mit dem Warszawa-Express kam ich in «Berlin Zoologischer Garten» an und entdeckte in «Berlin» ein «B», im «Zoologischen» ein «C» und im Garten ein «A». Das Alphabet erinnerte mich an den Nahen Osten. Vilém Flusser schrieb: «Das A zeigt noch immer die Hörner des syriakischen Stiers, das B noch immer die Kuppeln des semitischen Hauses, das C (G) noch immer den Buckel des Kamels in der vorderasiatischen Wüste. Man schreibt das Alphabet, um die Wüste in der Sprache wachzurufen» (TAWADA 2007, S. 12).

Anhand in die Stadtlandschaft eingeschriebener, fremder Orte vollzieht die Erzählerin die wechselnden geographischen und linguistischen Konturen der Stadt nach, um Heim und Heimat zu vervielfältigen und sie zugleich charakteristischer Eigenheiten zu entleeren. Nichts bindet die Signifikate definitiv an ihre realen Referenten, deshalb läuft die Realität immer Gefahr, sich zu verflüchtigen. Schreibend schafft sich die Autorin andere Räume und ein Netz unvorhergesehener Bedeutungen, in dessen Mittelpunkt die Sprache als Ort des Magischen steht, wobei die Heimat, wo immer man sei oder sich befindet, «durch Lebenskünste und kluge Allianzen», um nochmal mit Sloterdijk zu sprechen, «fortwährend neu erfunden» (SLOTERDIJK 1999) wird oder werden muss.

Bibliographie

- ADELSON Leslie A., *Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen*, in Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Literatur und Migration*, «Text und Kritik», Sonderband IX/ 06, 36-47.
- ADELSON Leslie A., *Kosmopolitisch und parallel? Unterwegs auf «verrosteten Schienen» mit Yoko Tawada im postnationalen Roman Das nackte Auge* (2004), in Christine Meyer (Hg.), *Kosmopolitische «Germanophonie»: Postnationale Perspektiven in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Würzburg 2013, 273-292.

- AMIN, Ash/TRIFT Nigel, *Globalization, Institutions and Regional Development in Europe*, Oxford 1994.
- ANDERSON Benedict, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a.M., New York 2005.
- APPADURAI Arjun, *Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economic*, in *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1995, 27-47.
- BANOUN Bernard, *Words & Roots. Yoko Tawada's approach of Germany*, in Doug Slaymaker (Hg.), *Yoko Tawada. Voices from everywhere*, Lanham 2007, 125-135.
- DIJK Kari van, *Arriving in Eurasia: Yoko Tawadas Re-Writing Europe*, in Nele Bemon (Hg.), *Re-thinking Europe: literature and (trans)national identity*, Amsterdam 2008, 163-175.
- ESSELBORN Karl, *Vom Auszug in die Fremde zur interkulturellen Mobilität. Das Reisetema in aktuellen deutschsprachigen Prosatexten für den Bereich interkulturelle Germanistik/DaF*, in «Informationen Deutsch als Fremdsprache», 32. Jg. 2005, Nr. 1, 3-13.
- HAMMER Erika, *Über-Gänge(r). Schlüssellöcher, Türsteher und Notausgänge. Zur Problematik des Anderen in der interkulturellen Literatur*, in «Zeitschrift der Germanisten Rumäniens», Heft 1-2 (29-30) / 2006, Heft 1-2 (31-32) / 2007, 39-54.
- HOBBSAWM Eric J. / RANGER Terence, *The Invention of Tradition*, Cambridge 1992.
- IVANOVIC Christine, *Exophonie, Echophonie: Resonanzkörper und polyphone Räume bei Yoko Tawada*, in «Gegenwartsliteratur. Ein germanistisches Jahrbuch. A German Studies Yearbook», 7/2008, 223-247.
- IVANOVIC Christine, *Exophonie und Kulturanalyse. Tawadas Transformationen Benjamins*, in Dies. (Hg.), *Yoko Tawada. Poetik der Transformation*, Tübingen 2010, 171-206.
- KAMINER Wladimir, *Russendisko*, München 2000.
- LEFEBVRE Henri, *La production de l'espace*, Paris 1974.
- MECKLENBURG Norbert, *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*, München 1987.
- OLIVER José F. A., *Heimatt und andere fossile Träume*, Berlin 1989.
- SLOTERDIJK Peter, *Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt*, in «Der Spiegel» (1999), Sehnsucht nach Heimat-Spezial Heimat, 6 Online: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-13536502.html>
- STURM-TRIGONAKIS Elke, *Global playing in der Literatur. Ein Versuch über die Neue Weltliteratur*, Würzburg 2007.
- TAWADA Yoko, *Talisman*, Tübingen 1996.
- TAWADA Yoko, *Überseetzungen*, Tübingen 2002.

- TAWADA Yoko, *Die HalluziNation*, in Corina Caduff/ Reto Sorg (Hg.), *Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*, München 2004, 171-178.
- TAWADA Yoko, *Das nackte Auge*, Tübingen 2004a.
- TAWADA Yoko, *Schreiben in einer anderen Sprache*, in Daniel Grabis/ Eva Kastenhuber (Hg.), *In mehreren Sprachen leben. Literaturwissenschaftliche, sprachdidaktische und sprachwissenschaftliche Aspekte der Mehrsprachigkeit*, Bordeaux 2006, 17-20.
- TAWADA Yoko, *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*, Tübingen 2007.
- TAWADA Yoko, *Über Literaturpreise, Zugehörigkeitsgefühle und das Fragmentarische als Vorspeise. Ein Küchengespräch zwischen Yoko Tawada und José F.A. Oliver*, in «Chamisso- Magazin», Oktober 2011, Nr. 6, 4-8.
[http://www.bosch-stiftung.de/content/language2/downloads/Chamisso Magazin_06_2011.pdf](http://www.bosch-stiftung.de/content/language2/downloads/Chamisso_Magazin_06_2011.pdf)
- THORE Petra, «*wer bist du hier in dieser stadt, in diesem land, in dieser neuen welt*». *Die Identitätsbalance in der Fremde in ausgewählten Werken der deutschsprachigen Migrantenliteratur*, Stockholm 2004. Online: <http://www.diva-portal.org/smash/get/diva2:164470/FULLTEXT01.pdf>
- TROJANOV Ilija, *Migration als Heimat. Von den literarischen Früchten der Entwurzelung und den Agenten der Mehrsprachigkeit*, Neue Zürcher Zeitung, 30. November 2009. online: <http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/uebersicht/migration-als-heimat-1.4081973>
- WALSER Martin, *Heimatkunde*, in *Heimatkunde*, Frankfur a. M. 1968, 40-50.
- WANNER Adrian, *Wladimir Kaminer: A Russian Picaro Conquers Germany*, in «The Russian Review», 64. 2005, Heft 4, 590-604.
- WÄGENBAUR Thomas, *Narrative Ethik. Das Paradox der Ethik als Kybernethik der Literatur*, in Markus Heilmann/Thomas Wägenbaur (Hg.), *Im Bann der Zeichen. Die Angst vor Verantwortung in Literatur und Literaturwissenschaft*, Würzburg 1998, 229-256.
- WEIGEL Sigrid, *Europa' als Schauplatz der Geburt des Schreib-Ichs aus dem Nichts*, in «Text+Kritik», Heft 191/192, Juli 2011, 19-29.
- ZEH Juli, *Wohnsitz für die Seele*, in «StadtAnsichten», 2005, Nr. 14, 52-54.

ÜBERSETZTE RÄUME.

LITERATUR UND/DER DEPLATZIERUNG

von

Dieter Heimböckel

Luxemburg

Wir leben im «Zeitalter des Raumes»¹. So hat es Michel Foucault zu Beginn seiner Schrift *Von anderen Räumen* (1967) in einer Formulierung, die als eine der Kernaussagen des *spatial turn* gilt, jedenfalls auf den Punkt gebracht. Unter diesen Voraussetzungen muss die Frage nach dem kulturellen Raum und der kulturellen Identität im Zeichen der Globalisierung prinzipiell anders oder möglicherweise sogar neu gestellt werden. Denn Migration, kulturelle Adaptionen und inter- bzw. transkulturelle Transfers mit ihrer Wirkung auf das Alltagsleben und die urbane Wirklichkeit sind naturgemäß ebensolche Produktionselemente der räumlichen Praxis wie jede andere gesellschaftliche Handlung in einem bestimmten Raum auch. Die Literatur hat auf diese Entwicklung schon längst reagiert, sei es dadurch, dass sie die sich verändernden Räume (Heimat, Nation etc.) durch Erinnerung rekonstruiert, oder sei es dadurch, dass sie die prinzipielle Konstruiertheit solcher Räume ins Bewusstsein hebt. Der Beitrag greift dieses Spannungsverhältnis auf, indem er Räume in ihrer translationalen Bedingtheit in den Blick zu nehmen sucht und die (Gegenwarts-)Literatur danach befragt, inwieweit sie Räume als übersetzt versteht und dabei das Verhältnis von Kunst und territorialer Bindung reflektiert bzw. problematisiert.

Die Krux (mit) der Übersetzung

Ich stelle meine Ausführungen unter Voraussetzungen, die ich Beobachtungen und Erfahrungen aus meiner nichtwissenschaftlichen Arbeit entneh-

¹ FOUCAULT 2006, S. 317.

me. Bis Anfang 2013 schrieb ich eine Kolumne für das Luxemburger «Tagblatt». Sie erschien dort vierzehntägig in der Wochenendausgabe unter dem Namen *Flöz*. *Flöz* war als ABCDarium organisiert und widmete sich Themen, die der jeweilige Buchstabe zufällig mit sich bringt. Angefangen hatte *Flöz* mit *A wie Anfang*.

Die Namensgebung *Flöz* hat dabei einerseits mit meinem Herkunfts- und Schreibort zu tun – mit dem Ruhrgebiet und dem ehemaligen Erzrevier in Esch, wo Flöze als ausgedehnte Lagerstätten für Rohstoffe, die parallel zur Gesteinsschichtung verlaufen, zu finden sind –; sie lieferte andererseits aber auch den metaphorischen Impuls für eine Suchbewegung durch das ABC gedanklicher Rohstoffe. Das Konzept der Kolumne war insofern, nach den Dingen unter den Dingen beziehungsweise nach den Texten unter den Texten zu fragen und so Gewohntes ungewohnt zu machen. Sein metaphorisches Potential öffnete die Bezeichnung zudem dadurch, dass Flöze überraschende Formate in Ausdehnung, Größe und Ergiebigkeit aufweisen. So sind bis dreißig Meter mächtige Kohlenflöze bekannt, allerdings sind die ursprüngliche Lage und der Zusammenhang der Flöze häufig durch Verwerfungen unterbrochen. Durch geologische Sprünge hört ein Flöz plötzlich auf und findet sich dann zum Beispiel viele Meter tiefer wieder. Solche Sprünge und Verwerfungen nennt man in der Geologie und in der Sprache des Bergbaus auch Verschiebungen².

Eine Verschiebung bildete den Rahmen für die im zurückliegenden Januar erschienene Kolumne *X wie Krux*³. Um eine Krux handelt es sich beim *X* deshalb, weil, wie im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm zu lesen ist, kein deutsches Wort mit *X* anfangen und auch in der Mitte und am Ende es nur dann gebraucht werde, wenn die Abstammung dunkel sei und man nicht wisse, ob man *X* in *chs*, *cks*, *gs* oder *ks* auflösen solle⁴. Den Wert von *X* stufte Klopstock so niedrig ein, dass er rigoros für die Abschaffung des Buchstabens plädierte⁵. Dabei hatte der solchermaßen stigmatisierte Buchstabe literarisch durchaus für Furore gesorgt. In Shakespeares *König Lear* heißt es in der von August Wilhelm Schlegel,

² Vgl. HEIMBÖCKEL 2012a.

³ Vgl. HEIMBÖCKEL 2013.

⁴ GRIMM 1984, XXX, Sp. 2560. Das Grimm'sche Wörterbuch bezieht sich hierbei auf: ADELUNG 1808, IV, S. 1640.

⁵ Vgl. *Ibidem*.

Dorothea Tieck und Wolf Graf Baudissin besorgten Übersetzung aus dem Munde des Grafen von Kent: «Ei du verzwicktes X, unnützer Buchstab!»⁶ In der Kolumne zitierte ich diese Äußerung zu Beginn und wiederholte sie am Ende, allerdings in dem Wortlaut des englischen Originals: «Thou whoreson zed! thou unnecessary letter!»,⁷ mit dem Ergebnis, dass sich eine Leserin des Tageblatts online zu folgendem Kommentar veranlasst sah: «Z a net X. wéisou en Artikel iwwert den x wann de Shakespeare den z mengt?»⁸

Die Leserin folgte in diesem Fall meiner inszenierten Verschiebung nicht. Die Kolumne hätte, obwohl sie sich vorzugsweise mit dem Buchstaben *X* auseinandersetzt, die Treue zum Original bewahren und daher ganz anders geschrieben werden müssen. Statt über *X wie Krux* wäre es angemessener gewesen, wenn ich mich dem Thema *Z wie Kreuz* gewidmet hätte. Der Buchstabe *Z* ist im Deutschen aber kein Außenseiter, was er im Englischen sehr wohl ist. Dem folgte die Übersetzung seinerzeit, um nicht eine strikte Äquivalenz zwischen Original und übersetztem Text herzustellen, sondern um die Übersetzung auf den Verstehenshorizont des zeitgenössischen Lesers auszurichten. Im Sinne der Skopostheorie gerät damit translatorisch über sprachliche Erwägungen hinaus die Interdependenz von Sprache und Kultur in den Blick.

Wenn ich den Originalwortlaut nicht zitiert hätte, hätte sich die Tageblatt-Leserin vermutlich nicht beschwert; der Text wäre kohärent gewesen und Shakespeare ein Autor, auf den die deutsche Kultur auch Anspruch erheben kann. Von *Shakespeare und dem deutschen Geist* hat Friedrich Gundolf schon 1911 gehandelt. In dem auf den ersten Blick marginalen Unterschied zwischen *X* und *Z* wird eine Differenz verhandelt, die durch die Übersetzung zurückgenommen wird. Die partikuläre Außenseiterschaft des *X* wird solchermaßen universalisiert. Auf der anderen Seite aber bleibt im Kontext der Äußerung ein Fremdes eingetragen, das auch die Übersetzung nicht zu tilgen vermag. Insofern haben wir es im konkreten Fall des *X / Z* mit einem sowohl inter- als auch intrakulturellen Phänomen zu tun, das nachfolgend in den Kontext einer Theorie der Verschiebung und ihrer

⁶ SHAKESPEARE 2000, IV, S. 533.

⁷ SHAKESPEARE 1997, S. 229.

⁸ Siehe den Leserkommentar vom 05.01.2013 unter: <http://www.tageblatt.lu/kultur/story/28210949> (zuletzt eingesehen am 08.01.2014).

historisch-systematischen Herleitung gestellt werden soll. Yoko Tawadas theoretische und literarische Auseinandersetzung mit Fragen der Übersetzung werden dabei den konkreten Ausgangs- und Zielpunkt meiner weiteren Ausführungen bilden.

Displacement – Deplatzierung – Déplacement

Das Oeuvre Yoko Tawadas steht exemplarisch für eine in der Gegenwartsliteratur charakteristische Annäherung von Literatur und Theorie, die in ihren Texten mitunter übergängig, aber immer wieder auch so angelegt ist, dass man sie trennscharf nicht voneinander abgrenzen kann. Das gilt bezeichnenderweise auch für ihre Dissertation *Spielzeug und Sprachmagie* (2000), deren Literaturverzeichnis bereits Auskunft gibt über die Bedeutung, die besonders der französische Strukturalismus und Poststrukturalismus für die Ausbildung ihrer dort entwickelten ethnologischen Poetologie bildet. Jean Baudrillard, Gilles Deleuze, Jacques Derrida, Michel Foucault, Felix Guattari, Jacques Lacan, Claude Lévy-Strauss, dazu als *primus inter pares* Roland Barthes und nicht zuletzt Michel Leiris, dessen Dichtung und Ethnologie selbst ins Zentrum eines Kapitels rückt. In der einleitenden Programmatik ihrer Dissertation wird, was für meine Ausführungen wesentlich ist, die Diskurshoheit der westlichen Ethnologie umgekehrt und solchermaßen zur Erforschung der europäischen Kultur genutzt:

Eine Umkehr dieses Blickes, eine Rückwendung dieses ‘ethnologischen’ Modells auf die europäische Literatur [...] verspricht eine Bereicherung. Denn die Aufteilung der Gegenstandsbereiche in der Untersuchung der ‘eigenen’ Kultur und die damit verbundene disziplinäre Spezialisierung sind nicht allein dadurch zu erklären, daß die Erforschung der ‘eigenen’ Kultur eine längere Tradition und deshalb differenziertere Verfahren der Untersuchung ausgebildet hat. Vielmehr steckt darin auch eine Weigerung, die abendländische Kultur, Wissenschaft und Technik ‘ethnologisch’ zu betrachten⁹.

In der «Umkehr dieses Blickes» ist das Vorgehen als Gegenschritt in dem angesprochenen Sinne zum Teil bereits markiert. Denn durch die Beobachtung des ethnographischen Beobachters wird das interkulturelle

⁹ TAWADA 2000, S. 13f.

Verständigungsmuster grundsätzlich verändert; als eine Art des Zurückschreibens, in der das Bekannte modifiziert, transformiert und verschoben wird¹⁰. Damit schließt Yoko Tawada an eine experimentelle Form der ethnologischen Betrachtung an, die der amerikanische Kulturanthropologe James Clifford als «poetics of displacement» bezeichnet hat¹¹. Gemeint ist damit eine Strategie des *re-writing* oder *writing back*, «des Schreibens, Umschreibens und Übersetzens, auch der Visualisierung und der Aufführung (*Performance*), mit der der Forscher einen Zugang zu den fremden Kulturen sucht und dabei seine ihm eigenen Erkenntnismöglichkeiten und hermeneutischen Fähigkeiten aufs Spiel setzt»¹². Clifford hatte seine Untersuchung hierbei vor allem auf das Werk Viktor Segalens und Michel Leiris' bezogen und in diesem Zusammenhang Theorie als «inseparable from displacement, transfer, and travel» verstanden¹³. In der postkolonialen Theoriebildung wurde die Denkfigur des *displacement* nachfolgend prominent von Homi K. Bhabha aufgegriffen, verstanden als ein Modus, der «die binäre Logik, mit der auf Differenz beruhende Identitäten – Schwarz/Weiß, Selbst/Anderer – oft konstruiert werden», auflöst und Grenzen «zwischen Heim und Welt» verschwimmen lässt¹⁴. «Ich möchte mich», so Bhabha, «an die wandernden Randgebiete kultureller De-platzierung (die jeden tiefgründigen oder 'authentischen' Sinn von Begriffen wie 'nationale' Kultur oder 'organischer' Intellektueller vereitelt) begeben und fragen, worin die Funktion einer engagierten theoretischen Perspektive bestehen könnte, wenn man die kulturelle und historische Hybridität der postkolonialen Welt zum paradigmatischen Ausgangspunkt nimmt»¹⁵.

Die in dem deutschen Text mit einem Gedankenstrich versehene Übersetzung von *displacement* («De-platzierung») könnte man selbst als einen Akt der Verschiebung dessen deuten, was in dem Begriff als Vorgang ausgedrückt werden soll. Dabei ist der Begriff der Verschiebung historisch so weitreichend, dass er einer übergeordneten Reflexion bedarf, um einerseits das in ihm liegende Potential für das Feld der Übersetzung im Allgemeinen

¹⁰ Vgl. SCHERPE 1997, S. 303f.

¹¹ CLIFFORD 1988, S. 152ff.

¹² SCHERPE 1997, S. 297.

¹³ CLIFFORD 1988, S. 158.

¹⁴ BHABHA 2000, S. 5 u. 14.

¹⁵ *Ebd.*, S. 32.

und das der kulturellen Übersetzung im Besonderen zu entfalten und andererseits die Theorieproblematik zu entschärfen, der sich die amerikanische Kulturanthropologie, mehr noch aber der Postkolonialismus von Anfang an ausgesetzt sahen: dass nämlich seine Kritik am Eurozentrismus im Wesentlichen unter den Prämissen der europäischen, speziell der französischen Theoriebildung erfolgt sei¹⁶. Der Begriff des *displacement* ist geradezu ein Paradebeispiel dafür, weil er als *déplacement* im französischen Poststrukturalismus von zentraler Bedeutung ist und seiner Genese nach auf Freuds Traumdeutung im Sinne einer Diskursbegründung zurückweist. So gehört für Freud die «dezentrierende Macht Verschiebung»¹⁷ zu den Hauptmitteln der Traumentstellung. «Der Erfolg dieser Verschiebung ist», so Freud, «daß der Trauminhalt dem Kern der Traumgedanken nicht mehr gleichsieht, daß der Traum nur eine Entstellung des Traumwunsches im Unbewußten wiedergibt»¹⁸. Der unmittelbare Zusammenhang zwischen Verschiebung und *déplacement* stellt nachfolgend Lacan in seiner an Freuds Traumdeutung angelehnten Theorie der Metonymie her. Lacan begriff Verschiebung – «im Französischen *déplacement*, was», so Lacan, «dem deutschen Ausdruck näher kommt»¹⁹ – als Umstellung der Bedeutung und gibt dem Begriff damit eine Kontur, deren Funktionsweise nach dem Modell des unablässigen Verweisens der Signifikanten untereinander wiederum auf Derridas Begriff der *différance* verweist, wobei man das *déplacement*, worauf Homi K. Bhabha aufmerksam gemacht hat, als einen Vorgang der *différance* verstehen kann oder sogar verstehen muss²⁰. Dabei ist die sich mit Homi Bhabha vollziehende Ausweitung des Verschiebungskonzepts auf räumliche Phänomene bereits bei Roland Barthes vorgeprägt, bei dem es zu einem «Grundverfahren im (theoretischen wie literarischen) Schreiben» avanciert, um Möglichkeiten «für neue Überlegungen, für neue Perspektivierungen zu gewinnen»²¹, die man so oder in anderer Form nicht erwartet hat. «*Se déplacer*», heißt es in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France, «peut donc vouloir dire: se porter là où l'on ne vous attend

¹⁶ Vgl. CASTRO VARELA / DHAWAN 2005, S. 119.

¹⁷ GEISENHANSLÜKE 2008, S. 40.

¹⁸ FREUD 2000, S. 307.

¹⁹ LACAN 1975, S. 36.

²⁰ Vgl. BHABHA 2000, S. 159f. Zur Äquivalenz von *déplacement* und *différance* vgl. etwa DERRIDA 1997, S. 415, sowie den Beleg bei FRANK 1993, S. 207.

²¹ ETTE 1998, S. 64.

pas ou encore et plus radicalement, *abjurer* ce qu'on a écrit (mais non forcément ce qu'on a pensé), lorsque le pouvoir grégaire l'utilise et l'asservit»²².

Bei der Denkfigur der Verschiebung bzw. Deplatzierung haben wir es infolgedessen mit einem semantisch und theoretisch hochgradig aufgeladenen Phänomen zu tun, dessen begriffliche Komplexität bei seinem Gebrauch nicht nur mitgedacht werden sollte, sondern das aufgrund seiner sprachlichen, psychologischen, ästhetischen, analytischen und räumlichen Dimension sich zur Beschreibung von literarischen und kulturellen Übersetzungsphänomenen geradezu anbietet. Er trägt damit – ob im Sinne des Übersetzungsbegriffs von Anthony Pym, der Übersetzung als eine Metapher für Menschen in Bewegung versteht²³, oder im Lichte der «Travelling concepts» von Mieke Bal (2002) – dem Nomadischen der Sprache ebenso Rechnung wie den Effekten liminaler und kulturell übergängiger Räume, wie wir sie historisch aus Prag und Triest um 1900 oder aktuell in der globalisierten Welt kennen. Der Gefahr der eurozentrischen Rückbindung entgeht der Begriff gerade durch seine Komplexität, aber auch dadurch, dass im Akt der Verschiebung sie selbst und unentwegt aufs Spiel gesetzt bzw. verschoben wird. Die Verschiebung ist der Garant dafür, dass Grenzen überschritten und Grenzziehungen, die zur Erzeugung von Hegemonien oder räumlichen Containervorstellungen beitragen könnten, reflektiert und zugleich außer Kraft gesetzt werden. Werner Hamacher hat diesen Zusammenhang kürzlich in einem übersetzungstheoretischen Beitrag, der die Krux der Übersetzung in ihrer Paradoxie verortet sieht, dass sie einer Sprache das Wort in einer anderen erteilt, indem sie ihr das Wort in ihrer eigenen Sprache entzieht, erhellend auf den Punkt gebracht. Übersetzung, schreibt Hamacher, «durchquert nicht nur den Zwischenraum zwischen den Sprachen, sondern öffnet oder erweitert ihn, setzt nicht nur über Grenzen hinweg, sondern verschiebt und erhält sie in ihrer Verschiebung»²⁴.

²² BARTHES 1980, S. 38. Übersetzt: «*Sich fortbewegen* kann also heißen: sich dorthin begeben, wo man nicht erwartet wird, oder auch, auf radikaler Weise, *widerrufen*, was man geschrieben hat (nicht unbedingt, was man gedacht hat), wenn die Herdenmacht es benutzt und in ihre Dienste nimmt». *Ebd.*, S. 39.

²³ Vgl. BUDEN 2005, S. 51.

²⁴ HAMACHER 2010, S. 13.

Übersetzung als intra- und interkulturelle Verschiebepaxis bei Yoko Tawada. Mit einem Seitenblick auf den Luxemburger Schriftsteller Jean Portante

Die Frage, welche Bewandnis *displacements* (oder Verschiebungen) für Yoko Tawada haben, erschließt sich für mich aus zwei Perspektiven. Damit ist einerseits die Position bzw. der Nicht-Ort gemeint, von dem aus Tawada als eine Deutsch schreibende Autorin japanischer Herkunft, als eine Japanisch schreibende Autorin, die in Deutschland wohnt, und als mehrsprachige Nomadin ihre Werke verfasst, als auch die produktionsästhetische Seite einer sprachlichen Verschiebungspraxis, unter der geläufige Aneignungen, Wahrnehmungen und Begriffe – wie ein bewegliches Heer von Metaphern – in der Schwebelage gehalten werden. Dabei spielt die (Selbst-)Verortung immer wieder eine zentrale Rolle in ihren Sprach- und Identitätsüberlegungen: So heißt es in dem 2007 erschienenen Essayband *Sprachpolizei und Spielpolyglotte*: «Eine Unterscheidung zwischen Tradition und Moderne oder zwischen japanischer und europäischer Kultur existierte für mich nicht. [...] Ich war nie in der Situation gewesen, behaupten zu müssen, es könnte etwas geben, das ich als mein Eigenes bezeichnen müsste». Und: «Wenn die Leser anfangen zu glauben, in meinen Texten den japanischen Blick auf Europa finden zu können, fühle ich mich wie zurückgestoßen und eingesperrt in einer Zelle namens Herkunft»²⁵. Das Remedium, das sich Yoko Tawada daher verschreibt, sind Ortswechsel. Aber der Ortswechsel alleine – die Selbst-Entortung oder – Deplatzierung – genügt nicht, wenn die eigene Sprache nicht oder nicht grundsätzlich von ihr betroffen ist. Und die eigene Sprache wäre, spätestens seit Derridas *Monolinguisme de l'autre*, per se als deplatziert zu denken, insofern sie immer auch die Sprache des Anderen ist. Das heißt: Die eine Sprache, die wir zu haben meinen, gehört uns nicht. «Meine Sprache [...] ist die Sprache des anderen»²⁶. Allgemeiner (in den Worten Derridas): «eine Sprache ist etwas, das nicht gehört»²⁷. Das heißt: Jedes beliebige Subjekt spricht eine Sprache, die nie seine eigene war. Es gibt keinen «angestammten Besitz der Sprache [...], keinen natürlichen oder legitimen Erb- und Besitzanspruch auf die von der Mutter, der Fami-

²⁵ TAWADA 2007, S. 118 u. 101.

²⁶ DERRIDA 2003, S. 46.

²⁷ DERRIDA; zit. nach TRABANT 2007, S. 60.

lie, der Gemeinde oder der Nation erworbene Sprache [...]. Es gibt nur *Tradition* und *Initiation*»²⁸. Und das heißt auch: Sprache kommt immer schon vom Anderen her und ist in dieser Andersheit unverfügbar – mit der Konsequenz, dass ebenso die Entscheidung zwischen Mutter- und Fremdsprache in Zweifel gezogen werden müsste.

Insofern gibt es keine Position uneingeschränkter Wahrnehmungshoheit, sie selbst wird zur Disposition gestellt, und dies vor allem dort, wo es in der Sprache des Beobachters geschieht. Dass er sich ihrer sicher sein könnte, bildet ebenso einen Trugschluss wie die Vorstellung, dass die Wahrnehmung in diese rein übersetzbar wäre. «Wenn wir gewohnt sind, alles in der normalen japanischen Syntax zu denken», äußerte Yoko Tawada einmal in einem Interview, «dann sehen wir und beobachten auch alles in dieser Syntax. Die Welt existiert aber eigentlich nicht in der Syntax, so dass diese genormte Sichtweise also Verwirrungen verursacht. Weil man aber so sehr daran gewöhnt und angepaßt [sic!] ist, kann man nur die Dinge, die zu dieser gezwungenen Norm passen, erkennen und verliert so an Sehschärfe»²⁹. Es gehört zum Charakter der Sprache des Anderen, dass sich in ihr eine Dominanz ausdrückt, deren Gewalt sich der Sprecher nur schwerlich entziehen kann. Sie ist – im Wesentlichen – usurpatorisch und suggeriert darüber hinaus die Usurpation als Eigenheit des Eigenen, um sie, wie Derrida es formuliert, als «die Seinige»³⁰ – im Sinne des Usurpators – aufzurichten. Von einer solchen Usurpation spricht der «Orientalismus» Edward Saïds im postkolonialen Diskurs, und von einer solchen Usurpation spricht auch Roland Barthes mit Blick auf Syntax und Sprache, indem er sie in den Dienst einer Macht gestellt sieht, die, wie im Faschismus, «nicht am Sagen hindert», sondern «zum Sagen» zwingt³¹. Wenn Yoko Tawada von der Gewalt des Satzes spricht³², schließt sie unmittelbar an Roland Barthes an – ebenso in der Auffassung, dass der Verblendungszusammenhang, in dem die Benutzer der Sprache des Anderen stehen, nicht aufgelöst ist, sondern in ihrem Besitzanspruch weiter sein Unwesen treibt: «[...] ich spüre die

²⁸ WETZEL 2003, S. 146.

²⁹ OETTER, Barbara, *Pech für Leda. Das Prinzip der Verwandlung. Über Yoko Tawadas Kopfkissenbuch von 22 Frauen, Opium für Ovid*, in: «Freitag», 1.12.2000; zit. nach KERSTING 2006, S. 50.

³⁰ DERRIDA 2003, S. 44.

³¹ BARTHES 1980, S. 19.

³² Vgl. TAWADA 2007, S. 35

Machtgier der Menschen, die Sprache beherrschen zu wollen, um sie als Werkzeug verwenden zu können. Aber sie vergessen dabei, daß die Sprache sie schreibt und nicht umgekehrt»³³.

Die Sprache des Anderen unterliegt insofern einer Aneignung, die als Übersetzung den Prozess des Machens und damit die Sprache analog zu Raum und Kultur als etwas Gemachtem in den Fokus rückt. Es überrascht daher auch nicht, dass im Sprachdenken einer sich selbst zwischen Räumen und Kulturen bewegendem Autorin wie Yoko Tawada die Übersetzung insgesamt eine Schlüsselposition einnimmt und ein wesentliches Vehikel der Produktivität ihrer interkulturellen Sprachreflexion bildet³⁴. Auf die Bedeutung der Sprachphilosophie Walter Benjamins für ihr Werk, vor allem seiner beiden Essays *Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen* und *Die Aufgabe des Übersetzers*, ist bereits verschiedentlich hingewiesen worden³⁵. Von Bedeutung für die Übersetzungskonzeption Yoko Tawadas ist dabei, was sie von Benjamins Sprachphilosophie unterscheidet oder wo sie, an ihn anschließend, über ihn hinausgeht. Denn die Frage der Übersetzung ist bei Benjamin, zumal in dem Aufsatz *Über Sprache überhaupt*, prinzipiell noch einem messianischen Denken verpflichtet, das darauf ausgerichtet ist, die Bruchstücke der «durch den Prozeß der Geschichte zerschlagenen Einheit wieder zusammenzufügen»³⁶. Der Beziehung zur fremden Kultur sind im Sprachlichen, von dieser Warte aus, noch Fragen des Wesens und Ursprungs eingeschrieben, während das Phänomen eines Originals oder Urtextes bei Yoko Tawada eher keine Rolle spielt, dafür aber der in der unabgeschlossenen Übersetzung von Text zu Text virulent werdende Vorgang der Freisetzung bzw. Entgrenzung eine umso größere Bedeutung einnimmt. «Und jede Übersetzung bedeutet Verwandlung, was für einen Fundamentalisten Verfälschung bedeutet»³⁷.

Übersetzung und Verwandlung sind bei Yoko Tawada, ebenso wenig wie bei Derrida und Benjamin, voneinander zu trennen. Sie haben die Aufgabe, das «Immer-schon-Übersetztsein»³⁸ der Sprache des Anderen

³³ PERTHOLD, Sabine, *Eine Seesunge schlüpft in meinen Mund*, in: «Falter» 11 (1992), S. 26; zit. nach GUTJAHR 2006, S. 22.

³⁴ Vgl. hierzu weiterführend: HEIMBÖCKEL 2012b.

³⁵ Vgl. IVANOVIC 2010 sowie MAIER-KATKIN 2010.

³⁶ BRÖCKER 2000, S. 760.

³⁷ TAWADA 2007, S. 50.

³⁸ BACHMANN-MEDICK 2009, S. 248.

selbst mit Mitteln zu verdeutlichen, die zu ihrer Deformation und Unlesbarkeit beitragen. Mit Walter Benjamin beruft sich Yoko Tawada daher auf Rudolf Pannwitz, der den «grundsätzlichen Irrtum des Übertragenden» darin begründet sah, «dass er den zufälligen Stand der eigenen Sprache festhält anstatt sie durch die fremde Sprache gewaltig bewegen zu lassen»³⁹. Das sich gewaltige Bewegen lassen ist hierbei – wenn auch so von Pannwitz nicht intendiert – durchaus wörtlich zu nehmen: als eine Art der Verschiebung des Bekannten, wie sie von James Clifford für die Ethnologie als «Practices of Displacement» stark gemacht wurde⁴⁰.

Insofern die Grenzen zwischen Original und Übersetzung, zwischen Herkunfts- und Zielkultur verschwimmen, ist für Yoko Tawada Übersetzung aber nicht nur von der Muttersprache in die Fremdsprache (et vice versa), sondern auch als ein Vorgang in ein und derselben Sprache und Kultur von Belang. Das heißt, dass in dieser Sprache durch Übersetzung die Existenz einer anderen Sprache spürbar gemacht werden kann. Darum gibt es nach Yoko Tawada auch Texte, «die wie Übersetzungen wirken, obwohl sie keine sind. Kleist schrieb manchmal solche Texte, auch Kafka»⁴¹. Dadurch, dass Sprache immer schon mehrsprachig ist, spricht in der eigenen Sprache eine Fremdsprache und diese wiederum spricht die eigene Sprache als fremde⁴². Für diese Eigenheit der Andersheit der Sprache haben mehrsprachig veranlagte und operierende Autorinnen und Autoren ein besonderes Sensorium und Wissen entwickelt. So spricht der aus Italien stammend, in Luxemburg lebende und auf Französisch schreibende Autor Jean Portante mit Blick auf seine Arbeiten von einer «étrange langue»⁴³. Womit er eine sprachinterne Mehrsprachigkeit meint, bei der es sich oberflächlich um eine monolinguale (fremde) Schreibsprache handelt, in die sich aber bei näherer Betrachtung eine zweite, sei es die Herkunftssprache oder eine anderweitige Sprache, eingeschrieben hat. Als Portante bei einer Lesung in L'Aquila darum gebeten wurde, die italienische Übersetzung seiner Gedichte zu lesen und seine Übersetzerin die französische Originalfassung lesen

³⁹ TAWADA 2007, S. 89.

⁴⁰ CLIFFORD 1997, S. 3.

⁴¹ TAWADA 2001, S. 36.

⁴² Vgl. HAMACHER 2010, S. 23.

⁴³ PORTANTE 2006. Weiterführende Einsichten zu diesem Thema verdanke ich meiner Luxemburger Kollegin Jeanne E. Glesener. Vgl. hierzu GLESENER 2014.

zu lassen, wurde Portante mit der beunruhigenden Einsicht konfrontiert, dass das Italienische die eigentliche Originalsprache seiner Texte sei:

Qu'était-il advenu? Au fur et à mesure que j'avancais dans la lecture, je découvrais avec étonnement que ce que j'étais en train de lire n'était point la traduction de mes textes. Qu'en réalité, juste auparavant, quand de ma bouche émanaient les mots français, l'original donc, cette traduction avait fait son travail. Que la traduction due à la traductrice était la véritable version originale de mes poèmes, et non le texte que moi j'avais écrit avant et qui, dans sa bouche, sonnait soudain comme une traduction. Tout s'était inversé⁴⁴.

Das Phänomen der intralingualen Übersetzung begegnet – wenngleich anders ausgeprägt – auch im Werk Yoko Tawadas immer wieder und erlaubt ihr unter anderem die Einschätzung, dass Paul Celans Gedichte die Fähigkeit besäßen, ins Japanische hineinzublicken⁴⁵. Die Literatur ist nicht auf Räume und Kulturen fixiert, sondern trägt ihre Übergängigkeit aus. Allerdings sind Tawadas eigene intrakulturelle Übersetzungen das Produkt eines *writing back*, das sich in der intralingualen Deplatzierung der Herstellung von Eindeutigkeit widersetzt. Ihren Texten geht es nicht darum, Identität zu erzeugen, Anhaltspunkte zu liefern für eine Vorstellung, die auf Kohärenz basiert. Sie meditieren vielmehr «autant sur la non-identité entre langage, sujet, et appartenace ethnique, culturelle et nationale que sur la sémiotique et onto-esthétique de la mobilité spatio-temporelle»⁴⁶. Ihr sprachliches Handeln unterliegt damit zugleich einem Vorgang der Dynamisierung, die alles in Bewegung hält und habituell strikt voneinander Getrenntes einem permanenten Transformationsprozess aussetzt. Gegenüber einem solchen Dynamisierungsvorgang bleiben *volens nolens* auch Räume nicht immun. Sie sind wie die Sprache selbst als verschoben zu denken.

⁴⁴ PORTANTE 2007, S. 147. Übersetzt: «Was hat sich hier zugetragen? Im Laufe der Lektüre habe ich mit Verwunderung festgestellt, dass das, was ich gerade las, nicht die Übersetzung meiner Texte war. Kurz zuvor, als die französischen Wörter aus meinem Mund kamen, also die Originalfassung, hatte die Übersetzung bereits ihre Arbeit getan. Die Übersetzung der Übersetzerin war die eigentliche Originalfassung meiner Gedichte und nicht der Text, den ich davor geschrieben hatte. In ihrem Mund klang er [der französische Text] plötzlich wie eine Übersetzung. Alles war verdreht». (Übersetzung von Jeanne E. Glesener).

⁴⁵ Vgl. TAWADA 2008, S. 130

⁴⁶ MONNET 2010, S. 484.

Schlusswort

Wenn «Räume in ihrem Gemacht-Sein überhaupt nur als Produkt graphischer Operationen verständlich werden»⁴⁷, dann ist die Übersetzung ein sicheres Zeichen dafür, dass sie sich nicht mehr eindeutig voneinander abgrenzen lassen. Denn «Übersetzung ist ein authentisches Grenzwesen, das sich auf keine der Seiten, zwischen denen es vermittelt, restlos zurückziehen kann»⁴⁸. Was dadurch deutlich wird, ist nicht, dass Räume verschwinden, denn sie können ebenso wenig verschwinden, wie sie einfach da sind. Wer sie verabschiedet, hat sich unweigerlich mit ihrer Wiederkehr auseinanderzusetzen. Mit der Übersetzung im Sinne der hier abgehandelten Vorstellung von Deplatziierung wird aber nicht nur die Konstruiertheit von Räumen in den Blick gerückt, sondern auch deren prinzipielle Instabilität und Kontingenz. Im Akt der – literarisch inszenierten – Verschiebung wird gewissermaßen die Idee von stabilen geographischen und kulturellen Einheiten außer Kraft gesetzt.

Produktionsästhetisch geht die Instabilität im Werk Yoko Tawadas dabei vor allem aus dem in der unabgeschlossenen Übersetzung von Text zu Text virulent werdenden Vorgang der Freisetzung bzw. Entgrenzung hervor. Aus der «Unableitbarkeit des Anfangs»⁴⁹ wird so eine Bewegung permanenter Grenzüberschreitung in Gang gesetzt, mit der man wie in eine Wortfähre in die Sprache des Anderen übersetzt. Die Grenzüberschreitung erweist sich bei Yoko Tawada insofern als eine Form der Deplatziierung, durch die sich, wie es in den *Verwandlungen* heißt, «eine interessante Verschiebung, eine erfrischende Entstellung oder eine wahnhafte Verrückung» ergibt⁵⁰. Dass die Literatur so Herr in einem eigenen Hause wäre, erweist sich als ein Traum, der Raum für Verschiebungen gibt.

Literatur

ANGEHRN Emil, *Negativistische Hermeneutik. Zur Dialektik von Sinn und Nichtsinn*, in A. Hetzel (Hg.), *Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer*

⁴⁷ DÖRING/THIELMANN 2008, S. 17.

⁴⁸ BUDEN 2005, S. 54

⁴⁹ ANGEHRN 2009, S. 27.

⁵⁰ TAWADA 2001, S. 35.

- Philosophie des Nichtwissens. Festschrift für Gerhard Gamm*, Bielefeld 2009, 21-40.
- BACHMANN-MEDICK Doris, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, 3., neubearb. Aufl., Reinbek 2009.
- BAL Mieke, *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*, Toronto 2002.
- BARTHES Roland, *Leçon / Lektion. Antrittsvorlesung am Collège de France*, Frankfurt a.M. 1980.
- BENJAMIN Walter, *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von T. W. Adorno u. G. Scholem, hg. von R. Tiedemann u. H. Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1980.
- BHABHA Homi K., *Die Verortung der Kultur*, Tübingen 2000.
- BRÖCKER Michael, *Sprache*, in M. Opitz / E. Wizisla (Hg.), *Benjamins Begriffe*, II, Frankfurt a.M. 2000, S. 740-773.
- BUDEN Boris, *Der Schacht von Babel*, Berlin 2005.
- CASTRO VARELA María do Mar / DHAWAN, Nikita, *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld 2005.
- CLIFFORD James, *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*, Cambridge / Mass. 1988.
- CLIFFORD James, *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*, Cambridge u.a 1997.
- DERRIDA Jacques, *Die Schrift und die Differenz*, 7. Aufl., Frankfurt a.M. 1997.
- DERRIDA Jacques, *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese. Aus dem Französischen von M. Wetzels*, München 2003.
- DÖRING Jörg / THIELMANN Tristan, Einleitung: «Was lesen wir im Raum? Der *Spatial Turn* und das geheime Wissen der Geographie», in dies. (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, 7-45.
- ESSELBORN Karl, Übersetzungen aus einer Sprache, die es nicht gibt. *Interkulturalität, Globalisierung und Postmoderne in den Texten Yoko Tawadas*, in «Arcadia» 42 (2007), 2, 240-262.
- ETTE Ottmar, *Roland Barthes. Eine intellektuelle Biographie*, Frankfurt a.M. 1998.
- FOUCAULT Michel, *Von anderen Räumen* (1974). In J. Dünne / S. Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M. 2006, 317-329.
- FRANK Manfred, *Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie*, 3. Aufl., Frankfurt a.M. 1993.
- FREUD Sigmund, *Die Traumdeutung*, in ders., Studienausgabe, hg. von A. Mitscherlich, A. Richards u. J. Strachey, Frankfurt a.M. 2000, II.
- GEISENHANSLÜKE Achim, *Das Schibboleth der Psychoanalyse. Freuds Passagen der Schrift*, Bielefeld 2008.
- GLESENER JEANNE E., Zum Konzept der «étrange langue» bei Jean Portante. Über-

- legungen zur sprachinternen Mehrsprachigkeit, in T. Dembeck / G. Mein (Hg.), *Philologie und Mehrsprachigkeit*, Heidelberg 2014, 324-339
- GRIMM Jacob / GRIMM Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, 32 Bde. [I-XVI in 32 Tln.], Leipzig 1854-1954, Erg.-Bd., Quellenverzeichnis, ebd. 1971 – Nachdr. 33 Bde., München 1984.
- GUTJAHR Jacqueline, *Einladung zum Spiel – den Texten von Yoko Tawada auf der Spur*, in D. Grabis / E. Kastenhuber (Hg.), *In mehreren Sprachen leben. Literaturwissenschaftliche, sprachdidaktische und sprachwissenschaftliche Aspekte der Mehrsprachigkeit. Tagungsband des DAAD-Fachseminars 2005 in Bordeaux*, Bordeaux 2006, 21-41.
- HAMACHER Werner, *Kontraduktionen*, in G. Mein (Hg.), *Transmission. Übersetzung – Übertragung – Vermittlung*, Wien/Berlin 2010, 13-33.
- HEIMBÖCKEL Dieter, *V wie Verschiebung*, in «Tageblatt» (Luxemburg), 08./09.12.2012a.
- HEIMBÖCKEL Dieter, «Die Wörter dürfen nicht das sein, was sie meinen». Yoko Tawadas Beiträge zu einer interkulturellen Kritik der Sprache, in O. Gutjahr (Hg.), *Hamburger Gastprofessur für Interkulturelle Poetik. Yoko Tawada, Fremde Wasser. Vorlesungen und wissenschaftliche Beiträge*, Tübingen 2012b, 144-168.
- HEIMBÖCKEL Dieter, *X wie Krux*, in «Tageblatt» (Luxemburg), 05./06.01.2013.
- IVANOVIC Christine, *Exophonie und Kulturanalyse. Tawadas Transformationen Benjamins*, in dies. (Hg.), *Poetik der Transformationen. Beiträge zum Gesamtwerk*, Tübingen 2010, 171-206.
- KERSTING Ruth, *Fremdes Schreiben, Yoko Tawada*, Trier 2006.
- LACAN Jacques, *Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud*, in ders., *Schriften*, II, Olten 1975, 15-55.
- MAIER-KATKIN Birgit, *Über Polyglotte und Mitteilbarkeit. Yoko Tawada im benjaminischen Kontext der Sprache*, in «Études Germaniques» 65 (2010), 455-464.
- MONNET Livia, *Larcade de la littérature ou la profondeur de l'immédiat. Poétique des surface et traduction dans Übersetzungen de Yoko Tawada*, in «Études Germaniques» 65 (2010), 483-509
- PORTANTE Jean, *L'étrange langue*, in J. Boggiani et al., *Paroles et images de l'immigration. Langue, littérature et cinéma: témoins de la présence italienne au Luxembourg et dans la Grande Région*, Luxembourg 2006, 221-233.
- PORTANTE Jean, *Le travail du Poumon*, Bordeaux 2007.
- SCHERPE Klaus R., *Grenzgänge zwischen den Disziplinen. Ethnographie und Literaturwissenschaft*, in P. BODEN / H. DAINAT (Hg.), *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, Berlin 1997, 297-315.
- SHAKESPEARE William, *King Lear*, edited by R.A. Foakes, London 1997.
- SHAKESPEARE William, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, aus dem Englischen über-

- setzt von A. W. Schlegel, D. Tieck und W. Graf Baudissin, hg. von G. Klotz, Berlin 2000.
- TAWADA Yoko, *Spielzeug und Sprachmagie in der europäischen Literatur. Eine ethnologische Poetologie*, Tübingen 2000.
- TAWADA Yoko, *Verwandlungen. Tübinger Poetik-Vorlesungen*, 2. Aufl., Tübingen 2001.
- TAWADA Yoko, *Sprachpolizei und Sprachpolyglotte*, Tübingen 2007.
- TAWADA Yoko, *Talisman*, 6. Aufl., Tübingen 2008.
- TRABANT Jürgen, *Sprach-Passion. Derrida und die Anderssprachigkeit des Einsprachigen*, in S. Arndt et al. (Hg.), *Exophonie. Anders-Sprachigkeit (in) der Literatur*, Berlin 2007, 48-65.
- WETZEL Michael, *Alienationen. Jacques Derridas Dekonstruktion der Muttersprache*, in J. Derrida, *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*, München 2003, 141-154.

ERINNERUNGSDISKURSE ZUM OSTDEUTSCHEN
MASSENTRANSFER 1944-1950

VERTREIBUNGLITERATUREN ZWISCHEN BESATZUNG UND WENDE

von
Marco Falcone
Neapel

*Existenzverlust*¹

Nach dem Erfolg der Blitzkriege gegen Polen, Frankreich und Jugoslawien und in der festen Überzeugung, in wenigen Wochen auf dem Roten Platz in der Siegesparade aufmarschieren zu können, hatte die Wehrmacht im Juni 1941 die Sowjetunion angegriffen. Zwei Jahre zuvor hatte die deutsche Regierung mit der UdSSR einen Nichtangriffspakt, den sogenannten ‘Hitler-Stalin-Pakt’ (1939), unterzeichnet: gemeinsam hatten sie Polen besetzt und es sich aufgeteilt, gemeinsam hatten sie ihre Einflusszonen in Ostmitteleuropa vereinbart. Später konnten die deutschen Panzer – angetrieben mit sowjetischem Erdöl – Paris (1940) und Belgrad (1941) erreichen, während die deutschen Städte mit Getreide aus der UdSSR versorgt wurden. Trotzdem war die Sowjetunion für die deutsche nationalsozialistische Regierung der bolschewistische ‘Todfeind’ geblieben, der mit dem 1941 begonnenen ‘Vernichtungskrieg’ ausgelöscht werden sollte. Der *Generalplan Ost* hätte dann Russland durch deutsche Siedler ‘germanisieren’ sollen. Doch die Pläne der deutschen Regierung und der deutschen Generäle gingen nicht auf. Nach drei harten Jahren befand sich, was an der Ostfront von der Wehrmacht übriggeblieben war, auf dem Rückzug nach Westen. Indem die Rote Armee immer mehr sowjetische Gebiete von der deutschen

¹ Die vorliegende Arbeit wäre ohne die wissenschaftliche und menschliche Nähe von Frau Prof. Dr. Ulrike Böhmeler Fichera nie zustande gekommen. Dafür bedanke ich mich bei ihr besonders herzlich. Weiters danke ich Frau Prof. Dr. Giusi Zanasi für ihr freundliches Zuhören und für ihre Hinweise.

Besatzung befreite, wurde sie unmittelbar mit der Zerstörungen konfrontiert, die der Feind hinterlassen hatte. Während sich die Ostfront näherte, wurden im 'Reich' Vorbereitungen getroffen, um den sowjetischen Truppen zu widerstehen. Doch als im Winter 1944 die Rote Armee an der ostpreussischen Grenze stand, brach die Panik unter der ostdeutschen Bevölkerung aus. Sie begann eine massenhafte desorganisierte Westbewegung mit der Hoffnung, sich so schnell wie möglich im 'Reich' vor den sowjetischen Truppen zu retten. Diese 'Flüchtlinge' werden in ihre Herkunftsorte nicht zurückkehren dürfen. Die Millionen Deutsche, denen es nicht gelang vor der sowjetischen Besatzung die Oder-Neiße-Linie zu überschreiten, wurden in den folgenden Jahren aus den deutschen Gebieten ausgewiesen, die inzwischen in UdSSR, Polen und Tschechoslowakische Republik (wieder) eingegliedert worden waren.

Schon lange vor der deutschen Kapitulation (4. Mai 1945) wurde die Abtrennung von den Gebieten östlich der Oder und Neiße beschlossen, die wie Ostpreußen, Pommern, Ostbrandenburg, Schlesien seit dem Mittelalter deutsch besiedelt waren. Gleichzeitig wurde die Rückkehr des Sudetenlandes in die Tschechoslowakei bestimmt, wo die deutschen Siedlungen ebenfalls auf das Mittelalter zurückgingen. Die Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus diesen historischen Gebieten wurde bei den Treffen der 'Großen Drei' in Teheran (1943) und Jalta (1945) besprochen und schließlich in Potsdam (1945) von allen Siegermächten in Kraft gesetzt. Die Anwendung dieser Maßnahme wurde als schmerzhaftes, dennoch notwendiges Mittel betrachtet, denn «die Vertreibung der Deutschen sollte [...] innerhalb der neuen Grenzen Frieden stiften und die Minderheitsprobleme ein für allemal bereinigen»². Die Gefahr willkürlicher Grenzziehung, die am Ende des Ersten Weltkrieges durch den Friedensvertrag von Versailles (1919) kaum berücksichtigt worden war, sollte 1945 unbedingt vermieden werden. Der Bevölkerungstransfer wurde dann nicht nur von der UdSSR, Polen und Tschechoslowakei unternommen, sondern auch von Rumänien, Ungarn und Jugoslawien, wo sich seit mehreren Jahrhunderten volksdeutsche Minderheiten befanden. «Zum Mitleid mit den Millionen betroffener Deutscher neigte kaum jemand»³ auf der internationalen Szene, weil die Trauer für den erlittenen Krieg in Europa, der Zorn für die Zerstörungen

² BENZ 1995, S. 9

³ *Ebd.*, S. 9.

des Vernichtungskrieges gegen Polen und Sowjetunion und das Grauen um den eben entdeckten Holocaust zu groß waren. Obwohl die Alliierten darin übereingestimmt hatten, dass die Ausweisung der Deutschen auf geordnete und humane Weise geschehen sollte, wurde sie in vielen Fällen als Abrechnung mit den Ost- und Sudetendeutschen verstanden und rücksichtslos durchgeführt. Auch die englische und die US-amerikanische Regierung ignorierten «die schreckliche Brutalität, die die Verschickung von Menschen aus ihrer Heimat in unbekannte Gebiete bedeutet [...]. Häufig fanden Opfer von ethnischen Säuberungen auch nach dem Abebben von Mord und Chaos entweder während des Transports oder nach ihrer Ankunft am Zielort den Tod [...]. Selbst wenn die Vertriebenen ihre Zielorte in den jeweiligen Besatzungszonen erreichten, starben viele von ihnen, entkräftet durch Leid und Entwurzelung»⁴. Zwei Millionen Deutsche der vierzehn, die ihre Heimat östlich von Oder und Neiße verloren, kamen während des Transfers um.

Neuanfänge in der kalten Heimat

Die Ost- und Volksdeutschen, die in die besetzten Zonen geströmt waren, stellten für die alliierten Besatzungsmächte erhebliche Probleme dar, denn sie «erwarteten Wohnung und Arbeit, Entschädigung für erlittene Verluste und Betreuung in höchster existentieller Not»⁵. Da die Siegermächte diese Masse in dem sozialen und wirtschaftlichen Kontext der ersten Nachkriegsjahre als Unruhepotenzial wahrnahmen, wurden zunächst Interessenverbände, Koalitionen und Organisationen von 'Umsiedlern' im besetzten Deutschland verboten. Keine der Siegermächte betrachtete die Abtrennung der Ostgebiete und die Ausweisung der Deutschen als provisorische Maßnahme, also wurde von Anfang an eine strukturelle Integrations- und Assimilationspolitik der Neuankömmlinge betrieben.

In der Tat gab es sehr unterschiedliche Erfahrungen des Heimatverlustes. Millionen Deutscher hatten bereits in den letzten Kriegsmonaten vor dem Vorrücken der Roten Armee ihre Heimat verlassen und sich westwärts in Marsch gesetzt. Weitere Millionen, die zum Teil selbst versucht hatten, den Westen zu erreichen, jedoch von der Roten Armee eingeholt wurden und

⁴ NAIMARK 2003, S. 27. Vgl. BEER 2011, S. 15 ff.

⁵ BENZ 1985, S. 10.

vorläufig in ihre Herkunftsgebiete zurückkehrten, wurden dann kurz nach dem Krieg ausgewiesen. Noch andere wurden im Zuge von systematischer Entrechtung bis 1949 in die Besatzungszonen, später in die BRD oder die DDR ausgewiesen. Neben den Deutschen, die bereits vor 1939 östlich von Oder und Neiße aufgewachsen waren und lebten, hatte sich ein Teil der ostdeutschen Bevölkerung erst nach 1939, hauptsächlich im Laufe der nationalsozialistischen 'Germanisierung', in den eroberten polnischen Gebieten niedergelassen. Dazu wären noch diejenigen Volksdeutschen zu zählen, die im Rahmen der Kooperation zwischen Deutschland und der UdSSR von 1939 bis 1941 'Heim ins Reich' kamen und östlich von Oder und Neiße angesiedelt wurden. Die Kriegsgefangenen und die Frauen, die zur Zwangsarbeit in die UdSSR aus den besetzten und später abgetrennten Gebieten verschleppt und erst mehrere Jahre nach Kriegsende entlassen wurden, konnten dann nicht mehr in ihre Herkunftsorte zurückkehren und mußten das verkleinerte Deutschland erreichen. Einen allgemeingültigen 'neutralen' Begriff für all diese Typologien zu finden, wäre kaum möglich gewesen und ein solcher Versuch wurde auch nicht unternommen. Die unterschiedlichen Bezeichnungen, die die Besatzungsmächte in den verschiedenen Zonen verwendeten, wurden aufgrund der jeweils betriebenen Integrations- und Erinnerungspolitik konstruiert. Da aber «alle Politik mit Benennung beginnt»⁶, blieb das Problem der adäquaten Bezeichnung dieser zwölf Millionen Deutschen in beiden Teilstaaten auch nach 1949 «eine hochbrisante Frage»⁷.

Nach Politik der Alliierten durfte in der sowjetischen sowie in den westlichen Besatzungszonen der Begriff 'Flüchtlinge' nicht mehr verwendet werden. So benutzten die amerikanischen und englischen Besatzungsbehörden die Bezeichnungen 'immigrants' ('Einwanderer') bzw. 'new citizens' ('Neubürger'), um jede Andeutung auf den Massentransfer und die nun abgetrennten Herkunftsgebiete zu vermeiden. In den Westzonen und später in der Bundesrepublik setzten sich trotzdem die Termini 'Flüchtling' und 'Vertriebener' durch, denn parallel zur Sprachpolitik der westlichen Besatzungsmächte gab es «eine wiederum eigenständige der Bundesrepublik – wobei letztere wesentlich von organisierten Interessenvertretern der Zwangsmigranten mitbestimmt wurde. Infolgedessen haben sämtliche Be-

⁶ SCHWARZ 2008, S. 101.

⁷ *Ebd.*

griffe eine komplexe Realität gezielt vereinfacht: Der Vertriebenenbegriff legte zwar das [...] 'Unrecht der Vertreibung' offen, doch zugleich verdunkelte er die [...] Alternativlosigkeit der Integration in eine neue Heimat, um 'gleichsam als fortlaufender Protest' das 'Recht auf Heimat' als Recht auf die *alte* Heimat festzuhalten⁸. Politische Interessen und parteiliche Geschichtsauffassungen bedingten also Wahl und Deutung bestimmter Bezeichnungen in den Westzonen bzw. in der späteren Bundesrepublik. Hauptsächlich wurde der Vertriebenenbegriff «häufig als eine Anklage gegen Ungarn, die Tschechoslowakei, Polen und die Sowjetunion instrumentalisiert und darüber hinaus mit einer Rechtsauffassung gekoppelt, derzufolge die Vertriebenen Heimatrecht und Anspruch auf Entschädigung durch die Vertreiberstaaten besaßen»⁹.

Neben dem 'Neubürger'-Begriff, der sich hauptsächlich in Thüringen und Sachsen verbreitete¹⁰, wurde 1945 in der sowjetischen Besatzungszone der Begriff 'Umsiedler' eingeführt. Diese amtliche Bezeichnung¹¹ schien in der Tat «auf Zukunft statt auf Geschehenes»¹² hinzuweisen. Im Laufe seiner Integrations- und Assimilationspolitik wurde der 'Umsiedler' durch «das SED-Regime in der DDR schon 1950 zum 'ehemaligen Umsiedler' [...], um anzudeuten, dass das so bezeichnete Problem bereits so gut wie gelöst sei»¹³. Doch Anfang der 50er ist in *Die Umsiedlerin* von Anna Seghers zu lesen, dass «man die Fremden auch immer weiter im Dorf 'die Flüchtlinge' statt 'die Umsiedler' [nannte], wie sie in den Gesetzen hießen»¹⁴. 'Umsiedler' wurde also in der Volksrepublik eher als offizielle juristische Bezeichnung aufgefasst, die dann durchaus nicht normativ und alternativlos in Kunstwerken, im öffentlichen Diskurs und in der Umgangssprache blieb.

Die Details der jeweiligen Sprachpolitik spiegelten also die unterschiedliche Erinnerungspolitik beider deutscher Staaten wieder, die sich immer mehr polarisierte und ideologisierte. Die unterschiedlichen Richtungen, die diese Politiken einschlagen werden, zeichneten sich schon 1947 ab, als die 'Truman-Doktrin' Westdeutschland Militär- und Wirtschaftshilfe im Rah-

⁸ *Ebd.*, S. 103.

⁹ THER 1998, S. 89-90.

¹⁰ Vgl. SCHWARZ 2008, S. 102.

¹¹ Sie wird von NAIMARK (1997, S. 191) als «politisch neutraler Begriff» gedeutet.

¹² SCHWARZ 2008, S. 102.

¹³ *Ebd.*, S. 102.

¹⁴ SEGHERS 1981, S. 273.

men des Marshall-Plans zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit vom Realsozialismus zusagte, während in Osteuropa die 'Zwei-Lager-Theorie' die politische Offensive gegen die kapitalistischen Kräfte rechtfertigte. Während der ersten Berlin-Krise (1948) wurde der Eiserne Vorhang zugezogen, der das verkleinerte Deutschland in zwei ideologisch entgegengesetzte Staaten verwandelte. 1949, nachdem aus den Westzonen die Bundesrepublik Deutschland unter der Obhut der atlantischen Mächte entstanden war, verabschiedete der Volksrat der sowjetischen Besatzungszone die neue Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik unter dem direkten Einfluss der UdSSR.

Anfang der 50er Jahre, mit der Aufhebung des alliierten Koalitionsverbotes für Flüchtlinge und Vertriebene in der Bundesrepublik, begann eine «Zeitbombe im Gebälk des jungen Staates»¹⁵ zu ticken. Es wurde eine Flüchtlingspartei gegründet, die Ansprüche auf Rückkehr erhob und bedeutende Wahlergebnisse erzielte, und mehrere Flüchtlingsorganisationen (Landsmannschaften) wurden ins Leben gerufen. Sie verabschiedeten 1950 die *Charta der Heimatvertriebenen*, die offiziell auf Vergeltung verzichtete, jedoch auf einer gerechten Verteilung der Kriegslasten bestand. Von nun an werden die Flüchtlingsfrage und die Oder-Neiße-Grenze als taktisch-politische Themen der Instrumentalisierung der westdeutschen Parteien ausgesetzt sein, obwohl der Bund der Vertriebenen, der 1957 gegründet wurde und aus den Organisationen bestand, die die *Charta* unterzeichnet hatten, vorläufig den Parteien gegenüber neutral blieb.

Während sich in der Bundesrepublik die Regierung im Rahmen der Integrationspolitik der 50er Jahre für eine Vermögensentschädigung der Vertriebenen noch bemühte, entstand im öffentlichen Diskurs der «Mythos der schnellen Integration»¹⁶, der die Debatte über die Entschädigung der Flüchtlinge begleitete. Mit dem Lastenausgleichsgesetz, bis 1982 weiterentwickelt, wurde ab 1952 unaufhaltsam der Konsens der Vertriebenenpartei verringert und die 'Zeitbombe' gestoppt: «der Druck der Besatzungsmacht und die Alternativlosigkeit der Lage bewirkten, dass sich das beträchtliche Konfliktpotenzial zwischen Einheimischen und Vertriebenen nicht in Unruhen entlud [...]. Nach einer gewissen Inkubationszeit hat dann der allgemeine Wirtschaftsaufschwung für Entspannung gesorgt. Letztlich war der

¹⁵ KOSSERT 2008, S. 87.

¹⁶ *Ebd.*, S. 89 ff. Vgl. BEER 2011, S. 27 ff.

Lastenausgleich eine gigantische sozialpolitische Befriedungsmaßnahme»¹⁷. Dennoch wurde das Thema weiterhin politisch instrumentalisiert.

Genau wie in der Bundesrepublik wollte auch die Regierung der DDR das Umsiedlerproblem so schnell wie möglich gelöst sehen. Die Assimilationspolitik basierte auf der einen Seite auf «'Eingliederung der Umsiedler in den Produktionsprozess' als Schlüssel für die gesamte 'Wiedereseßhaftmachung' dieses Bevölkerungsteils»¹⁸ und auf der anderen auf der Beteiligung der Umsiedler an der Bodenreform. Diese, die schon 1946 mit der Parole 'Junkerland in Bauernhand' begann, fraktionierte den adeligen Großgrundbesitz und schuf Ackerland für die 'Neubauern'. Die Umsiedler, die als 'Neubauern' «zu aktiver Mitarbeit an der Lösung ihrer akuten Versorgungs- und Integrationsprobleme, aber auch der erwünschten Neugestaltung der SBZ-Gesellschaft herangezogen»¹⁹ wurden, fanden sich ständig von der KPD und der SED zur 'Partizipation' am Aufbau (später zur Konkurrenz mit der BRD) aufgefordert und zur Assimilation gedrungen. So kam es bereits 1948 zur Auflösung der Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler. Während man im öffentlichen Diskurs die Landsmannschaften der BRD immer mehr als revanchistisch stigmatisierte, unterzeichnete 1950 die DDR-Regierung den Görlitzer Vertrag mit Polen, der die Oder-Neiße-Linie als 'Friedensgrenze' zwischen beiden Volksrepubliken anerkannte und den Umsiedlern endgültig «die Hoffnung auf Rückkehr nahm»²⁰. Im selben Jahr wurde das DDR-Umsiedlergesetz verabschiedet, das Hilfsmaßnahmen für 'ehemalige Umsiedler' enthielt, die derer «Akzeptanz der sogenannten 'Friedensgrenze' erhöhen sollte»²¹. Während der stalinistischen Säuberungen von 1950-1952 wurden jedoch aus der Führungsschicht der DDR die kompetentesten Umsiedler-Experten entfernt bzw. entmachtet; danach «gestattete sich [die DDR] keinerlei besondere 'Umsiedler'-Politik mehr»²². Schließlich wurde Mitte der 50er das Umsiedlerproblem offiziell aus der Agenda der DDR-Regierung gestrichen.

¹⁷ KOSSERT 2008, S. 109. Vgl. BEER 2001, S. 119 ff.

¹⁸ SCHWARZ 1999, S. 251.

¹⁹ *Ebd.*, S. 257.

²⁰ KOSSERT 2008, S. 218-219.

²¹ SCHWARZ 1999, S. 133. Vgl. BEER 2011, S. 119 ff.

²² SCHWARZ 1999, S. 135.

Tabuisierungsmythen

Es wird daher heute noch angenommen, dass die Umsiedlerproblematik in der DDR, wo es bereits seit Anfang der 50er «offiziell keine Flüchtlinge geben durfte»²³, als ein unerwünschtes Thema von der SED aktiv ‘tabuisiert’ worden sei, während in der Bundesrepublik die kollektive Erinnerung an ‘Flucht-und-Vertreibung’ im öffentlichen Diskurs sorgfältig «gehegt und gepflegt»²⁴ wurde. Es wird immer noch tradiert, dass «in der DDR die Bezeichnung ‘Flucht und Vertreibung’ noch immer [1988] mit einem ideologischen Tabu belegt»²⁵ gewesen sei, dass «Forschungen zur Flucht und Vertreibung der Deutschen von 1944 bis 1950 mit Rücksicht auf die Sowjetunion und die sozialistischen Bruderstaaten vollkommen tabu»²⁶ gewesen seien, dass «zu Flucht und Vertreibung in der SBZ und späteren DDR geschwiegen»²⁷ worden sei.

Dass ein solches Bild sehr schlecht der literarischen Darstellung des Umsiedlerdiskurses in der DDR gerecht wird, ist leicht nachweisbar. Unter Geschichts- und Literaturwissenschaftlern ist der Gemeinplatz weit verbreitet, dass in der DDR die deutschen Zwangsmigranten von 1944-50 alternativlos als ‘Umsiedler’ zu gelten hatten, nur weil die Bezeichnungen ‘Flüchtlinge’ und ‘Vertriebene’ «von Amts wegen abgeschafft»²⁸ worden waren. Ferner sei nur Mitte der 80er «erstmalig bei Ursula Höntsch der Begriff ‘Flüchtlinge’ aufgetaucht»²⁹. Zahlreiche Befunde, von denen im folgenden nur eine beschränkte Auswahl angeboten werden kann, beweisen dagegen, dass nicht nur der Flüchtlingsbegriff in der Volksrepublik geläufig war³⁰, sondern Themen in der Umsiedlerliteratur ständig behandelt wurden, die das große Kapitel der ‘Vergangenheitsbewältigung’ betrafen und die Kälte der Einheimischen gegenüber den Neuankömmlingen aus dem Osten

²³ HELBIG 1988, S. 35.

²⁴ HAHN 2001, S. 335. Vgl. KOSSERT 2008, S. 325; KITTEL 2007, S. 7-10; BEER 2011, S. 138.

²⁵ *Ebd.*, S. 35.

²⁶ THER 1998, S. 50. Vgl. MEHNERT 2001, S. 138 und HÄHNEL-MESNARD 2008, S. 121-122.

²⁷ KOSSERT 2008, S. 10.

²⁸ SCHWARZ 2002, S. 115.

²⁹ KOSSERT 2008, S. 297. Vgl. dagegen NIVEN 2012, S. 219.

³⁰ Vgl. NIVEN 2012, S. 219.

darstellten. Diese Themen fanden in der BRD erst viel später und nicht ohne Widerstände in den öffentlichen Diskurs Eingang.

Als Benno Voelkners Umsiedlerroman *Die Tage werden heller* (1952) erschien, regierte noch Stalin über das sowjetische Imperium. «Flüchtlinge Transport unterwegs tausend Wohin?»³¹ fragt verzweifelt Bürgermeister Drell am Telefon, als ihm ein weiterer Flüchtlingstransport in sein bereits überfülltes Kranau angesagt wird. Die Massentransporte der «Flüchtlinge aus allen Gegenden»³² führten in Güterzügen eine armselige Menschheit ins 'Reich': «Am schlimmsten sah es bei denen aus, die nichts mehr besaßen, bei Abgebrannten und bei Flüchtlingen»³³. Die Armseligkeit der Neuankömmlinge gesellte sich der Armseligkeit der Einheimischen zu, die dementsprechend vom Zustrom der Ostdeutschen kaum begeistert waren. Die Schwierigkeiten der ersten Zeit, in der die im Reich einheimischen «Dorfleute streng die Flüchtlinge an[sahen]»³⁴, hatte Anfang der 50er auch Anna Seghers in ihrer Erzählung *Die Umsiedlerin* (1950) geschildert. Erwin Strittmatter gestaltete Frau Clary, eine «Flüchtlingwitwe»³⁵, zu einer der Hauptfiguren seines Romans *Timko* (1954). Auch hier wurde die problematische Zeit nach der Ankunft und der ersten Integration der Vertriebenen aufgezeichnet und deutlich der Protest gegen die Behandlung seitens der Einheimischen ausgesprochen: «Sie machen mit uns, was sie wollen. Flüchtlinge sind wir, Hergelaufene»³⁶. Einer der wenigen Einheimischen, der «die Flüchtlinge auf[nahm] und die größere Hälfte seines Hauses unter sie [aufteilte]»³⁷, ist Heinrich Cresspahl, der in Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* (1959) Jakob Abs und seine Mutter aufnimmt, die aus Pommern geflüchtet waren.

In *Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande* (1961), das Heiner Müller in der DDR in den Jahren zwischen der Bodenreform und der Kollektivierung spielen ließ, verwenden die einheimischen Großbauern «Flüchtling»³⁸ fast wie ein abwertendes Wort für den «Abschaum aus dem

³¹ VOELKNER 1959, S. 144.

³² *Ebd.*, S. 137.

³³ *Ebd.*, S. 97.

³⁴ SEGHERS 1981, S. 276.

³⁵ STRITTMATTER 1967, S. 230. Vgl. HÄHNEL-MESNARD 2008, S. 132-133.

³⁶ *Ebd.*, S. 149.

³⁷ JOHNSON 1987, S. 16.

³⁸ MÜLLER 1995, S. 80 und 138.

Osten»³⁹. In Helmut Baierls Komödie *Frau Flinz* (1961) können die Deutschen, die in ständig wachsender Zahl aus den Ostgebieten kommen, nur durch Polizeigewalt bei den Einheimischen untergebracht werden: «Sie müssen Flüchtlinge aufnehmen. Notquartierung, Verordnung III/7»⁴⁰. In der Tat werden die «Wellen der Flüchtlinge»⁴¹, die Ende 1944 die westpommersche Gegend im ersten Kapitel *Nachdenken über Christa T.* (1968) überfluten, so gewaltig, dass von ihnen Bayersdorf «hochgehoben wurde wie ein Schiff von der Flut»⁴². Christa Wolf beschreibt die tiefe Verzweiflung des Abschieds von der Heimat: «Dreh dich nicht um, dreh dich nicht um, wer sich umdreht oder lacht. Aber wir lachten nicht, beileibe nicht. Eher warfen wir uns in den nächsten Graben und weinten»⁴³. Das abstumpfende Elend der Flucht wird auch nicht verschwiegen: «Schlimmer als die wirklichen Ereignisse war, dass nichts, nicht einmal das Grauen selbst einen noch überraschen konnte. Unter dieser Sonne nichts Neues mehr, nur das Ende, solange es dauert»⁴⁴.

Die Kälte, mit der die «Hergelaufene[n]»⁴⁵ von den Alteingesessenen empfangen wurden, kommt sehr direkt in *Schlesisches Himmelreich* (1968) von Hildegard Maria Rauchfuß zum Ausdruck. Hier musste den Einheimischen, die sich 1944 des Ausmaßes der angebahnten Katastrophe noch nicht bewusst waren, die Lage deutlich gemacht werden: «Weiß man denn hier überhaupt nicht, was los ist? Wir wollen keinen Ausflug zur Schneekoppe machen. Wir sind Flüchtlinge»⁴⁶. Als dann mit dem Vorrücken der Roten Armee in die Ostgebiete die Masse der Deutschen anstieg, die das Reich erreichte, musste sie in öffentlichen Gebäuden untergebracht werden: «Man hatte ja keine Privatquartiere für sie. Dresden quoll von Flüchtlingen über. Flüchtlinge aus ganz Deutschland»⁴⁷.

In *Kindheitsmuster* (1976) erinnert Christa Wolf an Schulen und Gasthäuser, die «im Januar 45 für die Aufnahme von Flüchtlingen aus dem

³⁹ *Ebd.*, S. 138.

⁴⁰ BAIERL 1971, S. 14.

⁴¹ WOLF 1968, S. 21.

⁴² *Ebd.*

⁴³ *Ebd.*, S. 22.

⁴⁴ *Ebd.*, S. 26.

⁴⁵ RAUCHFUSS 1978, S. 509.

⁴⁶ *Ebd.*, S. 495.

⁴⁷ *Ebd.*, S. 512.

Osten hergerichtet waren»⁴⁸, und an «Nelly, die wie alle Mädchen ihrer Klasse nicht mehr zur Schule ging, sondern Flüchtlinge ‘betreute’»⁴⁹. Erneut spricht Wolf das Elend der Flucht an, indem sie den egoistischen «Verfall der Sitten» in den Güterwagen schildert, mit dem sich die flüchtenden Deutschen zunächst konfrontieren: «Nelly und ihre Angehörigen waren als Flüchtlinge Anfänger. Das oberste Gesetz des Flüchtlingslebens hatte sich ihnen noch nicht eingeschliffen: Laß dich durch nichts und niemanden von einem trockenen und warmen Platz vertreiben, wenn du ihn einmal erobert hast»⁵⁰. Registriert wird auch das unangenehme Klima nach der Ankunft westlich von Oder und Neiße, wo die Dörfer «mit Leuten vollgestopft [waren], die ihre Katastrophe überlebt, und mit solchen, die keine Katastrophe bemerkt hatten. Das steigerte ihre Erbitterung gegeneinander»⁵¹.

Die eben erwähnten Werke, die nur einen Bruchteil der Umsiedlerliteratur darstellen, erlebten – mit Ausnahme Johnsons – mehrfache Auflagen und wurden im ‘Lese(r)land’ DDR sogar von offiziellen Organisationen (wie z.B. der FDJ) als Preise bzw. Andenken verwendet. Begriffe und Themenkomplexe, die den Verlust der deutschen Ostgebiete am Ende des Zweiten Weltkrieges betreffen, wurden also in der Umsiedlerliteratur ununterbrochen über vier Jahrzehnte, von den Anfängen der DDR bis zu ihrem Beitritt zur BRD, bearbeitet. Vom Schicksal der Deutschen, die ihre Herkunftsheimat im Osten verloren hatten und die immerhin ein Viertel der Bevölkerung der Volksrepublik ausmachten⁵², konnte in der DDR geschrieben werden, nur durften die dort jeweilig normativen Erinnerungsorte⁵³

⁴⁸ WOLF 1979, S. 204.

⁴⁹ Ebd., S. 159. In *Kindheitsmuster* kommen zahlreiche Wortbildungen mit *Flüchtling* vor: «Flüchtlingslager» (S. 260), «Flüchtlingskinder» (S. 260), «Flüchtlingsfamilie» (S. 260), «Flüchtlingszug» (S. 262), «Flüchtlingstrecks» (S. 269), «Flüchtlingsleben» (S. 270), «Flüchtlingsweib» (S. 326), «Flüchtlingsmädchen» (S. 340).

⁵⁰ Ebd., S. 270.

⁵¹ Ebd., S. 309.

⁵² Vgl. THER 1998, S. 13.

⁵³ «Da das Wort ‘Erinnerungsort’ zu Mißverständnissen führen kann, sei hier nur daran erinnert, daß es sich nicht um einen Begriff im philosophisch-analytischen Sinne handelt, sondern um eine Metapher. Dieses Bild, das von der klassischen römischen Mnemotechnik, also von der räumlichen, nicht-narrativen Anordnung von Gedächtnisinhalten nach *loci memoriae* übernommen wurde, geht [...] von der Beobachtung aus, daß ‘das kulturelle Gedächtnis sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit’ richtet, die zu ‘symbolischen Figuren’ gerinnen, ‘an die sich die Erinnerung haftet’. ‘Dadurch [...] wird sie nicht unwirklich,

nicht verletzt werden. Dies galt nicht nur für die literarische Produktion, sondern auch für Filme und Hörspiele, die sich an ein noch breiteres Publikum wandten.

Bereits 1946 erscheint in der SBZ der Umsiedlerfilm *Freies Land*, in dem endlose westwärts ziehende Trecks und eine verzweifelte Menschheit dargestellt werden – Mütter begraben am Wegrand Kinder, die an den Strapazen der Flucht gestorben sind; abgemagerte Männer, die für vermisst gehalten werden, erreichen dann doch ihre Familien. Das Umsiedlerthema wurde von der DEFA und dem DDR-Fernsehen in vielen Filmen bearbeitet⁵⁴.

Umsiedlerfilme oder -Romane erregten kaum Aufsehen. So wurde Müllers Theaterstück *Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande* (1961) nicht deshalb zum Skandal, weil es von der vorläufig prekären Lage einer Ostdeutschen in der sowjetischen Besatzungszone handelte, sondern weil es die Korruption der Behörden und die Kollektivierung anprangerte⁵⁵. Die streng orthodoxe Komödie *Frau Flinz* von Helmut Baierl, die auch 1961 erschien und genau dieselben Themen der *Umsiedlerin*, jedoch im Einklang mit der offiziellen Propaganda behandelte, wurde mehrmals aufgeführt und in mehreren Auflagen gedruckt.

Die Tatsache, dass im Vergleich zur Bundesrepublik in der DDR weniger Publikationen über den deutschen Bevölkerungstransfer erschienen, könnte man eher mit der demographischen Lage und den Produktionsverhältnissen der DDR erklären⁵⁶, statt sie monokausal der angenommenen eisernen 'Tabuisierung' des Themenkomplexes durch die SED-Zensur zuzuschreiben.

sondern im Gegenteil erst Wirklichkeit im Sinne einer fortdauernden normativen und formativen Kraft'. Dergleichen Erinnerungsorte können ebenso materieller wie immaterieller Natur sein, zu ihnen gehören etwa reale wie mythische Gestalten und Ereignisse, Gebäude und Denkmäler, Institutionen und Begriffe, Bücher und Kunstwerke. Wir verstehen also 'Ort' als Metapher, als Topos im buchstäblichen Wortsinn», FRANÇOIS 2001, S. 17-18.

⁵⁴ *Die Brücke* (1949), *Die Meere rufen* (1951), *Schlösser und Katen* (1957), *Tinko* (1957), *Die Moral der Banditen* (1974), *Pugowitz* (1980), *Die Schüsse der Arche Noah* (1982), *Der Mann mit dem Ring im Ohr* (1983), der Dokumentar *Umsiedler 45* (1985), *Der Schwur von Rabenhorst* (1986). Zur Film- und Fernsehproduktion vgl. NIVEN 2012.

⁵⁵ Vgl. HELBIG 1988, S. 206-209; SCHWARZ 2003, S. 90 f.; HÄHNEL-MESNARD 2009, S. 137.

⁵⁶ Vgl. HÄHNEL-MESNARD 2009, S. 122.

Polarisierte Erinnerungsorte

Von einer planmäßigen Verdrängung der Erinnerung an den Massentransfer kann also weder in der DDR noch in der Bundesrepublik die Rede sein. Würde man annehmen, dass es sie gegeben hätte, müsste dann zugegeben werden, dass sie völlig scheiterte. Im Laufe des Kalten Krieges wurden die Erinnerungsinhalte in beiden deutschen Staaten für den Gebrauch ihrer Erinnerungsgemeinschaften, die sich immer stärker distanzieren, gezielt ideologisch aufgeladen und politisch instrumentalisiert. In diesem Sinne ist der 'Flucht-und-Vertreibungs'-Begriff «keine deskriptive Bezeichnung, sondern die Konstruktion einer ganz bestimmten und umstrittenen Form der Erinnerung, die in den westlichen Besatzungszonen, vor allem aber in der Bundesrepublik mit der Unterstützung aller im Bundestag vertretenen Parteien und dementsprechend mit staatlicher Förderung in den 1950er Jahren entwickelt und seitdem gepflegt wurde [...]. Der Beginn des deutschen Erinnerungsortes 'Flucht und Vertreibung' ist also nicht im Ereignis selbst zu suchen [...], sondern ist das Ergebnis einer ganz konkreten Erinnerungspolitik»⁵⁷.

Trotzdem scheint nicht nur der heutige öffentliche Diskurs, sondern selbst die wissenschaftliche Debatte in Literatur und Geschichte von diesem einseitigen Konstrukt, das immerhin ein westliches Ideologem aus dem Kalten Krieg bleibt, noch immer beherrscht zu sein. Dagegen sollte vermieden werden, «ein entweder gewohnt westdeutsches oder gewohnt ostdeutsches Analyseraster der jeweils anderen Teilvergangenheit aufzuzwingen»⁵⁸. Dass pauschalierende Werturteile, nach denen «infolge von Zensur, Tabus und ideologischen Vorgaben [...] eine kleingeistige Enge in der Literatur»⁵⁹ der DDR geherrscht haben sollte, tatsächlich zu kurz greifen, liegt auf der Hand; dass aber westdeutsche Literaturwissenschaftler der ostdeutschen Umsiedlerliteratur vorgeworfen haben, «über die Vertreibung ohne die Vertriebenen [zu] schreiben und in einem viel einseitigeren Sinne 'Politik [zu] machen', als dies in der Vertreibungsbelletristik der Bundesrepublik je der Fall war»⁶⁰, darf nicht übersehen werden. Dieser Interpretation

⁵⁷ HAHN 2001, S. 338-339.

⁵⁸ LOTZ 2007, S. 1.

⁵⁹ KOSSERT 2008, S. 290

⁶⁰ HELBIG 1988, S. 261.

nach soll die Umsiedlerliteratur «das eigentliche *belletristische* Thema: *Wer durch die Vertreibung verloren hat*»⁶¹ nicht behandelt haben. Warum ausgerechnet *ausschließlich* dies ‘das’ eigentliche belletristische Thema darstellen sollte, wird jedoch nicht begründet. Warum nicht *auch* «die politisch-ideologischen Gründe und, daraus destilliert, die politisch-ideologische Rechtfertigung für die geschichtliche Strafaktion, welche die Vertreibung war»⁶² ein Kernthema darstellen dürfe, bleibt ebenfalls ungeklärt. So paradox es auch klingen mag, wird hier der Umsiedlerliteratur ganz einfach vorgeworfen, keine Flucht-und-Vertreibungsliteratur zu sein. Mit gleichwertigen Argumenten hätte man das Gegenteil aus der Sicht der westlichen Flucht-und-Vertreibungsliteratur vorwerfen können. Klar wird dabei nur, dass hier noch aus Teilperspektiven mit einseitigen objektivistischen Maßstäben ein Corpus betrachtet wird, ohne der Relativität des eigenen Standpunkts bewusst zu werden. In dieser Tradition wird heute noch – genau wie im Kalten Krieg – das Hauptproblem der literarischen Gestaltung des Massentransfers auf «die Grundsatzfrage, ob man lediglich ein isoliertes Ereignis erinnern solle oder nicht dessen Zusammenhänge und Vorgeschichte mitdenken müsse»⁶³, reduziert.

Dass dieser Ansatz vor 1989 als selbstverständlich empfunden wurde, kann man sehr wohl verstehen; dass heute noch in der wissenschaftlichen Literatur solche kaum viabelen⁶⁴ Deutungen weitertradiert werden, ist dagegen zu hinterfragen. Denn die Vorgeschichte des Massentransfers wurde letztendlich auf beiden Seiten der Elbe mitgedacht, nur wurde ihr nachträglich ein unterschiedlicher Sinn zugeschrieben. Es ging also nicht um das ‘Was’, sondern um das ‘Warum’ und ‘Wozu’. Außerdem konnten und wollten die Literaturen, die sich des Themas der Auslöschung des deutschen Ostens annahmen, gar nicht ‘neutral’ sein. Sie hatten gewaltige Erinnerungsinhalte und Identitätsfaktoren für das kulturelle Gedächtnis zweier unter-

⁶¹ *Ebd.*, S. 261.

⁶² *Ebd.*, S. 261. Vgl. ŻYTYNIEC 2004 im Kontrast zur polnischen ‘literatura kresowa’.

⁶³ SCHWARZ 2003, S. 93

⁶⁴ ‘Viabel’ wird hier auf den konstruktivistischen Begriff der ‘Viabilität’ bezogen, der den traditionellen, ikonischen Wahrheitsbegriff ersetzt. In diesem Sinne ist ‘Viabilität’ als ‘Passen’, als ‘Gangbarkeit’ eines Weges zu verstehen, der zur Lösung eines ganz bestimmten Problems führt, ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu erheben. Eine Lösung des Problems ist dann nicht als ‘wahr’, sondern nur als ‘viabel’ zu betrachten: Sie ‘passt’ nur zum spezifischen Problem.

schiedlicher Systeme zu verarbeiten und dieser Bewältigungsprozess fand in einem Spannungsfeld statt, in dem selbst sehnsüchtige, trauernde, wehleidige ‘Gespräche über (ostdeutsche) Bäume’ durchaus kein neutrales, ‘eigentliches *belletristisches* Thema’ darstellen konnten. Schließlich sind Erinnern und Vergessen keine abstrakten Erscheinungen, sondern kognitiv und sozial bedingte Prozesse. Wie im Gedächtnis, in dem nur «was von sozialer Bedeutung [ist] bleibt [...], während das übrige in der Regel vergessen wird: und Sprache – in erster Linie das Vokabular – das wirksame Medium dieses wichtigen Prozesses sozialer Verdauung und Ausscheidung [ist]»⁶⁵, kommen auch in den Transferliteraturen mehrere Variablen vor, die das individuelle und kollektive Gedächtnis, das persönliche Gedenken und die öffentliche Erinnerungspolitik beeinflussen und im konstruktivistischen Prozess des Erinnerns aktiv werden. Dies gilt für die gesamte Literatur als «kollektive[s] Gedächtnis der Menschen»⁶⁶, trifft aber besonders auf die Transferliteraturen zu, die sich in erster Linie bewußt gegen das Vergessen⁶⁷ ganz spezifischer Erlebnisse und für die Identitätsstiftung und -sicherung einer bestimmten Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft einsetzen.

Kognitive Bedingungen

Ohne den Kalten Krieg wäre die unterschiedliche Entwicklung dieser Literaturen in den deutschen Staaten nicht denkbar. Dass dies in der BRD und in der DDR auf adäquat glaubwürdige Weise geschehen konnte, obwohl die Erinnerungskonstruktionen der einen oft gerade die Gedächtnisinhalte ausblendeten, die die andere hervorhob, hängt auch mit den kognitiven Eigenschaften des Gedächtnisses zusammen, und zwar zunächst mit seinem konstruktivistischen Charakter. So werden die Wahrnehmungen, die während der Gedächtnishandlung ‘Schrift’ von einem Autor registriert werden, unvermeidlich von der Natur der kognitiven Vorgänge bedingt, die in seinem Gehirn ablaufen. Die menschlichen Wahrnehmungssysteme suchen sich nämlich aus der Vielfalt der Umgebung nur die Signale aus, die aufgrund vergangener Erfahrungen, gegenwärtiger Interessen und zukünftiger Wünsche für ‘wichtig’ gehalten werden und die sich dazu eignen, ein mög-

⁶⁵ BUTZER 2005, S. 18.

⁶⁶ LENZ 1992, S. 7.

⁶⁷ Vgl. *ebd.*, S. 9-11.

lichst kohärentes Bild der Umwelt zu konstruieren. Von diesem Bild wird dann angenommen, dass es die Umwelt eins zu eins widerspiegelt⁶⁸. Doch «wegen der oft drastischen Unterschiede in der kultur- und schichtenspezifischen Prägung unserer kognitiven Funktionen scheint es geradezu unvermeidlich, dass Menschen bei dem Versuch, ihre eigenen Wahrnehmungen kohärent zu halten, zu Fehlwahrnehmungen kommen, wenn sie Fremdes wahrnehmen – es bleibt ihnen ja nichts anderes, als auf ihr eigenes, kulturspezifisches Regelwerk zu rekurrieren, um das was unverstanden oder lückenhaft erscheint in gewohnter Weise zu ergänzen»⁶⁹. Gedächtnisinhalte sind also «immer geprägt von extrem subjektiven Wahrnehmungen und Selektionen sowie aktuellen Handlungsbedürfnissen des Erinnernden. Die Vorstellung von zuverlässigem, objektivem Erinnern ist inzwischen zu einem Relikt aus positivistischen Zeiten geworden, abgelöst von der Erkenntnis, dass der Mensch letztlich erinnert, was er – immer unter der obersten Prämisse der Kohärenz – erinnern will oder muß»⁷⁰. Kohärenz wird in erster Linie durch Konstruktion von Kausalbeziehungen hergestellt, da «Menschen das unwiderstehliche Bedürfnis [haben], Ursachen und Begründungen zu finden für das, was sie tun. Diese fortwährende Suche nach Kausalbeziehungen prägt auch unsere Wahrnehmungsstrategien und ist nicht selten Ursache für Fehlwahrnehmungen»⁷¹. Dieses Kohärenzverlangen, das sich in den Vertreibungsliteraturen in der Suche nach Kausalbeziehungen und ‘Sinn’ in einem raum-zeitlich gegebenen sozialpolitischen Rahmen ausdrückt, bestimmt letztendlich die aktiv konstruktivistische Sinnstiftung der Erinnerungen⁷², deren Ziel «nicht in der Bewahrung von Vergangenem [liegt], sondern darin, früheren Erlebnissen im aktuellen Erlebenskontext *Bedeutung* zu verleihen»⁷³.

Gegen die konstruktivistische Qualität der Erinnerungen, die «nicht aus einem wie auch immer gearteten Speicher abgerufen, sondern in Abhängigkeit von Kontext und verfügbaren Schemata rekonstruiert [werden]»⁷⁴, hilft auch nicht der Erinnerungsaustausch innerhalb einer Erfahrungs- und Er-

⁶⁸ Vgl. SINGER 2001.

⁶⁹ *Ebd.*, S. 22.

⁷⁰ BASSELER/BIRKE 2005, S. 141.

⁷¹ SINGER 2001, S. 20.

⁷² Vgl. *ebd.*, S. 20 ff.

⁷³ NEUMANN 2005, S. 154.

⁷⁴ *Ebd.*, S. 153.

innerungsgemeinschaft, wie der der Flüchtlinge und Vertriebenen, denn «wer mit anderen Beteiligten über gemeinsam erlebte Ereignisse spricht, [wird von] dessen persönlicher Rückblende mitunter stark beeinflusst. Bei so einschneidenden Erlebnissen, wie sie ein Krieg mit sich bringt, beobachten Sozialforscher regelmäßig das Phänomen, dass diese Erinnerungen *standardisiert* werden: auf das Format, in dem auch andere sich erinnern»⁷⁵. Auf diese Weise werden in Erinnerungsgemeinschaften «die Berichte so lange aus[ge]tausch[t] und dabei ausgestalte[t] bis jeder über einen ähnlichen Fundus von Geschichten verfügt»⁷⁶. Unvermeidlich entstehen ‘false memories’, die «sich aus ganz unterschiedlichen Quellen speisen, die jenseits des selbst Erlebten liegen: Erzählungen anderer Personen, Romane, Dokumentar- und Spielfilme oder auch Erträumtes und Phantasiertes»⁷⁷. Literaturen, die wie im Falle einer Vertreibungsliteratur in bestimmten Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften entstehen und mit ihnen durch dialektische Dynamiken in hermeneutische Zirkel geraten, basieren also auf der einen Seite auf *selektiven* Wahrnehmungsprozessen, die im Gedächtnis die dem gegebenen Kontext adäquaten ‘Ursachen’ und ‘Wirkungen’ aussuchen, und auf der anderen auf *konstruktivistischen* Sinnstiftungsvorgängen, die meist lückenhafte Erfahrungsketten in komplette Kausalketten verwandeln und ihnen somit den ersehnten kohärenten ‘Sinn’ verleihen.

Neben den emotionalen Themen, die weder in der BRD noch in der DDR verschwiegen wurden, sondern durch Kontingenzreduktion in die jeweiligen Kausalstrukturen eingebettet wurden, wurden gerade diese Kausalgerüste im Laufe des Kalten Krieges immer wieder in Bezug auf die veränderten Gegenwartsbedingungen nachjustiert. So konnte der Erfahrungsgesellschaft immer wieder eine adäquate Konstruktion angeboten werden, die einen viablen ‘Sinn’ für das Trauma des Massentransfers und der Entwurzelung schuf. Retrospektive Sinnsuche und -stiftung entstehen hier aus der Unfähigkeit einer trauernden Erinnerungsgemeinschaft, mit der Idee fertig zu werden, dass die Geschichte ein «trügerisches Kontinuum ohne Ziel»⁷⁸ ist, in dem ein kontingentes⁷⁹ traumatisches Ereignis wie der Heimat-

⁷⁵ WELZER 2005.

⁷⁶ *Ebd.*

⁷⁷ *Ebd.*

⁷⁸ LENZ 1988, S. 96.

⁷⁹ Vgl. NEUMANN 2005, S. 156.

verlust stattfindet, ohne eine darauffolgende Kompensation und ohne irgendeinen vorstellbaren Nutzen zu haben. Weil «ein Verlust dieser Größenordnung [...] ohne psychologische Kompensierung nicht denkbar»⁸⁰ ist, könnte eine überzeugende Konstruktion, die z.B. den Heimatverlust als 'Mittel', das ein höheres 'Ziel' heiligt und ihm somit einen adäquaten 'Sinn' zuschreibt, in der Lage sein, einer Erinnerungsgemeinschaft eine emotionale und rationale Kompensation (Trost, Schmerzlinderung, Hoffnung) zu bieten. Der auf diese Weise konstruierte 'sinnvolle' Heimatverlust könnte somit nachträglich in eine glaubenswürdige Kausalkette eingebettet werden, in der er nicht mehr den schmerzhaften Nebeneffekt eines sinnlosen geschichtlichen Prozesses darstellt, sondern sich in 'Ursache' von zukünftigen höheren 'Wirkungen' in der individuellen und kollektiven Geschichte verwandelt.

Obwohl sich in der BRD die dominierenden Kontingenzreduktionen des Massentransfers an den öffentlichen Opferdiskurs der (Ost)Deutschen orientierten⁸¹, während die Sinnstiftungen zu diesen Erfahrungen in der DDR hauptsächlich in den antifaschistischen Schulddiskurs der Ostblockstaaten eingebettet wurden, kann kaum ein gemeinsames Deutungsmodell erstellt werden. Weil die Erinnerungsinhalte «in Ost und West verschieden sowie im Verlauf der Zeit mit unterschiedlicher Intensität behandelt [...], kontrovers in und zwischen Ost und West debattiert»⁸² wurden, ist es notwendig, «differenziert herauszuarbeiten, was genau, zu welcher Zeit, wie thematisiert wurde»⁸³.

Die Komplexität der jeweiligen Gebrauchsliteratur⁸⁴ zum Massentransfer wird deutlich, wenn die Populärliteratur zu diesem Thema in Betracht gezogen wird, denn «um der Bedeutung von Literatur für die Erinnerungskultur gerecht zu werden, gilt es [...], die Verengung auf kanonisierte Werke zu überwinden»⁸⁵. Obwohl sie als Mitteilungsliteratur fürs Ästhetische meistens nicht viel übrig hat⁸⁶, kommt der Populärliteratur und ihren Gedächtnisdiskursen über den Massentransfer eine besondere Bedeutung zu, weil sie «sich symbolischer Ressourcen [bedient], die dem kulturellen Ge-

⁸⁰ HELBIG 1988, S. 48.

⁸¹ Zum westdeutschen Schulddiskurs vgl. KITTEL 2007, S. 20 ff.

⁸² LOTZ 2007, S. 14.

⁸³ *Ebd.* Vgl. KITTEL 2007 und BEER 2011, S. 138

⁸⁴ Vgl. HELBIG 1988, S. 62 ff.

⁸⁵ NEUMANN 2005, S. 170.

⁸⁶ MEHNERT 2001, S. 155.

dächtnis zuzuordnen sind. In ihr werden Mythen erzeugt und perpetuiert, kulturspezifische Sinnstiftungsschemata vermittelt»⁸⁷. Im Vergleich zu kanonischen Werken scheint der Kontakt der Populärliteratur zur Erinnerungsgemeinschaft der Vertriebenen stärker zu sein. Selbst kanonisierte Schriftsteller, die die Flucht oder die Vertreibung aus persönlicher Erfahrung in Erinnerung haben, verstehen sich oft kaum noch als Mitglieder der Erinnerungsgemeinschaft. Sie versuchen aus ihrer spezifischen Perspektive herauszukommen, stellen womöglich nur noch die typischen ethnischen 'Percepta', kaum noch die 'Concepta' ihrer Herkunftsgemeinschaft dar und leisten auch deshalb zur Deutung des Massentransfers keinen originellen Beitrag.

Es entstehen auf diese Weise Werke wie *Im Krebsgang* (2002), in dem selbst ein kraftvoller Autor wie Günter Grass zur spezifischen Thematik bereits vorhandene Deutungsvorgänge verwendet und mit abgenutzten Topoi arbeitet. In der Tat sind Werke dieser Art für ein möglichst breites Publikum bestimmt und wollen im Grunde nicht mehr die *beschränkte* Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft der Vertriebenen ansprechen. Ein ähnlicher Prozess ist bei der Verfilmung von Vertreibungsromanen zu beobachten, wo die Besonderheiten, die nur einem Ost- oder Sudetendeutschen verständlich wären, durch abstraktere Elemente ersetzt werden, die jenseits der Erfahrungsgemeinschaft dem viel breiteren Fernsehpublikum zugänglich sind. In dieser Hinsicht ist die Verfilmung (1988) von Surminskis *Jokehnen* (1978) beispielhaft. Inzwischen ist die Trivialisierung des Themas dermaßen vorangeschritten, dass Filme wie der ARD-Zweiteiler *Die Flucht* (2007) von unzähligen altvertrauten Klischees über Adel, Landschaften, Verhältnisse, deutsches Opfertum strotzen⁸⁸ und kaum noch eine konkrete Gedächtnisspur an den deutschen Osten enthalten. Der paradoxe Effekt eines solchen öffentlichen Gebrauchs (bzw. Missbrauchs) von Geschichte durch populäre filmische und literarische Darstellungen ist es, dass die 'versunkenen' deutschen Welten im Osten, zu dessen Erinnerung der Rezipient aufgefordert wird, letztendlich die gegenwärtigen westlichen Stereotypen dermaßen widerspiegelt, dass eine derartige Erinnerung zwecklos wird.

Im folgenden werden also vor allem Werke präsentiert, die unmittelbar die spezifische Erfahrungs- und Erinnerungsgemeinschaft ansprechen und

⁸⁷ ERL 2005, S. 263.

⁸⁸ Vgl. BEER 2011, S. 138.

somit für sie Gebrauchsliteratur darstellen. Es handelt sich dabei um Prosatexte, die im Leser ein gewisses Maß an spezifischen Vorkenntnissen voraussetzen, die im kommunikativen Gedächtnis die jahrhundertlange Geschichte der Ost- bzw. Volksdeutschen und die sozialpolitischen und kulturspezifischen Umstände in der Ostsiedlung betreffen. Um sich kritisch mit Transferliteratur auseinandersetzen zu können, ist die Kenntnis von Regionalwelten nötig, die bei einem durchschnittlichen Lesertypus kaum vorzusetzen ist.

Zwischen versunkenem Arkadien und aufzubauender Utopia

Die jahrzehntelange Tradition der Gedächtniskonstruktionen zum Massentransfer beginnt schon in den späten 40er mit erbitterten gegenseitigen Schuldzuweisungen. Im Westen werden die Rotarmisten für die schlimmsten Kriegsverbrecher gegen die deutschen 'Opfer' gehalten, im Osten die Westdeutschen ganz einfach als die 'schuldigen' unreinen Erben der Nazis betrachtet.

In diesem Klima, gleich nach dem Krieg, als Deutschland direkt von den Besatzungsmächten regiert wurde, die Entnazifizierung begonnen war und das Koalitionsverbot für 'immigrants' eingehalten werden musste, fing Marion Dönhoff an, für *Die Zeit* in dem von den Engländern besetzten Hamburg zu schreiben. Dönhoff, die einer ostpreußischen Familie von Großgrundbesitzern angehörte und vor der heranrückenden Roten Armee ihren Herkunftsort verlassen hatte, schrieb 1946 den Artikel *Ritt gen Westen*, der eine der ersten westlichen literarischen Deutungsversuche des Heimatverlustes anbot. In der ohnmächtigen Verwirrung der ersten Nachkriegszeit wurde die Westbewegung der Ostdeutschen in die epische Dimension des zeitlosen Mythos versetzt: «Ist es der Auszug der Kinder Israel [sic!], ist es ein Stück Völkerwanderung oder ist es ein lebendiger Fluß, der gen Westen strömt, gewaltig anwachsend?»⁸⁹ fragte sich Dönhoff. Zu einer mythologischen Figur wird der Ostdeutsche selbst stilisiert, «wie einer jener Hirten, die zu Homers Zeiten ihre Schafe weideten, und mit weltverlorenem, zeitlosem Blick in die blaue Weite des Tals [sieht]»⁹⁰, während der Treck vorbeizieht. Gleichzeitig werden schon die ersten rhetorischen Fragen

⁸⁹ DÖNHOFF 1946, S. 4.

⁹⁰ *Ebd.*, S. 4.

formuliert, die zu einer Konstruktion beitragen, die den 'Täter' und somit die letztendliche 'Ursache' des Heimatverlustes in Hitler, dem wahnsinnigen Diktator, dem «Teufel»⁹¹, dem *Verführer* des deutschen Volkes, identifiziert: «Ist dies das 'tausendjährige Reich': Ein Bergeskamm mit ein paar zerlumpten Bettlern darauf? Ist das alles, was übrig blieb von einem Volk, das auszog, die Fleischtöpfe Europas zu erobern?»⁹². Diese Sinnstiftung, die während der Adenauer-Ära und bis zu Brandts Ostpolitik in der BRD Hochkonjunktur mit christlichen Färbungen hat, kommt der Nachfrage an Selbstrechtfertigung und 'Persil-Scheinen' der Erinnerung in den Westzonen und später in der Bundesrepublik nach.

In der desorientierten Nachkriegszeit, in der weder 'Ursachen' noch 'Täter' für den Verlust der Ostgebiete deutlich gestiftet sind, wurde der abstrakte Mensch, die «Spezies 'Krone der Schöpfung'»⁹³, für die Zerstörung «diese[r] glückliche[n] ungeteilte[n] Welt»⁹⁴ angeklagt. Diese Verteilung der geschichtlichen Verantwortung aufs allgemein Mythologische, Zeitlose, Ur-tümliche, Anthropologische ist auch in anderen Schriftstellern jener Jahre zu beobachten. Vor dem Elend des Krieges und der Deutschen, die in den Westen eilen, schob sogar ein aufgeklärter Zeitkritiker wie Arno Schmidt in seinem *Leviathan* (1949) die Schuld der deutschen geopolitischen Katastrophe auf die 'Natur'⁹⁵ und auf die Autodestruktivität der Menschen⁹⁶. Kohärent mit diesen Prämissen kondensierte Schmidt 1957 in seinem *Flüchtlinge, oh Flüchtlinge!* eine Geschichte der Vertreibungen vom Auszug der Juden aus Ägypten bis zu den Aussiedlertransporten, die über zehn Jahre nach Kriegsende immer noch Ostdeutsche aus Polen nach Deutschland fuhren. Anders als für die gläubige Dönhoff waren für Schmidt «die Ursachen solcher Massenaussiedlungen (und im Grunde auch die jeder Einzelemigration) [...] immer die gleichen. Einerseits die ausgezeichnete Perfidie der Politiker und Militärs; andererseits die nicht geringere der

⁹¹ Schmidt bedauerte, dass die Deutschen «allerdings leider an einen Teufel geraten [sind]», SCHMIDT 1949, S. 70.

⁹² DÖNHOFF 1946, S. 4.

⁹³ DÖNHOFF 1947, S. 3.

⁹⁴ Ebd., S. 3.

⁹⁵ «Die Natur, d.h. der Leviathan, weist uns nichts Vollkommenes!», SCHMIDT 1949, S. 74.

⁹⁶ Die Menschen, die «sich in – na – in 500 bis 800 Jahren restlos vernichtet haben werden; und es wird gut sein», ebd., S. 63.

sogenannten ‘positiven Religionen’; bzw. das Zusammenwirken beider»⁹⁷. Obwohl Schmidt wiederum keine konkreten Kräfte ansprach, hatte seine kritische Deutung keine Möglichkeit, sich in der bigott-restaurativen Adenauer-Ära durchzusetzen.

Als sich 1947 der Kalte Krieg deutlicher abzeichnete, schlug Dönhoff in *Ein Brief aus Ostpreußen* den breiten Weg zur Selbstdarstellung als ‘Opfer’ ein und drehte gegen den alten ‘Todfeind’ das emotionale Ventil der «Klagen über den Gegenschlag der Vertreibung»⁹⁸ besser auf. In das ewige ostpreußische Arkadien, das in sehnsüchtig idyllischen Beschreibungen aus der Perspektive einer ostdeutschen Adelligen mit den Bäumen, Wäldern, Wiesen, Blumen, Himmeln der konventionellsten Heimatliteratur geschildert wird, ließ sie plötzlich das grausame Blutbad einbrechen, das die wilden Rotarmisten in Ostpreußen, dem «verlorenen Paradies»⁹⁹, an der unschuldigen und harmlosen Zivilbevölkerung anrichteten¹⁰⁰. Westlich der Elbe schien die Geschichte nun erst im Winter 1944 zu beginnen; was davor geschehen war, wollte man schon vor der Gründung der Bundesrepublik möglichst vergessen.

Natürlich gab es Ausnahmen. So ließ Günter Eich im ersten seiner *Träume* (1951) einen Hinterpommerschen Flüchtling das Vertreibungserlebnis träumen. Im Traum fahren deutsche Vertriebene seit Jahrzehnten in einem zugesperrten dunklen Güterwagen. Sie haben erhebliche Gedächtnisprobleme: Wer hatte sie «nachts aus dem Bett holen und in einen Güterwagen sperren»¹⁰¹ lassen? «Wie lange ist es her, dass wir unser Haus verlassen mußten? Wie lange ist es her, dass wir in diesem Wagen fahren?»¹⁰² Und obwohl sie sich genau an ihr früheres Leben erinnern, haben sie inzwischen den Grund vergessen, wofür sie abtransportiert werden. Als sie durch ein Loch, das sich in der Wagenwand gebildet hat, heraus sehen, beobachten sie erschrocken die Nachkriegswelt, in der nur noch Riesen herumlaufen. Den Güterwagen ließ Eich schließlich in den Abgrund fahren.

⁹⁷ SCHMIDT 1984, S. 30-31.

⁹⁸ HELBIG 1988, S. 47.

⁹⁹ DÖNHOFF 1947, S. 3.

¹⁰⁰ «Damals, als die Russen kamen, es war ein Dienstag, brannte es an vielen Stellen im Dorf. Als erste wurden die beiden Gespannführer, der alte Gärtner und Otto, erschossen und auch Frau Markus von der ‘Klingel’, Frau Markus, die brave», *ebd.*

¹⁰¹ EICH 1980, S. 7.

¹⁰² *Ebd.*

Obwohl im Realsozialismus die Verherrlichung des siegreichen ‘Großen Vaterländischen Krieges’ gegen den deutschen Faschismus immer an erster Stelle im Programm der sowjetischen Propaganda und der Ostblockstaaten stand, litt auch das kulturelle Gedächtnis der DDR an erheblichen Gedächtnisproblemen, die hauptsächlich in Zusammenhang mit der engen Kooperation zwischen Hitler und Stalin (der vierten polnischen Teilung 1939) und mit der Westverschiebung Polens (1945) aufkamen. So wurden diese wesentlichen Aspekte, die dem Massentransfer der Deutschen vorausgingen, von DDR-Autoren bis zu den frühen 80er Jahren systematisch ausgeblendet¹⁰³.

Während Anna Seghers in *Die Umsiedlerin* (um 1950) sich auf die Schwierigkeiten der Eingliederung der Flüchtlinge in die Ankunftsgesellschaft konzentrierte¹⁰⁴, bot der Roman *Die Tage werden heller* des Danziger Benno Voelkner im Gegensatz zur zeitgenössischen mythisierenden Literatur der Westzonen eine wohl ideologisierte, jedoch mehr konkrete und artikulierte Deutung des Heimatverlustes. Aus der Perspektive kommunistischer Arbeiter stellt Voelkner die letzten Kriegstage, die russische Besatzung, die Verschleppungen von deutschen Zivilisten in die Sowjetunion, die Ausweisung der Deutschen aus ihren Herkunftsorten, die Transporte in Güterwagen und schließlich die Integration in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) dar. Voelkners Roman, der schlechthin als «Schmierstück stalinistischer Provenienz»¹⁰⁵ abgestempelt wurde, beweist, dass es durchaus nicht den Befunden entspricht, dass man «in der DDR versuchte, alle Formen des Erinnerns an die Katastrophe der Vertreibung, ja sogar der konfliktreichen Frühphase der Vertriebenenintegration gezielt zu unterdrücken»¹⁰⁶. Ganz im Gegenteil wurden diese Themen sogar schon zu Stalins Lebenszeit angesprochen, um eine ‘glaubwürdige’ Deutung des Massentransfers in dem öffentlichen Diskurs der SBZ und später der DDR zu verbreiten und sie im kollektiven Gedächtnis zu verankern.

Obwohl Voelkner voraussetzte, dass der Heimatverlust «nur selten je-

¹⁰³ MEHNERT 2001, S. 140.

¹⁰⁴ Vgl. HELBIG 1988, S. 204-206; SCHWARZ 2003, S. 88; KOSSERT 2008, S. 291; HÄHNEL-MESNARD 2008: S. 129.

¹⁰⁵ KOSSERT 2008, S. 290-291.

¹⁰⁶ SCHWARZ 2008, S. 137.

mandem leicht geworden [ist]»¹⁰⁷, dass es jedoch «noch schlimmer [hätte] werden können»¹⁰⁸, unterstrich er die Notwendigkeit für die Ostdeutschen, ihre Herkunftsgebiete zu verlassen. Dem Autor nach gehörten die Ostdeutschen dem übermütigen Volk an, das sich durch den Vernichtungskrieg, mit dem Deutschland Osteuropa überzogen hatte, *kollektiv* schuldig gemacht hatte¹⁰⁹. Außerdem schloss er aus, dass Deutschland, das den Krieg begonnen hatte, als konditionsloser Kriegsverlierer noch irgendwelche Ansprüche hätte stellen können¹¹⁰. Ostdeutsche die darauf bestanden, nicht wie Nazis behandelt zu werden, müssten sich deshalb damit abfinden, dass der Sieger die Deutschen nicht mehr als *Individuen* behandelte. Die offensichtliche Ungerechtigkeit, dass nicht nur die Nazis, sondern auch Deutsche, die nicht in der NSDAP gewesen waren, von der Vertreibung betroffen wurden, wurde ferner dadurch ‘erklärt’, dass die Deutschen die Nazis «geduldet»¹¹¹ hatten. Sogar den deutschen Antifaschisten wurde im Roman vorgeworfen, die Nazis *nicht genug* bekämpft zu haben¹¹². Dieses Konstrukt der *kollektiven* Schuld der Deutschen, nach dem *alle* Deutsche von den Verbrechen der Nazis gewusst und nichts dagegen unternommen hätten, war in der DDR bereits in den Gründungsjahren vollständig ideologisch ausgearbeitet. Mit der 68er Bewegung wird es auch in den Öffentlichkeitsdiskurs der BRD gelangen und sich dort in den 70er weiterverbreiten.

Diese Ursachenselektion, die die Vertreibung retrospektiv zu ‘erklären’ versuchte, wurde von einer prospektiven Sinnstiftung begleitet, die dem Heimatverlust einen plausiblen ‘Zweck’ hätte verleihen sollen. Für Menschen, die gerade einen grausamen Krieg überlebt hatten, war der Frieden und seine Erhaltung die allererste Priorität. Auch dieser Bedarf wurde in der DDR, wo die Oder-Neiße-Linie bis 1989-90 als ‘Friedensgrenze’ galt, ideologisch ausgebeutet, indem die Vertreibung mit dem Bedürfnis begrün-

¹⁰⁷ VOELKNER 1959, S. 24.

¹⁰⁸ *Ebd.*, S. 23.

¹⁰⁹ «Ich empfehle allen, jetzt einmal darüber nachzudenken, daß die Deutschen selber all dieses Unglück auf sich herabbeschworen haben», *ebd.*, S. 36.

¹¹⁰ «Vorerst werden die Siegermächte befehlen – und wir haben zu gehorchen», *ebd.*, S. 25.

¹¹¹ *Ebd.*, S. 69.

¹¹² «Hätten wir nicht noch besser kämpfen müssen? Hätten wir die Kraft aufgebracht, die Massen zu überzeugen, das Schrecklichste wäre den Völkern erspart geblieben!», *ebd.*, S. 104.

det wurde, den Frieden in Osteuropa durch die Beseitigung der «Zange Ostpreußen-Schlesien»¹¹³ und der ostdeutschen Siedlungen, die «immer Unruheherde werden»¹¹⁴ könnten, zu erhalten.

Im Kalten Krieg, auf beiden Seiten der Elbe, verkürzten also diese ideologisierten Konstruktionen den Heimatverlust auf sehr vereinfachende gezielte und leicht verständliche schwarz-weiß Darstellungen. Diese Tendenz setzte sich in den 60er fort. Während in der Umsiedlerliteratur der DDR der Versuch unternommen wurde, eine geschichtlich ‘rationale’ Deutung der Auslöschung der Ostsiedlung herauszuarbeiten, wurde in der Bundesrepublik, die sich als «eine Gemeinschaft von Opfern»¹¹⁵ konstituierte, der Heimatverlust kaum gedeutet, sondern vielmehr ‘gefühl’t und emotional verarbeitet. Diese Selbstdarstellung als ‘Opfer’ wurde von der Adenauer-Regierung aktiv unterstützt, die sich eine Erinnerungspolitik schuf, die «zeitlich erst mit dem Flucht- und Vertreibungsgeschehen 1944-45 einsetzte, folglich den von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkrieg und die NS-Verbrechen an anderen Völkern, insbesondere an Millionen europäischer Juden, und damit die wichtigste historische Voraussetzung für die Vertreibung der Deutschen nach 1945 systematisch ausblendete»¹¹⁶. Was den Massentransfer anging, unterstützte die Bundesregierung in den Jahren 1951-1961 die von ideologischen Konstruktionen belastete¹¹⁷ achtbändige *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa*, mit der «die im Dienste der Politik stehende Wissenschaft hier ein Denkmal in neuer Form von dauerhafter Bedeutung [schuf], als es auch die schwersten und größten Steinquader je hätten darstellen können»¹¹⁸. Im Rahmen dieser ‘Dokumentation’ wird auch der Bestseller *Ostpreussisches Tagebuch* (1961) von dem aus Dönhoffs Milieu stammenden Arzt Hans Lehndorff herausgegeben werden¹¹⁹. Mit den in der Adenauer-Ära sehr beliebten frommen Tönen wurden auch in diesem Buch die Rotarmisten als rachsüchtige und

¹¹³ *Ebd.*, S. 83.

¹¹⁴ *Ebd.*

¹¹⁵ FRANZEN 2003, S. 49.

¹¹⁶ SCHWARZ 2008, S. 136.

¹¹⁷ Vgl. THER 1998, S. 90.

¹¹⁸ HAHN 2001, S. 343. Vgl. BEER 2011, S. 31.

¹¹⁹ Vgl. KITTEL 2007, S. 24 und BEER 2011, S. 138.

allzerstörende «Menschen ohne Gott»¹²⁰, beschrieben, die sich «im Banne von Trieben [...] wie Wölfe auf die Frauen stürzen»¹²¹.

1962 erschien ein Sammelband von Marion Dönhoff, der sich schon im Titel – *Namen die keiner mehr nennt* – gegen das (angebliche) Erlöschen der Erinnerung¹²² an den deutschen Osten einsetzte. Das Leben in Ostpreußen wird im Zeichen des Agrarismus und stets aus der Perspektive des Großgrundbesitzers geschildert, der sich nach vormodernen wirtschaftlichen und sozialen Umständen des «bäuerlichen Deutschtums»¹²³ im Osten sehnte. Ferner baut Dönhoff an der *individuellen* Schuld des «Wahnsinnigen»¹²⁴ weiter: «Der Führer hat betrieben», «getrieben», «geschmiedet», «eigenhändig», «er», «er», «er»! Die Wortwahl lässt nun keine Zweifel mehr aufkommen: Hitler war *der* Übeltäter, *die* Ursache des Heimatverlustes: «Er [...] hatte Millionen Deutscher ihrer vielhundertjährigen Heimat beraubt»¹²⁵. Die unschuldigen Deutschen, die sich völlig in der Gewalt des ‘wahnsinnigen’ Diktators befanden und machtlos von ihrem Henker zur Schlachtbank geführt wurden, treten endlich auch bildlich als Hitlers ‘Opfer’ auf. In *Namen die keiner mehr nennt* werden die Deutschen aber nicht nur als Opfer ihres ‘wahnsinnigen’ Führers dargestellt; neben ihm gibt es immer noch die Sowjets, die in Nemmersdorf «nackte Frauen in gekreuzigter Stellung ans Scheunentor genagelt»¹²⁶ hatten, und sogar die Polen, denn an «polnischen Gräueln»¹²⁷ gegen deutsche Opfer soll es auch nicht gefehlt haben. Die Widersprüche, die durch solche Reduktionen entstanden, werden von Dönhoff nicht gelöst. So glauben z.B. ostpreussische Gestalten an den deutschen ‘Endsieg’, obwohl sie gleichzeitig Goebbels Propaganda für lügnerisch halten¹²⁸. Ihrerseits habe Dönhoff weder an ‘Endsieg’ noch an Goebbels geglaubt und sei schon als Studentin (1933) sicher gewesen, dass eines Tages Ostpreußen wegen Hitler «verloren sein würde»¹²⁹. Erspart

¹²⁰ LEHNDORFF 1992, S. 67.

¹²¹ *Ebd.*, S. 67.

¹²² Vgl. HAHN 2001, S. 335.

¹²³ DÖNHOFF 1962, S. 38.

¹²⁴ *Ebd.*, S. 8.

¹²⁵ *Ebd.*, S. 32.

¹²⁶ *Ebd.*, S. 28.

¹²⁷ *Ebd.*

¹²⁸ Vgl. *ebd.*, S. 17-20.

¹²⁹ *Ebd.*, S. 20.

blieben dem Leser weder tapfere Soldaten, die erst im Winter 1944, als der Krieg nicht mehr zu gewinnen war, ihre Verzweiflung mit «Wir haben genug von dieser Scheiße!»¹³⁰ herausschreien, noch besonnene Bauern, die leider auch erst im Winter 1944 die NSDAP-Leiter als «Schweine»¹³¹ bezeichnen.

Weil «die Bundesrepublik Symbole [brauchte], die das ‘andere’ Deutschland darstellen konnten – nicht zuletzt in Konkurrenz zur DDR mit ihren Märtyrern aus dem kommunistischen Widerstand»¹³² –, hatte schon 1954 Bundespräsident Heuss den deutschen Adel als Träger des Widerstandes gegen Hitler erklärt und somit eine dauerhafte «Legendenbildung»¹³³ begonnen; dieser leistete auch Dönhoff ihren Beitrag, indem sie den Widerstand ganz bestimmter ‘Opfer’ erwähnte, die (leider auch erst) 1944 «Deutschland von dem Geißel Hitlers zu befreien»¹³⁴ versuchten. Es geht um das gescheiterte Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944, «an dem alle Freunde verhaftet worden waren»¹³⁵. Dass die Attentäter selbst eine mikroskopische Minderheit innerhalb des deutschen Adels darstellten, der dagegen von Hitler und der NSDAP allzu oft begeistert gewesen war, wurde ausgeblendet. Trotzdem ist Marion Dönhoff, die keineswegs als «Historikerin, sondern als beteiligte Frau»¹³⁶ betrachtet werden sollte, in der Bundesrepublik kaum als Trägerin einer Teilperspektive empfunden worden. Der Mythos des 20. Juli, dem mit Erfolg zahlreiche Filme und Fernsehdokumentationen gewidmet wurden¹³⁷, scheint heute fest im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert zu sein.

Während in der Bundesrepublik adelige Großgrundbesitzer als heroische Widerständler des Nazi-Regimes, als Beschützer ihrer Leute und als Retter der Flüchtlinge hochstilisiert wurden, wurde in der DDR-Umsiedlerliteratur der frühen 60er gerade das ost- und sudetendeutsche Junkertum als

¹³⁰ *Ebd.*, S. 29.

¹³¹ *Ebd.*, S. 23.

¹³² MALINOWSKI 2004, S. 48.

¹³³ *Ebd.*, S. 48; vgl. AUGSTEIN 1992.

¹³⁴ DÖNHOF 1962, S. 64.

¹³⁵ *Ebd.*, S. 21.

¹³⁶ MALINOWSKI 2004, S. 48.

¹³⁷ Im folgenden eine Auswahl: *Der 20. Juli* (1955), *Es geschah am 20. Juli* (1955), *Operation Walküre* (1971), *Stauffenberg: Verschwörung gegen Hitler* (1990), *Die Stunde der Offiziere* (2004), *Stauffenberg* (2005), *Operation Walküre: Das Stauffenbergattentat* (2009).

eine der Hauptursachen des Krieges, des Verlustes der Ostgebiete und des Massentransfers der Ostdeutschen dargestellt.

Mit dem ostdeutschen Großgrundbesitzum und den Lebensbedingungen der Arbeiter auf den östlichen Rittergütern beschäftigte sich Anfang der 60er der Sudetendeutsche Franz Fühmann. In den Jahren, in denen das SED-Regime mit der Errichtung des 'antikapitalistischen Schutzwalles' auch das Problem der 'Republikflüchtlinge'¹³⁸ gelöst zu haben glaubte, erschien Fühmanns Erzählung *Böhmen am Meer* (1962), «vom schriftstellerischen Können her»¹³⁹ einer der besten Prosatexte der Umsiedlerliteratur. Hier wurden die deutschen Junker als natürliche Träger von Pangermanismus, Nationalismus, Imperialismus, Militarismus dargestellt¹⁴⁰. Sie sollten aktiv zur Anzettelung des verbrecherischen Vernichtungskrieges beigetragen haben, der dann die Rache, die Vergeltungs- und Abrechnungsaktionen der angegriffenen Völker ausgelöst hatte¹⁴¹. Wie schon in der Umsiedlerliteratur der 50er Jahre wurden Massentransfer und Heimatverlust als unmittelbare Folgen des verlorenen Angriffskrieges erklärt¹⁴². In diesem Zusammenhang wurden wieder geschichtliche Tatsachen ausgeblendet, die in diese ideologisierte Sinnstiftung nie hätten passen können. Mit Ausdrücken wie «geht über die Grenze in euer Land», die gegen Sudetendeutsche gerichtet wurden, verdrängte Fühmann die historische Tatsache, dass die Deutschen schon seit dem 12.-13. Jahrhundert im Sudetenland lebten und deshalb 1945 kaum noch als 'Fremde' oder 'Neuankömmlinge' hätten betrachtet werden können.

In den Jahren nach dem Mauerbau, in denen die Parteien der Bundesrepublik um die Stimmen der Flüchtlinge warben und die Parteiführer systematisch die Heimattreffen und die Veranstaltungen der Flüchtlingsverbände besuchten, übertraf ausgerechnet die SPD mit der Parole 'Verzicht ist Verrat' alles, was bis dahin von den Parteien zu den verlorenen Ostge-

¹³⁸ Von 1949 bis zum Mauerbau (1961) hatten über 2,7 Millionen 'Republikflüchtlinge' die DDR verlassen.

¹³⁹ HELBIG 1988, S. 83. Vgl. MEHNERT 2001, S. 148-149.

¹⁴⁰ Vgl. FÜHMANN 1963, S. 22-24.

¹⁴¹ «Wir [Deutsche] hatten versucht die anderen auszurotten; nun werden die anderen uns ausrotten, Auge um Auge, Zahn um Zahn!», *ebd.*, S. 51.

¹⁴² «Und dann war der Tag der Kapitulation gekommen, und dann klopfen sie an die Tür und sagten: Packt eure Sachen und geht über die Grenze in euer Land und lernt, gute Nachbarn zu werden», *ebd.*, S. 51.

bieten gesagt worden war¹⁴³. Dieses Klima beunruhigte die DDR, die ein Auferstehen alter Ideologien in den Formen des Revanchismus in der Bundesrepublik fürchtete, denn diese schien «die Unumgänglichkeit der Aussiedlung»¹⁴⁴ nicht anzuerkennen und «das Trügerisch-Gefährliche einer Hoffnung auf die Rückkehr»¹⁴⁵ der Ostdeutschen in ihre Herkunftsgebiete hegte. Die durchschnittlichen Westdeutschen werden als unbewusste ‘Opfer’ des Revanchismus ihrer nicht gründlich entnazifizierten Führungsklasse dargestellt; obwohl sie als ‘kleine Leute’ an ihrer ‘alten’ Heimat kaum noch Interesse haben¹⁴⁶, erliegen sie der Rhetorik der Treffen der Landsmannschaften, «Schattenparade[n] einer toten Vergangenheit»¹⁴⁷, die von ehemaligen Junkern organisiert werden.

Nicht nur Fühmann bearbeitete das Thema des Junkertums in Jahren, in denen in der DDR wieder heftig zwangskollektiviert wurde. Schon der Kino-Zweiteiler *Schlösser und Katen* (1957-1958) hatte sich mit den Themen des ostdeutschen Großbesitztums, der Umsiedler, die zu ‘Neubauern’ wurden, der revanchistischen Junkern und der Kollektivierung auseinandergesetzt. Das Themenkomplex wurde auch in Theaterstücken aufgegriffen: «Tausend Jahre hat uns der Junker geritten»¹⁴⁸ heißt es in Heiner Müllers *Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande* (1961). Genauso wie Fühmann stellt auch Müller die Bundesrepublik als Rettungsboot der ehemaligen ostdeutschen Großgrundbesitzer dar, denn «im Wehrmachtsauto saß der Junker, fuhr Angst im Genick, ohne Chauffeur, knieweich, sein Bankbuch mit und seine Weiber, westwärts [...] auf sein Gut in Bayern»¹⁴⁹. Mit der «Westflucht»¹⁵⁰ entschied man sich also für anachronistische Lebensverhältnisse in einem Staat, der dem Kapitalismus verfallen war¹⁵¹ und der mit seinem Revanchismus den Frieden gefährdete¹⁵². In der Komödie *Frau*

¹⁴³ Vgl. KOSSERT 2008, S. 175.

¹⁴⁴ FÜHMANN 1963, S. 25.

¹⁴⁵ *Ebd.*

¹⁴⁶ «Alle [...] waren ja irgendwo ansässig geworden und hatten ihren Beruf und ihre Arbeit und ihre großen und kleine Sorgen», *ebd.*, S. 47.

¹⁴⁷ *Ebd.*, S. 50.

¹⁴⁸ MÜLLER 1961, S. 85.

¹⁴⁹ *Ebd.*, S. 121-122.

¹⁵⁰ *Ebd.*, S. 150.

¹⁵¹ «Hinter der Elbe ist der Markt für Knechte», *ebd.*, S. 78.

¹⁵² «Der Westen arbeitet an meiner Befreiung. Aber was hab ich davon, wenn mir die Seele gerettet wird durch Bomben auf den Schädel», *ebd.*, S. 224.

Flinz (1961) von Helmut Baierl, über die Geschichte der Integration einer anfangs unpolitisierten sudetendeutschen Umsiedlerin, die dann aber in den Jahren der Kollektivierungen zur Vorsitzenden einer der ersten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) wird¹⁵³, strahlt das westdeutsche Radio revanchistische Propaganda über in die DDR aus¹⁵⁴.

Annäherungen im Klima der 'neuen' Ostpolitik

Während der 68er Bewegung und den Jahren der neuen Ostpolitik der sozialliberalen Koalition verlor die trivial monokausale 'Theorie des wahn-sinnigen Diktators' ihre Monopolposition in der Bundesrepublik. In der Populärliteratur kam es zu kritischen Einsichten, die teilweise mit denen der östlichen Umsiedlerliteratur übereinstimmten. Aus der Perspektive eines ostpreußischen 'kleinen Mannes' geschrieben, begann 1967 der westdeutsche Bestseller *Die Wölfe* des ostpreußischen Schriftstellers Hans Hellmut Kirst mit dem masurischen Sprichwort «'Wer mit den Wölfen heult, der braucht sein Hundeleben nicht zu verlassen'»¹⁵⁵. Der Roman, der als «Dorfgeschichte mit den bekannten Ingredienzien»¹⁵⁶ und «Tendenzen zum Trivialroman»¹⁵⁷ abgefertigt wurde, ließ weder über die 'Wölfe', die mit den Nazis identifiziert wurden, noch über die 'mitheulenden Hunde', die *mitschuldige* deutsche Bevölkerung, Zweifel aufkommen. Der kausale Zusammenhang zwischen Nazipolitik und Vertreibung wird nun unterstrichen¹⁵⁸. Kirst versucht aber auch zu erklären, wie es dazu kam, dass ein multikulturelles Land den 'Wölfen' verfiel¹⁵⁹: der verlorene Erste Weltkrieg und der Friedensvertrag von Versailles, die die nationalistische Rhetorik des «Dolchstoß[es] in den

¹⁵³ Vgl. BAIERL 1961, S. 89.

¹⁵⁴ Vgl. ebd., S. 56.

¹⁵⁵ KIRST 1967, S. 5.

¹⁵⁶ HELBIG 1988, S. 131.

¹⁵⁷ Ebd., S. 91.

¹⁵⁸ Vgl. KIRST 1967, S. 5 und S. 488: «Nichts geringeres ist in unserem Deutschland geschehen als das verblendete Wagnis, ein Würfelspiel um die Weltherrschaft zu beginnen. Und das völlig leichtfertig, völlig sinnlos, unter brutalem Teilnahmepzwang – und schließlich mit dem Einsatz von zahllosen Millionen Menschen und etlichen hunderttausend Quadratmeter Heimatboden».

¹⁵⁹ Vgl. ebd., S. 485.

Rücken»¹⁶⁰ auslösten, werden in dieser Hinsicht angesprochen. Als sich in den 20er und 30er Jahren Deutschland schon einmal als ‘Opfer’ fühlte, kamen die vielen «dicken nationalen Holzköpfe»¹⁶¹ zum Vorschein, deren Gefährlichkeit kein Deutscher erkannte¹⁶². Mit Kirst rückt also auch in der BRD die *kollektive* (Mit)schuld der Deutschen in den Vordergrund. Er lehnt nicht nur die ‘Theorie des wahnsinnigen Diktators’ ab, sondern schränkt auch den daraus folgenden Opferdiskurs ein¹⁶³.

Auch in der DDR traten gegen Ende der 60er Neuigkeiten in der Umsiedlerliteratur auf. Die Geschichte der gescheiterten Integration eines Flüchtlingskindes aus Westpreußen in die realsozialistische Gesellschaft der DDR wurde in Christa Wolfs *Nachdenken über Christa T.* (1968) (re) konstruiert. Auf ein kanonisches ‘Happy End’ im Sinne der Erinnerungs- und Integrationspolitik der SED verzichtet auch der im gleichen Jahr erschienene Roman *Schlesisches Himmelreich* der Breslauerin Hildegard Rauchfuß, der von der westdeutschen Kritik vorgeworfen wurde, «ihre Schilderungen mit den bekannten geschichtlichen Tatsachen abzustimmen, anstatt das untypische Persönliche zu allgemeiner Gültigkeit erheben zu wollen»¹⁶⁴. Ganz im Gegenteil gestaltete Rauchfuß in ihrem Roman weder freudestrahlende Flüchtlinge noch glückliche Vertriebene, die sich in die sozialistische ‘neue’ Heimat vollkommen integrieren. Die Autorin ließ die Protagonistin unfreiwillig, in tiefer Traurigkeit und «mit einer für immer geschlossenen Tür ins Zurück»¹⁶⁵ ihre ‘alte’ Heimat verlassen. In der Deutung der Vertreibung blieb jedoch Rauchfuß den Erinnerungsorten der DDR treu: Deutschland hatte den Krieg angefangen, verbrecherisch geführt und schließlich verloren. Was an den Deutschen von der Roten Armee und der sowjetischen Siegermacht verübt wurde, sei eigentlich noch zu wenig

¹⁶⁰ *Ebd.*, S. 486.

¹⁶¹ *Ebd.*

¹⁶² So der Protagonist Alfons Materna: «Hier [...] beginnt die alles entscheidende Geschichte unserer Schuld, unserer Mitschuld – eine unlösbare Verkettung von Unentslossenheit, Irrtum, Feigheit, Unwissen und Selbsttäuschung. Ich nehme niemanden davon aus, auch mich nicht [...]. Wir sind gezeichnet worden – das löscht niemand aus», *ebd.*, S. 488.

¹⁶³ «Soviel zumindest war für mich sicher: Ich vermochte in den Opfern dieser Mörder [der Nazis] niemals Helden zu sehen. Sie fordern Mitleid heraus, nicht Stolz», *ebd.*, S. 485.

¹⁶⁴ HELBIG 1988, S. 88-89. Vgl. NIVEN 2012, S. 234.

¹⁶⁵ RAUCHFUSS 1968, S. 595.

gewesen! Vergewaltigungen¹⁶⁶ und Plünderungen¹⁶⁷ werden weiterhin in Kauf genommen und die Auslöschung der deutschen Ostsiedlung als eine gerechte Abrechnung zum Zweck der Friedenserhaltung betrachtet¹⁶⁸. Die Abtrennung, die nur noch westliche Revanchisten in Frage stellten¹⁶⁹, wurde als definitiv dargestellt. Die Suche nach den Ursachen des Massentransfer wurde von Rauchfuß – wie schon von Kirst – nicht mit der ‘Macht-ergreifung’ (1933) begonnen, die durchaus nicht für den Anfang vom Ende gehalten wurde. Der Nationalsozialismus wurde vielmehr als Zwischenphase eines längeren Prozesses dargestellt, der nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt und über den «Schandvertrag»¹⁷⁰ von Versailles und die allgemeine Verarmung der Inflationsjahre¹⁷¹ zum Triumph der NSDAP geführt hatte. Rauchfuß schien nicht an Großgrundbesitzern, Adeligen oder Großkapitalisten interessiert zu sein, in denen die DDR-Tradition die nationalkonservative Ideologie bereits voraussetzte; sie beschäftigte sich eher mit dem deutschen ‘kleinen Mann’ und mit seinem Verhältnis zum Nationalsozialismus, zum Krieg und schließlich zu den Kriegsfolgen. Rauchfuß sah von der fahrlässigen Unterschätzung des «lächerlichen Gefreiten»¹⁷² und von jenem Egoismus ab, der gegen materielle Befriedigung gerne auf Kritik verzichtete¹⁷³, und konzentrierte sich auf die traditionellen ‘Tugenden’ des ‘kleinen Mannes’ im Sinne des ‘Preußengeistes’: Ehre, Effizienz, Genauigkeit, Gehorsam, Hierarchiebewusstsein. Sie kam zu dem Schluss, dass gerade diese ‘Werte’ die fast automatische Verwandlung des ‘kleinen Mannes’, der «mit seiner penetranten Genauigkeit die Maschinerie immer hübsch gleichmäßig ölt»¹⁷⁴, in leistungsfähige Nazis ermöglicht hatten¹⁷⁵. Ende der 60er Jahre begannen also die Umsiedlerliteratur und auch ein Teil der westlichen Flucht- und Vertreibungsliteratur ähnliche Gedankengänge zu zeigen;

¹⁶⁶ Vgl. *ebd.*, S. 529.

¹⁶⁷ Vgl. *ebd.*, S. 541.

¹⁶⁸ Vgl. *ebd.*, S. 587.

¹⁶⁹ Vgl. *ebd.*, S. 571.

¹⁷⁰ *Ebd.*, S. 230.

¹⁷¹ Vgl. *ebd.*, S. 32 ff. und 114 ff.

¹⁷² *Ebd.*, S. 323.

¹⁷³ «Ist der kleine Mann satt und zufrieden, reißt er das Maul nicht auf», *ebd.*, S. 166.

¹⁷⁴ *Ebd.*, S. 367.

¹⁷⁵ «Der kleine Mann auf der Straße [kann] auch zu einem Hitler werden, wenn man ihm bloß Befehle gibt», *ebd.*, S. 308.

sie bauten den Massentransfer in eine Kausalkette ein, die nicht mehr mit dem Aufstieg des 'Wahnsinnigen' (1933) oder dem Angriff auf Polen (1939) begann, sondern viel tiefer zurück in die deutsche Geschichte und Identität reichte.

Eine Folge der selbstkritischen Betrachtung der eigenen Vergangenheit war, dass man auch in der Bundesrepublik in den Jahren der Studentenbewegung und nach den Ostverträgen in den Vertreibungsliteraturen das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen bzw. Russen immer weniger nach dem im Kalten Krieg normativen Schema 'Angreifer-Angegriffener', 'Verlierer-Sieger', 'Opfer-Verbrecher' schilderte. Fast dreißig Jahre nach Kriegsende begann man über Art und Ausmaß der Entfernungen zwischen den Völkern nachzudenken, die sich bekämpft und gegenseitig so viele Schmerzen verursacht hatten. Es wurden Annäherungsversuche zwischen Deutschen, Polen und Russen dargestellt, die nun auf *persönlicher* und *individueller* Ebene stattfanden, meistens durch Flüchtlingskinder. In der Bundesrepublik wird es ab den 70er Jahren immer schwerer fallen, sich glaubwürdig als 'Opfer' von Polen und Russen zu stilisieren. Die *individuelle* menschliche Dimension, die kaum Generalisierungen als 'Opfer' oder 'Täter' erlaubte, wurde in die Erinnerungskonstruktionen beider Vertreibungsliteraturen eingeführt.

In Jahren, in denen die politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der DDR, der UdSSR und Polen intensiver wurden, erschien der Bestseller *Jokebnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?* (1978) von dem Schriftsteller ostpreußischer Herkunft Arno Surminski. Dieser Roman, der aus der Perspektive der schwächeren Sozialschichten geschrieben wurde, verzichtet auf *kollektive* Urteile über Deutsche sowie Polen und Russen und zieht dagegen *individuelle* Lebensläufe und Schicksale in Betracht. Erkannt wurde, dass es kaum eine glaubwürdige Möglichkeit hätte geben können, bestimmten und konkreten Situationen mit *kollektiven* Verurteilungen (oder *kollektiven* Freisprechungen) gerecht zu werden. Deshalb wurde neben den Kriegsverbrechen der Roten Armee¹⁷⁶ auch die Freundschaft des jungen Hermann mit einer Gruppe Rotarmisten geschildert¹⁷⁷. Für die jüngere Generation löste sich der kol-

¹⁷⁶ «Hier bei uns trafen die Russen die ersten Menschen... die Männer sind alle erschossen, ein paar Frauen und Kinder auch, wohl aus Versehen», SURMINSKI 1978, S. 248.

¹⁷⁷ Vgl. *ebd.*, S. 306.

lektive Begriff 'Feind' in das konkrete *individuelle* Menschenwesen auf¹⁷⁸. So wurde der bisher bestialische Rotarmist zum Menschen, und sogar mit spaßhaften Zügen¹⁷⁹. Die Polen, die aus dem von der UdSSR annektierten Ostpolen gekommen waren und die in ihrem Elend die Häuser der vertriebenen Deutschen bezogen hatten¹⁸⁰, schienen von den Deutschen quasi als Schicksalsgefährten empfunden zu werden: «Die vielen kleinen Kinder der polnischen Familie [...] spielten mit Steinen und Stöcken im Dreck der Straße, wie das die Kinder in Jokehnen schon immer getan hatten»¹⁸¹. Die Suche nach den Ursachen des Heimatverlustes löste Surminski ohne verkürzende Verallgemeinerungen und Pauschalierungen in die Existenz der unzähligen Menschen auf, die die geopolitische Katastrophe des Krieges und des Massentransfers erlebt hatten¹⁸². Dies zeigt deutlich die lange Liste¹⁸³, die Surminski dem Roman anhängt und die Schicksale der Jokehner aufzählt. Die raum-zeitliche Entfernung, die nach der Vertreibung die Deutschen von Polen und Russen hätte trennen sollen, wurde von nun an nicht mehr in Stunden oder Kilometer kalkuliert¹⁸⁴, sondern in einer ganz menschlichen und subjektiven Dimension empfunden: «Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland? Viele sind nicht angekommen»¹⁸⁵.

Im Jahr, in dem *Jokehnen* erschien, wurde ein weiterer Flucht-und-Vertreibungsroman, der auch aufs Subjektiv-Menschliche setzte, veröffentlicht: *Heimatmuseum* von Siegfried Lenz. Während Surminski aus der Perspektive eines Flüchtlingskindes erzählte, schrieb Lenz aus der eines erwachsenen Flüchtlings. Lenz erkannte, wie sehr sich der Generationswechsel¹⁸⁶, der inzwischen in beiden deutschen Staaten immer mehr spürbar wurde, auf die «Fragen im Osten»¹⁸⁷ auswirkte. Die älteren Vertriebenen werden

¹⁷⁸ «Iwan war ein gemütlicher Kauz. Immer wenn er Hermann und Peter traf, behauptete er, in Rußland gäbe es zwei Jungs im gleichen Alter, seine Söhne», *ebd.*, S. 305.

¹⁷⁹ «Nicht zuletzt jener Kirgise muß erwähnt werden, der einen scheppernden Wecker entsetzt wegwarf und mit seiner Maschinenpistole tötete», *ebd.*, S. 243.

¹⁸⁰ «Scheu saßen sie in den fremden Häusern, ohne Pferde, mit mehr Kindern als Hühnern», *ebd.*, S. 302-303.

¹⁸¹ *Ebd.*, S. 303.

¹⁸² Vgl. HELBIG 1988, S. 83 und 133.

¹⁸³ SURMINSKI 1978, S. 341-343.

¹⁸⁴ Vgl. *ebd.*, S. 319.

¹⁸⁵ *Ebd.*, S. 339.

¹⁸⁶ Zur Bedeutung des Generationswechsels vgl. BEYERSDORF 2007 und BANCHELLI 2008.

¹⁸⁷ LENZ 1981, S. 640.

nun als «Bund der Heimwehkranken»¹⁸⁸ beschrieben, als «unbelehrbare Träumer, naive Wächter von den kuriosen Reliquien der Vergangenheit, verstiegene Missionare, die sich zutrauten, die Resultate der Geschichte durch unverbesserlichen Starrsinn zu berichtigen»¹⁸⁹. Besonders ihnen droht die Gefahr, weiterhin politisch instrumentalisiert zu werden¹⁹⁰. Klar und deutlich warnte Lenz mit *Heimatmuseum* vor der «politischen Manipulation»¹⁹¹ des inzwischen stabilisierten Erinnerungsortes 'Flucht-und-Vertreibung' in der Bundesrepublik.

Der Generationswechsel in den 70er ließ sich auch auf der anderen Seite der Mauer spüren. In den ersten (noch erwartungsvollen) Jahren der Honecker-Ära, in denen eine endlich vom Westen anerkannte DDR am selben Tisch mit der BRD an internationalen Verhandlungen teilnahm, veröffentlichte 1974 der Chemnitzer Rolf Schneider seine «literarisch durchaus ernstzunehmen[de]»¹⁹² *Reise nach Jarosław*. Es handelt sich um einen Roman, der als erster die 'Spurensuche' der Generation der Flüchtlingskinder darstellt, die mit der langsamen Abtretung der Erlebnisgeneration neue Themen ins Visier nimmt. Schneider, weder Flüchtling noch Flüchtlingskind, erzählt die Reise der ostberliner Studentin Gittie, die eine lange Fahrt durch Polen unternimmt, um die Heimat ihrer Großmutter zu erreichen, die der deutschen ostgalizischen Minderheit angehörte.¹⁹³ Ihre Verhaltensweise, Küche, Sprache und Kenntnisse schienen Gittie wie aus einer anderen Welt zu stammen¹⁹⁴. Die Reise nach Jarosław wird Gittie durch die Vertreibungslandschaften Ostbrandenburg, Posen und Schlesien bis nach Südostpolen führen; doch, als sie schon ganz nah an Jarosław ist, entscheidet sie, nach Berlin zurückzukehren. Schneider, der die SED-Sprachregelung über die Ortsbezeichnungen der ehemaligen deutschen Ostprovinzen bis auf eine Ausnahme streng einhält¹⁹⁵, bezeichnet

¹⁸⁸ *Ebd.*, S. 652.

¹⁸⁹ *Ebd.*, S. 644.

¹⁹⁰ *Ebd.*, S. 655.

¹⁹¹ KOSSERT 2005, S. 387.

¹⁹² HELBIG 1988, S. 88.

¹⁹³ SCHNEIDER 1975, S. 16.

¹⁹⁴ «Oma Hela zeigte mir ungefähr fünfzig, sechzig verschiedene Arten von Frühlingspflanzen, und von den meisten kannte sie bloß die polnischen Namen», *ebd.*, S. 15.

¹⁹⁵ «*Szczecin główny* bedeutet ungefähr soviel wie Stettiner Hauptbahnhof», *ebd.*, S. 138.

«Oma Helas Heimat»¹⁹⁶ nie als ‘*alte Heimat*’. Auch er berechnet die physischen Entfernungen mit dem humanen Maß des Gedächtnisses und der Identität; so wird das Raum-Zeitliche in Menschliches verwandelt und Jarosław wird nicht mehr im historischen Ostgalizien, sondern «im Kehlkopf und in den Händen von Oma Hela»¹⁹⁷ gefunden. Die Reise selbst besteht weniger aus geographischen Etappen als aus Begegnungen mit Menschen: Der junge Pole Jan, der Gittie begleiten wird; seine Eltern, die Gittie auf die Kriegsverbrechen der Deutschen aufmerksam machen¹⁹⁸; der polnische Jude Gould, der Auschwitz überlebt hatte¹⁹⁹; der Pole Kazimierz Gerhart, Held des Widerstandes gegen die Deutschen²⁰⁰. Gerade durch diese Begegnungen konfrontiert Schneider das Flüchtlingskind Gittie mit einer Vergangenheit, an der sie «nicht vorbeikommen wollte»²⁰¹. Dies bedeutet jedoch nicht mehr, sich für die Vergangenheit *noch* schuldig zu fühlen: «Alles [...] war ungeheuer vergangen. Ich meine [...], für mich war es ungeheuer vergangen»²⁰². So wie die Zeit das Schuldgefühl der jüngeren Generation fast auslöscht, so schwächt die Zeit auch das Opfergefühl der jüngeren Polen²⁰³, deren Erfahrungsgeneration nicht einsehen will, «daß alles schon siebenundzwanzig Jahre vorbei [ist] und daß nicht jeder, der deutsch redet, dafür verantwortlich [ist]»²⁰⁴. Nach diesen menschlichen Erfahrungen verliert das rein geographische Ziel ihrer Reise ganz und gar an Bedeutung: In Ostgalizien angelangt, verzichtet Gittie auf Jarosław, weil sie der Heimat ihrer Großmutter bereits während der Reise begegnet ist²⁰⁵. Die jüngere Generation scheint also schon in den 70er an Ursachen, Sinn, Schuld und Unschuld kaum noch interessiert; sie macht sich vielmehr darüber Sorgen, wegen dieser Belastungen auf einen Teil der eigenen Identität, des eigenen kommunikativen Familiengedächtnisses²⁰⁶ verzichten zu

¹⁹⁶ *Ebd.*, S. 76.

¹⁹⁷ *Ebd.*, S. 11-12.

¹⁹⁸ «Aus meiner Verwandtschaft sind fünf Leute durch die Nazis umgekommen. Für eine polnische Familie ist das nicht einmal viel», *ebd.*, S. 149.

¹⁹⁹ *Ebd.*, S. 160 ff.

²⁰⁰ *Ebd.*, S. 205 ff.

²⁰¹ *Ebd.*, S. 166.

²⁰² *Ebd.*, S. 149-150.

²⁰³ Vgl. *ebd.*, S. 149.

²⁰⁴ *Ebd.*, S. 150.

²⁰⁵ Vgl. *ebd.*, S. 229-230.

²⁰⁶ Vgl. KAŁUŻNA 2010, S. 167.

müssen und keine adäquate autobiographische Kontinuität herstellen zu können²⁰⁷.

Zwei Jahre später erschien Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, in dem das anti-νόστος-Erlebnis der Hauptfigur dargestellt wird, die ihre 'alte' Heimat besucht und sie «unheimlich»²⁰⁸ findet. In Gegensatz zu Schneider konfrontiert sich Wolf mit Massentransfer und Heimatverlust aus der Perspektive der Erlebnisgeneration nach den altvertrauten ideologisierten DDR-Schemata²⁰⁹. Eine Ausnahme stellt hier die Erinnerung an die ständige Bedrohung der Trecks durch die Angriffe der Roten Armee dar²¹⁰; die Deutung des Massentransfers bietet jedoch keine Neuigkeit im Panorama der Umsiedlerliteratur der Volksrepublik an. Interessanter ist die weitere Problematisierung der «Zuverlässigkeit des Gedächtnisses»²¹¹, die aber in diesem ‚objektivistischen‘ Rahmen noch keine kognitive Dimension erlangt: Wenn das Gedächtnis in Frage gestellt wird, bezieht sich Wolf hier in erster Linie auf das Gedächtnis derer, die für «die verfluchte Verfälschung von Geschichte»²¹² sorgen, also derer, die die Geschichte nicht so ‚objektiv‘ auslegen wie in Moskau oder Pankow.

Abnützung der Erinnerungsorte

Neben den Neuigkeiten der westlichen Vertreibungsliteratur der 70er, die zu Konvergenzen mit der östlichen Umsiedlerliteratur geführt hatten²¹³, tradierten in den 80er die Autoren der Erfahrungsgeneration die alten *komplementären* Erinnerungsdiskurse weiter. Diese verschärften sich erneut in den Jahren der Aufstellung der SS-20 und Pershing-Raketen auf deutschem Boden und der ‘Star Wars’ von US-Präsident Reagan. An Werken wie *Wir Flüchtlingskinder* (DDR, 1985) und *Kindheit in Ostpreußen* (BRD, 1988) wird ersichtlich, wie sehr die Literatur über den Massentransfer in beiden

²⁰⁷ Vgl. GYMNIICH 2003.

²⁰⁸ KOSSERT 2008, S. 294-295. Vgl. HÄHNEL-MESNARD 2008: S. 123.

²⁰⁹ WOLF 1976, S. 331 ff.

²¹⁰ «Am Abend des gleichen Tages, des 29. Januar 1945, wurde der letzte überfüllte Flüchtlingszug von den sowjetischen Panzerspitzen [...] in Brand geschossen», *ebd.*, S. 260.

²¹¹ *Ebd.*, S. 240. Vgl. SCHWARZ 2003, S. 93.

²¹² WOLF 1976, S. 332.

²¹³ Zur Lage der Vertreibungsliteratur in der DDR der 1980er vgl. KOSSERT 2008, S. 296.

deutschen Staaten Gebrauchsliteratur war, die sich an ganz spezifische Erinnerungsgemeinschaften orientierte (in beiden Fällen an die Erlebnisgeneration) und neuere Gedächtniskonstruktionen ignorierten, die inzwischen innerhalb derselben Erinnerungskultur jedoch von der jüngeren Generation stammten. In diesem Sinne nahm Dönhoff den gebrauchsliterarischen Charakter ihres Werkes völlig wahr: «Es sind immer die von Interessenten bewußt oder unbewußt geschaffenen Vorurteile, die das Vorstellungsvermögen der Menschen beherrschen [...]. Es sind eben nicht die Fakten, die in der Geschichte entscheidend sind, sondern die Vorstellungen, die sich die Menschen von den Fakten machen»²¹⁴.

Auf objektiv dokumentierten 'Fakten' glaubte dagegen noch die Schlesierin Ursula Höntsch-Harendt ihre Erinnerungskonstruktionen gründen zu können, als sie ihren autobiographischen Bericht *Wir Flüchtlingskinder* schrieb. Es wird angenommen, dass dieser Lebensbericht «eine wirkliche Zäsur»²¹⁵ in der Umsiedlerliteratur der DDR darstelle: Höntsch habe das 'Tabu' der «langjährigen SED-Ideologie gelungener 'totale[r] Verschmelzung'»²¹⁶ der Ostdeutschen in die DDR-Gesellschaft gebrochen und die «Verdrängung von Vertriebenen-Identität in der DDR»²¹⁷ offen gelegt. In Wirklichkeit vergisst das Werk kaum, auch nur ein einziges in der DDR normatives Schema über den Massentransfer widerzuspiegeln. Von der *kollektiven* Schuld der Deutschen²¹⁸ bis zur Notwendigkeit der Vertreibung für die Friedenserhaltung in Europa und zur Rechtfertigung der 'Westverschiebung' Polens²¹⁹, die bisher in der Umsiedlerliteratur kaum deutlich angesprochen worden war; all dies verletzte kaum einen Erinnerungsort der DDR. Es wurden damit die inzwischen kanonisch gewordenen zwei Generationenperspektiven über den Massentransfer entgegengesetzt: Die der

²¹⁴ DÖNHOFF 1988, S. 9.

²¹⁵ KOSSERT 2008, S. 296-298. Vgl. MEHNERT 1986: S. 2070-2071; MEHNERT 2001: S. 152; BIRTSCH 2004, S. 67.

²¹⁶ SCHWARZ 2003, S. 95.

²¹⁷ *Ebd.*, S. 98.

²¹⁸ HÖNTSCH-HARENDT 1985, S. 193: Die Deutschen haben «den Krieg angezettelt und so viel Schuld auf sich geladen, daß noch die nächsten Generationen daran zu tragen haben» werden; Schuld, die nur die ältere Generation als nicht ausreichenden Grund für die verdiente und deshalb höchst gerechte Umsiedlung anerkennt: «Vater akzeptierte nicht die offiziell genannten Gründe», *ebd.*

²¹⁹ Vgl. *ebd.*, S. 79-80.

älteren, die sich entwurzelt fühlten, an die 'neue' Heimat nicht gewöhnen konnten und nach Jahren immer noch im Gedächtnis passiv an der 'alten' hingen, und die Perspektive der Flüchtlingskinder, die nun die DDR als ihre einzige Heimat aktiv betrachteten. Traditionstreu entscheidet sich Höntsch in diesem Erinnerungs- und Identitätskonflikt für die jüngere Generation, die der älteren Egoismus vorwirft: «Wir fragten nicht nach fremden Leid, wir fragten immer nur: Warum wir?»²²⁰. Einzige kritische Insel in diesem ideologisierten Ozean von Klischees ist – zwanzig Jahre nach *Nachdenken über Christa T.* und zehn Jahre nach *Kindheitsmuster* – eine programmatische Problematisierung des Gedächtnisses, die jedoch im Roman nicht durchgehalten wird: «Mögen Erinnerungen auch keine verlässliche Quelle sein, mögen sie sich verändern und Gelebtes mit Gehörtem verwechseln, sie sind dennoch die einzige Wirklichkeit, die wir in uns haben»²²¹.

So wie sich Höntsch in der DDR an dem konventionellen 'schuldorientierten' Erinnerungsdiskurs des Massentransfers hält, so bleibt Dönhoff in der Bundesrepublik den genauso inadäquaten 'opferorientierten' Erinnerungsmustern treu, in denen sich – obwohl die postmoderne Welt der späten 80er in wenigen Monaten den Mauerfall erleben wird – immer noch anachronistische Leitmotive mit völkischen Schattierungen häufen. Die mittelalterlichen Züge der ostpreußischen Agrarlandschaft vor dem Zweiten Weltkrieg²²² werden 1988 in *Kindheit in Ostpreußen* ganz offen und positiv, nicht ohne die üblichen wehleidigen Akzente, in ihren vormodernen Wirtschaftsverhältnissen²²³ und in ihrer autoritären patriarchalischen Sozialordnung dargestellt²²⁴. Dass diese anachronistische Ordnung, die der nationalkonservative Adel in den Ostgebieten am Leben hielt, kaum noch zu finanzieren und zu halten war²²⁵, dass Ostpreußens Agrarlandschaft schon

²²⁰ *Ebd.*, S. 165-166.

²²¹ *Ebd.*, S. 7.

²²² «Im Grunde war Deutschland bis zum Ende des Ersten Weltkrieges [...] eine halb-feudale Gesellschaft», DÖNHÖFF 1988, S. 8.

²²³ Im ostpreußischen Arkadien gab es «eine noch weitgehend bargeldlose Wirtschaft. Auch die Landarbeiter bekamen den größten Teil des Lohnes in Naturalien», *ebd.*, S. 13.

²²⁴ «Das Verhältnis von Besitzern zu Untergebenen in den so unterschiedlichen Modellen war ganz verschieden: im Osten paternalistischer, wenn man so will, serviler, aber auch enger und herzlicher als im Westen», *ebd.*, S. 203.

²²⁵ Vgl. CORNI 1976, CORNI 1977 und KROCKOW 1995, S. 148.

lange vor dem letzten Krieg abgewirtschaftet war²²⁶ und dass die ‘Bescheidenheit’ und die ‘spartanische Lebensform’²²⁷ keineswegs von einem bankrottreifen Großgrundbesitzadel freiwillig gewählt, sondern von den äußerst kritischen Umständen verlangt wurden, verschleiert oder blendet die Autorin aus. Wie schon in *Namen die keiner mehr nennt* rückt die Rolle des ostpreußischen Adels als unzeitgemäße Führungsschicht, die sich lange vor 1933 weitgehend mit der NSDAP einließ, in den unschärfsten Hintergrund vor dem immer wieder auf Hochglanz polierten Mythos des Widerstandes der deutsche Aristokratie gegen Hitler²²⁸.

Am Vorabend der Wiedervereinigung verrät das Beharren in nicht mehr adäquaten Erinnerungskonstruktionen die Erschöpfung der ideologisierten Vertreibungsliteratur. Schriftsteller der älteren Erlebnisgeneration beider deutsche Staaten erweisen sich kaum noch in der Lage, neue Perspektiven in die traditionellen Deutungen des Massentransfers einzuführen: Während sich in der DDR die ‘schuldorientierten’ Selbstgeißelungen womöglich noch verschärfen, in der BRD werden ‘opferorientierte’ Diskurse mechanisch weitertradiert. Dass solche abgenützten Darstellungen vier bis sechs Jahre nach Gorbatschows Amtsantritt im Kreml noch in literarischen Texten einen Platz finden konnten, zeugt von dem ‘geschlossenen’ Charakter der Gebrauchsliteraturen, die sich Ende der 80er mit ihren polarisierten Erinnerungsorten nur noch auf die Erlebnisgeneration der zwei gealterten Erinnerungsgemeinschaften beschränkten.

So verwendet auch *Die Stunde der Frauen* von Christian Krockow, der aus einer adeligen pommerschen Großgrundbesitzerfamilie stammt, bereits ausgeschöpfte Deutungen und Erinnerungskonstruktionen aus der Teilperspektive der ehemaligen ostdeutschen Führungsschicht. Dass der von Deutschland ausgegangene Vernichtungskrieg gegen die «angeblichen ‘Untermenschen’»²²⁹ in Polen und in der UdSSR die Vertreibungen verursacht hatte, scheint Krockow klar zu sein. Er begnügt sich nicht mit der unter

²²⁶ Vgl. die Beschreibung des Gutshauses von Steinort in DÖNHOF 1988, S. 71.

²²⁷ Vgl. ebd., S. 143.

²²⁸ Vgl. ebd., S. 142. In diesem Zusammenhang wird die bereits in den 70er fragwürdig gewordene ‘Theorie des wahnsinnigen Diktators’ und die Darstellung der (Ost)deutschen als «hilflose» ‘Opfergemeinschaft’, die «es zu allen Zeiten schwer gehabt» hatte, erneut aufgetischt (ebd., S. 130 und 169).

²²⁹ KROCKOW 1988, S. 245.

den ehemaligen Großgrundbesitzern durchaus beliebten Konstruktion, die die Abtrennung der Ostgebiete und den Massentransfer der Ostdeutschen dem 'Wahnsinnigen' und seinen «Fanatiker[n] den braunen Uniformen»²³⁰ zuschrieb. In der Tat hatte es eine *kollektive* Schuld der deutschen 'kleinen Leute' gegeben, die wegen der katastrophalen Folgen des Friedensvertrags von Versailles massenhaft Hitler verfallen waren²³¹ und denen nach 1933 nichts anderes übrig blieb als mitzulaufen²³². Im Gegensatz zu den 'kleinen Leuten' wollte der «Kadett, der Page bei Hofe, der preußische Offizier»²³³ mit der NSDAP, die Krockow von einem populären «kurzbeinigen Dickwanst in der braunen Uniform»²³⁴ vertreten lässt, nie etwas im Sinne gehabt haben: «Die Uniform? [...] Unter diesen Hitlers und Himmlers bringt sie keine Ehre mehr»²³⁵. Das militaristische Preußentum der ostdeutschen Führungsschicht, das in *Schlesisches Himmelreich* in mehreren gefährlichen privaten und öffentlichen Erscheinungen untersucht wurde, wird nun verharmlost: «O diese Preußen, diese deutschen Männer! [...] Die Würde des Amtes und die Aufgabe, die Pflicht und die Ehre, Sieg oder Untergang! Im Untergang aber, da sind sie auf einmal zu gar nichts mehr nütze [...]. Ich verstehe sie sogar, diese Männer. Man hat sie so erzogen, Generation um Generation»²³⁶. Neben diesen apologetischen Darstellungen der eigenen Gruppe, entwickelt Krockow den 'opferorientierten' Diskurs weiter, in dem die nun kanonischen Denunziationen der Kriegsverbrechen der Rotarmisten – von dem Massaker in Nemmersdorf bis zu den Massenvergewaltigungen deutscher Frauen²³⁷ – nicht fehlen dürfen. Es wird durch Einschub von Dokumenten 'bewiesen', dass die Missetaten der deutschen Soldaten, die in Russland den Razzien dieser asiatischen «merkwürdigen, unheimlichen Gestalten [...], klein durchweg, geduckt noch dazu [...], schlitzäu-

²³⁰ *Ebd.*, S. 16.

²³¹ «Biedermanns [waren] in der Inflation verarmt wie so viele – was sie erst Wunderdann Hitlergläubig gemacht hatte», *ebd.*, S. 163.

²³² «'Was wußten wir denn, was konnte man tun? [...]. Aber was blieb einem übrig, als mitzumachen?'», *ebd.*, S. 219.

²³³ *Ebd.*, S. 16.

²³⁴ *Ebd.*, S. 45.

²³⁵ *Ebd.*, S. 54.

²³⁶ *Ebd.*, S. 134-135.

²³⁷ Vgl. *ebd.*, S. 66, S. 71 und S. 98 ff.

gig»²³⁸ vorausgingen, von der adeligen militärischen Führungsschicht (wohl doch vergebens) bekämpft wurden²³⁹.

Während 1988 in Polen Präsident Jaruzelski mit Solidarność freie Wahlen am 'Runden Tisch' plant und das sowjetische Satellitenstaaten-system zu zerbröckeln anfängt, bezeichnet Krokow die von Stalin nach Pommern vertriebenen Ostpolen als «andere, neue Besatzungsmacht»²⁴⁰: «Die Polen aber sind keine Sieger, sondern deren Gefolgschaft. Darum hat ihre Machtergreifung [sic!] eine andere Qualität. Etwas Kaltes, etwas Verstecktes und Schleichendes, um nicht zu sagen Verschlagenes ist darin – und in diesem Sinne etwas weit abgründiger Unheimliches als die rohe Gewalt»²⁴¹. Weil aber die Rotarmisten die deutsche Bevölkerung vor der Gewalt der Polen schützen, werden sie trotz Nemmersdorf zu «unseren guten Russen»²⁴² befördert. In Gegensatz zu *Kindheitsmuster*, wo vor Geschichtsfälschungen der *anderen* gewarnt wird, macht sich Krockow Gedanken über die Zuverlässigkeit des *eigenen* Gedächtnisses: «Natürlich stellt sich die Frage, wie zuverlässig nach über vierzig Jahren [...] Erinnerungen sein können. Manchmal schweigt das Gedächtnis, wo es reden sollte, manchmal vertuscht es die eigenen Lücken durch nachträgliches Erfinden. Es ordnet und erklärt, was im Tumult des Geschehens so verworren wie zwielichtig blieb. Und oft gerät das Gedächtnis in den handfesten Irrtum, oft ergreift es Partei. Alles dies dürfte hier eher vorauszusetzen als auszuschließen sein»²⁴³.

Ähnliche Gedankengänge gibt es in denselben Jahren auf der anderen Seite der Mauer. Ursula Höntsch, die sich 1990 «dreißig Jahre zurückversetz[t], ausgeliefert der Willkür des Gedächtnisses»²⁴⁴, schreibt die Fortsetzung von *Wir Flüchtlingskinder*. Auch *Wir sind keine Kinder mehr* bringt in den stets ideologisierten Sinnstiftungen zum Massentransfer kaum wesentlich originelle Beiträge bei²⁴⁵. Die ideologischen Erinnerungskonstruktionen, die im ersten Lebensbericht von 1985 von der deutschen Protago-

²³⁸ *Ebd.*, S. 68–69.

²³⁹ Vgl. den Sonderbefehl «zur Aufrechthaltung der Manneszucht» von General v. Kluge (10. 09.1941), *ebd.*, S. 127.

²⁴⁰ *Ebd.*, S. 125.

²⁴¹ *Ebd.*, S. 131.

²⁴² *Ebd.*

²⁴³ *Ebd.*, S. 8. Vgl. auch HÖNTSCH-HARENDT 1985, S. 7.

²⁴⁴ HÖNTSCH 1990, S. 55.

²⁴⁵ Vgl. MEHNERT 2001, S. 152.

nistin vertreten wurden, können 1990 von ihrer polnischen Brieffreundin aus der Perspektive der 'Opfer' der Deutschen, die «Recht und Grund genug [hatten], alles auszurotten, was deutsch ist»²⁴⁶, weiterentwickelt werden. Auch hier wird der Konflikt inszeniert zwischen der Erlebnisgeneration, die weiterhin über die alte Heimat nicht hinwegkommt, und der jüngeren Generation, die frei von ‚revanchistischen Gefühlen‘ ist und deshalb das Heimweh der Älteren rational kaum rechtfertigen kann²⁴⁷. Um sich vollkommen integrieren zu können, verschwiegen die Flüchtlingskinder absichtlich die eigene Herkunft und Dialekt «aus Scheu, als Fremdlinge betrachtet zu werden» und hielten die «administrative Spurenbesichtigung» der SED-Sprachregelungen als eine nötige Maßnahme «für ein neues Verhältnis zum polnischen Nachbarn»²⁴⁸. In der Tat stellt die Versöhnung mit Polen ein Zentralthema dieses Werks dar: Da «die DDR die Oder-Neiße-Grenze anerkannt und keine Faschisten mehr [hatte] und Frieden wünscht[e]»²⁴⁹, hätten die jüngeren Generationen in Polen und Deutschland «aufhören [sollen] [...], im Plural zu denken, die Deutschen, die Polen»²⁵⁰, um endlich in Freundschaft zu leben. Auf diesen Weg gelangt Höntschs Lebensbericht bis zum naivsten Versöhnungskitsch: «Ich entdeckte [im Friedhof von Legnica/Liegnitz] noch mehr Gräber von Deutschen, die alle wie selbstverständlich zwischen Gräbern polnischer Menschen lagen. Keins war verwahrlost und überall standen dieselben Blumen»²⁵¹. Im Grunde schienen die Autoren der Erlebnisgeneration unfähig, das Neue, das sich seit 1985 mit der Perestrojka anbahnte, wahrzunehmen und zu bearbeiten; ihre Welt blieb auch nach 1989-90 das polarisierte Europa des Kalten Krieges.

Entwicklungen im vereinigten Deutschland

Es war also unvermeidlich, dass mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Abtreten selbst der jüngeren Erlebnisgeneration auch die Umsiedler-

²⁴⁶ HÖNTSCH 1990, S. 26.

²⁴⁷ Vgl. *ebd.*, S. 9 und S. 132.

²⁴⁸ Vgl. *ebd.*, S. 12-13.

²⁴⁹ *Ebd.*, S. 51.

²⁵⁰ *Ebd.*, S. 135.

²⁵¹ *Ebd.*, S. 127-128.

und die Flucht-und-Vertreibungsliteratur auslöschen würden²⁵². Die altvertrauten ideologischen Feindbilder, die über vierzig Jahre wesentlich zur Identitätsstiftung und -sicherung beider deutschen Staaten beigetragen hatten, verloren ihre Kraft im öffentlichen Diskurs und die zwei entgegengesetzten Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften lösten sich im vereinigten Deutschland auf. Der bis dahin aufgehaltene Vergessensprozess setzte vorläufig ein. Als 2003 das Allensbacher Institut eine Umfrage unternahm, um festzustellen, was die Deutschen über den ostdeutschen Massentransfer wußten, wurde festgestellt, dass «Flucht und Vertreibung so stark aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt [waren], daß nur eine Minderheit die tatsächliche Dimension der Vertreibung kannte. Die Zahl der Vertriebenen wurde allgemein stark unterschätzt»²⁵³. Doch nach der Gründung der Stiftung ‘Zentrum gegen Vertreibung’ kehrte der westliche Erinnerungsort ‘Flucht-und-Vertreibung’ in den deutschen Öffentlichkeitsdiskurs zurück und löste eine oft übertönte (und politisch instrumentalisierte) Debatte aus, die noch heute andauert²⁵⁴.

Was im vereinigten Deutschland von den Gebrauchsliteraturen des Massentransfers am Leben bleibt, weist eine «Tendenz zur Psychologisierung und Individualisierung»²⁵⁵ auf und hat andere Funktionen und völlig neue Ziele im Vergleich zu den polarisierten Sinnstiftungen des Kalten Krieges. Das ‘Flucht-und-Vertreibungs’-Konstrukt, das in der heutigen pluralistischen Erinnerungslandschaft der Bundesrepublik durch Film- und Fernsehproduktionen künstlich am Leben gehalten wird, fließt in Publizistik und Fachliteratur mit dem deutschen Vernichtungskrieg, der Nazivergangenheit und dem Holocaust in die Debatte um die deutsche Identität zusammen. Bereits mit dem 1986 begonnenen ‘Historikerstreit’, der zu einer der heftigsten Debatten gegen «die nationalgeschichtliche Aufmöbelung einer konventionellen Identität»²⁵⁶ wurde, war der deutsche Zusammenbruch im Osten und der Massentransfer aus den Ostprovinzen mit dem Holocaust in Verbindung gebracht worden²⁵⁷. Der ‘Streit’ um kausale Zusammenhänge

²⁵² Vgl. BIRTSCH 2004, S. 61 und MEHNERT 2001, S. 153-156.

²⁵³ KOSSERT 2008, S. 326.

²⁵⁴ Vgl. CAVAROCCHI 2008 und KOSSERT 2008, S. 345 ff.

²⁵⁵ KALUZNA 2010, S. 152.

²⁵⁶ HABERMAS 1986a, S. 40.

²⁵⁷ Vgl. KITTEL 2007, S. 19 ff.

und Perspektiven gelangte recht bald zu einem der Hauptthemen der Literaturen über den Massentransfer zusammen mit dem der 'Mitwisserschaft', also der *kollektiven* 'Mittäterschaft' und 'Mitschuld' der Deutschen.

Dieser Themenkomplex hatte sich aber durch den Generationswechsel sehr verändert in Vergleich zur Nachkriegszeit, als «es um die Unterscheidung [ging] zwischen der *persönlichen* Schuld der Täter und der *kollektiven* Haftung derer, die es – aus wie immer verständlichen Gründen – unterlassen hatten, etwas zu tun. Diese Unterscheidung trifft nicht mehr das Problem von Nachgeborenen, denen das Unterlassungshandeln ihrer Eltern und Großeltern nicht zur Last gelegt werden kann»²⁵⁸. Doch diese Nachkriegsgeneration ist in der menschlichen Umgebung der Erlebnisgeneration aufgewachsen, mit der Auschwitz möglich gewesen war und mit der «unser eigenes Leben nicht etwa durch kontingente Umstände, sondern innerlich verknüpft [ist]. Unsere Lebensform ist mit der Lebensform unserer Eltern und Großeltern verbunden durch ein schwer entwirrbares Geflecht von familiären, örtlichen, politischen, auch intellektuellen Überlieferungen [...]. Niemand von uns kann sich aus diesem Milieu herausstehlen, weil mit ihm unsere Identität, sowohl als Individuen wie als Deutsche, unauflöslich verwoben ist»²⁵⁹. Da Schuld- bzw. Opfergefühle der Erfahrungsgemeinschaft durch Verschweigen, unbewusstes Verzerrern oder absichtliches Verfälschen zu unterschiedlichen Wahrnehmungen der Vergangenheit und Vorstellungen der Zukunft geführt hat, unternimmt die Generation der Nachgeborenen eine moralisch legitime «Suche nach der verlorenen Geschichte», die durch biographische und kulturelle Kontinuitätsstiftung auf die «Ausbildung einer postkonventionellen Identität»²⁶⁰ zielt. Als Folge dieser Entwicklung unternehmen 'nachgeborene' Autoren immer mehr den Versuch, «ihre eigene Identität zu finden zwischen den Widersprüchen, mit denen sie aufwachsen, mit den Traumländern und dem Schweigen»²⁶¹. Dies ist auch der Fall von Reinhard Jirgl, der in *Die Unvollendeten* (2003) östliche und westliche Topoi zum Massentransfer gegeneinander ausspielt und somit jeden sinnstiftenden Deutungsversuch eines so schmerzhaft sinnlosen Geschichtsabschnitts zum Scheitern bestimmt. Dabei wird die Flüchtlingsidentität – «1

²⁵⁸ HABERMAS 1986b, S. 12.

²⁵⁹ *Ebd.*, S. 12.

²⁶⁰ Vgl. HABERMAS 1986a, S. 40.

²⁶¹ KOSSERT 1999, S. 284.

Mal Flüchtling immer Flüchtling»²⁶² – zur existentiellen Kategorie einer erniedrigenden Welt, in der «die Väter von den Kindern nicht mal der Verachtung wert [sind]»²⁶³.

Diese Autoren, auf die während ihrer Kindheit das Trauma des Heimatverlustes ihrer Eltern sich mit verschiedener Intensität auswirkte, jedoch meist unbesprochen und deutungslos blieb²⁶⁴, beschäftigen sich als Erwachsene mit den «weißen Flecken»²⁶⁵ in ihrem individuellen und kommunikativen Gedächtnis, die die Konstruktion einer adäquaten Erinnerungskontinuität im Rahmen der kollektiven Identität verhindern²⁶⁶. Die Identitätssuche, die aber nicht nur die kollektive Identität der Flüchtlingskinder angeht, sondern die gesamte Nachkriegsgeneration betrifft, geht also in erster Linie durch den Versuch, auf glaubwürdige Weise die Gedächtnislücken zu schließen, die in der Kindheit im Familienmilieu und in der Gesellschaft oder auch später in der Bildung entstanden. Den 'nachgeborenen' Autoren fällt es jedoch schwer, diese Lücken 'richtig' zu schließen, weil sie sich mit einer nicht-erlebten Vergangenheit konfrontieren müssen, die in Tanja Dückers *Himmelskörper* (2003) aus «Bergen von Dingen, die wir nie gesehen hatten, die nie erwähnt worden waren, die uns als einzige Spur geblieben waren»²⁶⁷ bestehen. So entstehen «wichtige Fragen im Erinnerungsdiskurs: die Möglichkeiten und Grenzen des Erinnerns an autobiographisches Erleben, die Reflexion über den Prozess des Erinnerns und die Frage nach Authentizität»²⁶⁸. Die Fragen nach «der Zuverlässigkeit und Authentizität von Erinnerungen»²⁶⁹ entziehen den Sinnstiftungen der manichäischen Erinnerungsdiskurse aus dem Kalten Krieg ihr objektivistisches erkenntnistheoretisches Fundament. Denn wenn Erinnerungen keinen 'sicheren' Stützpunkt mehr bilden können, dann ist es nicht mehr möglich, über Ereignisse, die vor fast einem halben Jahrhundert geschehen sind, eine 'objektive' Aussage zu machen und sie bei 'gutem Gewissen' automatisch ins kollektive Gedächtnis aufzunehmen. Da sich also diese jüngeren Autoren weder

²⁶² JIRGL 2003, S. 33.

²⁶³ *Ebd.*, S. 189.

²⁶⁴ Vgl. KOSSERT 2008, S. 328-329 u. 289.

²⁶⁵ KAŁUZNA 2010, S. 167.

²⁶⁶ Vgl. *ebd.*, S. 152.

²⁶⁷ DÜCKERS 2003, S. 55.

²⁶⁸ BIRTSCH 2004, S. 68.

²⁶⁹ BIRKE 2005, S. 144.

auf zuverlässige Gedächtnisquellen der Erfahrungsgeneration noch auf eine feste Identität stützen können, vermeiden sie «jede Übertragung des Geschehenen in eine allerklärende, häufig moralisierende oder entschuldigende Sprache»²⁷⁰. Folglich wird die «Konstruktivität von autobiographischen Erinnerungen, [die] noch vor einigen Jahren als defizitäre Leistung interpretiert [gewesen wäre]»²⁷¹, systematisch aufgedeckt und thematisiert. Hans-Ulrich Treichels Romane *Der Verlorene* (1998), *Menschenflug* (2005) und *Anatolin* (2008) sind in diesem Bezug beispielhaft²⁷². Deshalb ist in den jüngeren Autoren des vereinigten Deutschlands auch kein primäres Interesse an allgemeingültigen Aussagen über Vergangenes, das sie nicht *direkt* erlebten und von dem keine *direkte* Spur im individuellen Gedächtnis hinterlassen wurde; weder von externen noch von internen Sicherheiten gelenkt, geraten sie in ein Spannungsfeld «zwischen recherchierbaren Fakten und einer nie zu erlangenden, nie darzustellenden Wahrheit»²⁷³.

In diesem Spannungsfeld entsteht aus den thematischen Überbleibseln der Transferliteraturen eine «*Deprivationsliteratur*»²⁷⁴ der 'Nachgeborenen': Es geht kaum noch um Heimatentzug, sondern um Unterbrechungen in der Kontinuität des (kollektiven) Gedächtnisses, die schließlich zu einer *Identitätsdeprivation* beitragen²⁷⁵. Der enge Zusammenhang zwischen Erinnerung und Identität gelangt nun bewusst in den Mittelpunkt, wobei die Identitätsstiftung in der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, mit dem Krieg, dem Holocaust *und auch* mit der Geschichte des historischen deutschen Ostens entwickelt wird. Diese Literatur, die sich nicht mehr durch geerbte Erinnerungsinhalte um Gedächtnis- und Identitätssicherung bemüht, sondern in ihrer bewusst konstruktivistischen Identitätssuche Kontinuität in den verschiedenen Erinnerungsdiskursen herzustellen versucht, hat mit der objektivistischen Transferliteratur aus dem Kalten Krieg kaum noch Wesentliches gemeinsam, obwohl sie sich *auch* mit dem Massentransfer und der Auslöschung der Ostsiedlung beschäftigt und sich gelegentlich *auch* in den Landschaften des historischen deutschen Ostens bewegt.

²⁷⁰ ESHEL 2002, S. 69; s. auch AGAZZI 2003, S. 91.

²⁷¹ NEUMANN 2005, S. 154.

²⁷² Vgl. AGAZZI 2003 und ZANASI 2009.

²⁷³ ESHEL 2002, S. 70.

²⁷⁴ Vgl. KAŁUŻNA 2010, S. 152 und BIRTSCH 2004, S. 64 ff.

²⁷⁵ Vgl. AGAZZI 2003, S. 92.

PRIMÄRLITERATUR

- BAIERL Helmut, *Frau Flinz*, Berlin 1971 [1961]
 DÖNHOF Marion, *Ritt gen Westen*, in «Die Zeit», 13 (1946), 4
 DÖNHOF Marion, *Ein Brief aus Ostpreußen*, in «Die Zeit», 24 (1947), 3
 DÖNHOF Marion, *Namen die keiner mehr nennt*, München 1964 [1962].
 DÖNHOF Marion, *Kindheit in Ostpreußen*, Berlin 1988
 DÜCKERS Tanja, *Himmelskörper*, Berlin 2003
 EICH Günter, *Träume*, Leipzig-Weimar 1980 [1951]
 FÜHMANN Franz, *Böhmen am Meer*, Rostock 1963 [1962]
 HÖNTSCH-HARENDT Ursula, *Wir Flüchtlingskinder*, Halle-Leipzig 1985
 HÖNTSCH Ursula, *Wir sind keine Kinder mehr*, Halle-Leipzig 1990
 JOHNSON Uwe, *Mutmaßungen über Jakob*, Frankfurt a. M. 1987 [1959]
 KIRST Hans Hellmut, *Die Wölfe*, Köln 1975 [1967]
 KROCKOW Christian, *Die Stunde der Frauen*, München 1995 [1994]
 LEHNDORFF Hans, *Ostpreußisches Tagebuch*, München 1992 [1961]
 LENZ Siegfried, *Heimatmuseum*, München Verlag 1981 [1978]
 MÜLLER Heiner, *Die Umsiedlerin*, in ders., *Der Lohnprücker / Die Umsiedlerin: Zwei Theaterstücke*. Leipzig 1995, 68-233
 RAUCHFUSS Hildegard Maria, *Schlesisches Himmelreich*, Halle-Leipzig 1978 [1968]
 SCHLINK Bernhard, *Der Vorleser*, Zürich 1997 [1995]
 SCHMIDT Arno, *Leviathan*, Frankfurt a. M. 1963 [1949]
 SCHMIDT Arno, *Flüchtlinge, oh Flüchtlinge!*, in ders., *Deutsches Elend. Erklärungen zur Lage der Nationen*, Zürich 1984 [1957], 22-31
 SCHNEIDER Rolf, *Die Reise nach Jarostaw*, Darmstadt-Neuwied 1975 [1974]
 SCHULZ-SEMRAU Elisabeth, *Suche nach Karalautschi*, Halle-Leipzig 1984
 SEGHERS Anna, *Die Umsiedlerin*, in dies., *Erzählungen 1945-1951*. Berlin 1981, 272-279
 STRITTMATTER Erwin, *Tinko*, Leipzig 1967 [1954]
 SURMINSKI Arno, *Jokehnen*, Reinbeck 1987 [1978]
 TREICHEL Hans-Ulrich, *Der Verlorene*, Frankfurt a. M. 2006 [1998]
 TREICHEL Hans-Ulrich, *Menschenflug*, Frankfurt a. M. 2005
 TREICHEL Hans-Ulrich, *Anatolin*, Frankfurt a. M. 2009 [2008]
 VOELKNER Benno, *Die Tage werden heller*, Berlin 1959 [1952]
 WOLF Christa, *Nachdenken über Christa T.*, Halle 1968
 WOLF Christa, *Kindheitsmuster*, Darmstadt-Neuwied 1979 [1976]

SEKUNDÄRLITERATUR

- AGAZZI Elena, *La memoria ritrovata*, Milano 2003
 ASSMANN Aleida, *Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften*, in L. Musner

- / G. Wunberg (Hg.), *Kulturwissenschaften. Forschung, Praxis, Positionen*, Wien 2002, 27-45
- AUGSTEIN Rudolf, *Die zu späte Verschwörung*, in «Der Spiegel», 30 (1992), 106
- BANCHELLI Eva, *L'esodo dai territori orientali nella letteratura tedesca*, in G. Crainz u.w. (Hg.), *Naufraghi della pace*, Roma 2008, 193-207
- BASSELER Michael / BIRKE Dorothee, *Mimesis des Erinnern*, in A. Erll / A. Nünning (Hg.), *Gedächtniskonzepte der Literatur*, Berlin 2005, 123-148
- BEER Mathias, *Flucht und Vertreibung der Deutschen*, München 2011
- BENZ Wolfgang (Hg.), *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, Frankfurt a. M. 1995
- BEYERSDORF Hermann, 'Die Heimat, verloren': 'Vertreibungsliteratur' and the younger generation(s), in «Journal of the Australasian Universities Modern Language Association», 108 (2007), 93-109
- BILKE Jörg / WEIGELT Klaus (Hg.), *Flucht und Vertreibung in der Nachkriegsliteratur*, Mainz 1986
- BILKE Jörg, *Literarische Spuren eines Jahrhundertthemas. Zweitausend Buchtitel über Flucht und Vertreibung*, in «Junge Freiheit», 52 (2005)
- BUTZER Günter, *Gedächtnismetaphorik*, in A. Erll / A. Nünning (Hg.), *Gedächtniskonzepte der Literatur*, Berlin 2005, 11-30
- CAVAROCCHI Francesca, *Il recente dibattito pubblico in Germania sulle espulsioni dall'Est Europa*, in G. Crainz u.w. (Hg.), *Naufraghi della pace*, Roma 2008, 209-222
- CORNI Gustavo, *L'agricoltura nella Repubblica di Weimar*, in «Rivista di Storia Contemporanea», 5 (1976), 347-385
- CORNI Gustavo, *La componente agraria nella fine della Germania di Weimar*, in «Rivista di Storia Contemporanea», 6 (1977), 516-551
- ERLL Astrid / GYMNIICH Marion / NÜNNING Ansgar (Hg.), *Literatur, Erinnerung, Identität*, Trier 2003
- ERLL Astrid / NÜNNING Ansgar (Hg.), *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft*, Berlin 2005
- ESHEL Amir, *Die Grammatik des Verlusts*, in S. Gilman / H. Steinecke (Hg.), *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre*, Berlin 2002, 59-74
- FEUCHERT Sascha (Hg.), *Flucht und Vertreibung in der deutschen Literatur*, Frankfurt a. M. 2001
- FRANÇOIS Etienne / SCHULZE Hagen. (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2009
- FRANZEN Erik, *In der neuen Mitte der Erinnerung. Anmerkungen zur Funktion eines Opferdiskurses*, in «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», 51 (2003), 49-53
- GYMNIICH Marion, *Individuelle Identität und Erinnerung aus Sicht von Identitätstheorie und Gedächtnisforschung sowie als Gegenstand literarischer Inszenie-*

- rung*, in A. Erll / M. Gymnich / A. Nünning (Hg.), *Literatur, Erinnerung, Identität*, Trier 2003, 29-48
- HABERMAS Jürgen (a), *Eine Art Schadensabwicklung*, in «Die Zeit», 29 (1986), 40
- HABERMAS Jürgen (b), *Vom öffentlichen Gebrauch der Historie*, in «Die Zeit», 46 (1986), 12-13
- HAHN Eva / HAHN Hans Henning, *Flucht und Vertreibung*, in E. François / H. Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München 2009, 335-351
- HÄHNEL-MESNARD Carola, *Narrative der Flucht, Vertreibung und Integration in der DDR-Literatur der 1950er Jahre*, in «Treibhaus. Jahrbuch für die Literatur der fünfziger Jahre», 4 (2008), 121-143
- HARTLEB Katja, *Flucht und Vertreibung: Ein Tabu-Thema in der DDR-Literatur?* Marburg 2011
- HELBIG Louis Ferdinand, *Der ungeheuere Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988
- HELBIG Louis Ferdinand, *Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Darstellung von Flucht, Vertreibung und Eingliederung in der westlichen und östlichen Literatur Deutschlands*, in M. Wille (Hg.), *50 Jahre Flucht und Vertreibung*, Magdeburg 1997, 69-88
- KAŁUŻNA Magdalena, *Auf der Suche nach Identität. Zum Phänomen der ‚entlehnten Heimat‘ in der deutschen Deprivationsprosa des 21. Jahrhunderts*, in «Linguae Mundi», 5 (2010), 151-172
- KITTEL Manfred, *Vertreibung der Vertriebenen?*, München 2007
- KOSSERT Andreas, *Kalte Heimat*, München 2008
- KRAEMER Doris, *Darstellung der Vertreibung, Flucht und Aussiedlung von Deutschen in der deutschen Literatur*, in K. Karwat / T. Schäpe / S. Bieniasz (Hg.), *Deutsch-polnische Schicksalsgemeinschaft*, Gleiwitz 1996, 209-216
- KROCKOW Christian, *Heimat: Erfahrungen mit einem deutschen Thema*, München 1992 [1989]
- KROCKOW Christian, *Von deutschen Mythen. Rückblick und Ausblick*, München 1997 [1995]
- LENZ Siegfried, *Über das Gedächtnis. Reden und Aufsätze*, Hamburg 1992
- LOTZ Christian, *Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete (1948-1972)*, Köln 2007
- MALINOWSKI Stephan, *Beide Geschichten erzählen*, in «Der Spiegel», 29 (2004), 46-48
- MEHNERT Elke, *Vertriebene versus Umsiedler. Der ostdeutsche Blick auf ein Kapitel Nachkriegsgeschichte*, in dies. (Hg.), *Landschaften der Erinnerung*, Frankfurt a. M. 2001, 133-157.
- NAIMARK Norman, *Die Russen in Deutschland*, Berlin 1997

- NIVEN Bill, *On a supposed taboo: Flight and refugees from the East in GDR film and television*, in «German Life and Letters», 65 (2012), 216-236
- SCHWARTZ Michael, 'Vom Umsiedler zum Staatsbürger'. *Totalitäres und Subversives in der Sprachpolitik der SBZ/DDR*, in «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte», Sonderheft 2000, 135-165
- SCHWARTZ Michael, *Tabu und Erinnerung. Zur Vertriebenen-Problematik in Politik und literarischer Öffentlichkeit der DDR*, in «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», 51 (2003), 85-101
- SINGER Wolf, *Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen*, in M. Kerner (Hg.), *Eine Welt – Eine Geschichte?*, München 2001, 18-27
- THER Philipp, *Deutsche und polnische Vertriebene*, Göttingen-Zürich 1998
- WELZER Harald, *Wie das Gehirn Geschichte fälscht*, in «Spiegel Online», 12.05.2005
- WOHLFART Petra, *Das Thema Umsiedler in der DDR-Literatur*, in P. Rösgen (Hg.), *Flucht, Vertreibung, Integration*, Bielefeld 2005, 103-107
- ZANASI Giusi, *Esilio tedesco in terra tedesca. Il caso Treichel*, in G. Dolei / A.M. Carpi / L. Perrone Capano (Hg.), *L'esperienza dell'esilio nel Novecento tedesco*, Roma 2009, 137-161
- ŻYTNYNIEC Rafał, *Heimatverlust in der polnischen und deutschen Literatur nach 1945*, in B. Neumann / D. Albrecht / A. Talarczyk (Hg.), *Literatur, Grenzen, Erinnerungsräume*, Würzburg 2004, 211-246

RIASSUNTI

BERNHARD ARNOLD KRUSE, *Wie der Nationalismus die Heimat eroberte. Hermann Burtes «Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers»*

Anhand von H. Burtes Wiltfeber-Romans (1912) wird der Frage nachgegangen, wie der ursprünglich der Industrialisierung und damit Nationalstaat und Nationalismus entgegengesetzte, sich auf lokale und regionale Ebene zurückziehende Heimatbegriff vom rassistischen Nationalismus vereinnahmt werden konnte. Dessen Ideologie wird dem Heimatbegriff unterschoben, während letzterer in seiner unmittelbar sinnlichen Fassbarkeit und seiner affektiven Besetzung zur Stütze und Beglaubigung der rassistisch-nationalistischen Ideale Symbolfunktionen erhält. Diese Verschiebungen erfolgen auf ästhetischer Ebene durch den Bau glaubenshafter Grundüberzeugungen auf außer- und vorrationaler Ebene. Wenngleich Wiltfebers Mission der Vereinigung von Heimat und rassistischem Nationalismus in Misserfolg und Pessimismus endet, so trägt doch die Erzählung seiner Geschichte, die als märtyrergleicher Leidensweg ausgestaltet wird, die Umsetzung seiner völkischen Ideale, welche ‚Heimat‘ schon immer vereinnahmt haben, bibelähnlich einer utopischen Zukunft bzw. der sympathisierenden Leserschaft auf.

ULRIKE BÖHMEL FICHERA, *Zwischen zwei Kulturen: autobiographische Befindlichkeiten und literarische Befunde im Werk von Theodor Däubler*

Der Artikel untersucht die Auswirkungen von Däublers Zweisprachigkeit auf seine Prosawerke. Ins Auge gefasst werden insbesondere die biographisch-linguistischen Aspekte seines Lebens, weil er als deutscher Dichter überwiegend italienischer Staatsangehöriger ist und als solcher die ‚Grenzidentität‘ der Triester Bürger teilt. Bemerkenswert ist, dass sich sein Prosastil – und hier wird der in Veröffentlichung begriffene Roman *Herr Kollmann* (1918) als Bezugspunkt gewählt – sehr deutlich von seinem lyrischen Ausdruck abhebt. Gewisse Unsicherheiten, Fehler und die Tendenz zum Neologismus werden als Anzeichen einer wesentlichen Brechung seiner nationalen und sprachlichen Identität angesehen, deren Ursprung in seiner kaum reflektierten Mehrsprachigkeit zu liegen scheint. In diesem Zusammenhang fallen einige Parallelen zum Werk von Italo Svevo auf.

KLAUS-MICHAEL BOGDAL, *Wo beginnt die Steppe? Europas Grenzen im Osten*

Die Angst vor dem ‚Eindringen‘ aus dem Osten nach Mittel- und Westeuropa hat eine lange Tradition, die mit der europäischen Einigung nicht einfach verschwunden ist. Sie wurde seit den Mongolen- und Türkenkriegen immer auch mit den Romvölkern in Verbindung gebracht. Der historischen Dimension eines aktuellen Konflikts widmet sich der Beitrag.

CARL WEGE, *Gustav R. Hockes Reise ins ‚Neue Italien‘ (1937)*

Europakonzeptionen werden auch zur Hochzeit des Nationalismus, der der europäischen Faschismen, entworfen, wo es gilt, sich vom westlich demokratischen, kapitalistisch-amerikanischen Gesellschaftsmodell ebenso abzugrenzen wie vom sozialistisch-kommunistischen, das sich in der Sowjetunion auszubilden suchte. Anhand von Gustav R. Hockes Roman *Das verschwundene Gesicht. Ein Abenteuer in Italien* (1939) wird gezeigt, wie eine Verbindung von der mythischen Antike über das Mittelalter und die Renaissance bis zur technischen Moderne entworfen wird, die als zumindest teilweises Selbstverständnis des italienischen Faschismus und als Vorbild für eine Europakonzeption gelten kann. In der Architektur von Bari hat das dann seinen exemplarischen Ausdruck gefunden.

SIMONA LEONARDI, *Bindungen und Brüche der Identität in narrativen Interviews deutschsprachiger Emigrant/inn/en in Israel*

Der Beitrag untersucht, wie in drei narrativen Interviews aus den Korpora *Emigrantendeutsch in Israel* und *Emigrantendeutsch in Israel: Wiener in Jerusalem* Metaphernkomplexe häufig für die Kodierung emotional beladener Äußerungen verwendet werden. In den drei Interviews kommt es mehrmals zu denselben metaphorischen Konzeptualisierungen, z.B. ‚Gesellschaft als Behälter‘, ‚Leben als organisches Wachstum‘ (beide in den Interviews ex negativo verwendet, d.h. für die Ausgrenzung und den Abbruch), oder auch ‚Identität als Behälter‘. Metaphorisch kodiert werden dabei Schlüsselereignisse der eigenen Lebensgeschichte, so dass eine Metaphernanalyse eine detaillierte Rekonstruktion unterschiedlicher Facetten und Strategien der Konstruktion narrativer Identität der Sprechenden erlaubt.

VALENTINA DI ROSA, *Konjunkturen des Deutschtums. Walter Benjamins Re-Lektüre der klassisch-romantischen Tradition*

Im Mittelpunkt des Beitrags steht Benjamins literaturkritische Publizistik der Exiljahre mit einem besonderen Fokus auf die sogenannten ‚Anthologien des Bürgertums‘ (Momme Brodersen), durch die er sich in Widerspruch zu den Manipulationen und Verfälschungen der Nazi-Propaganda vornimmt, die humanistische Tradition des 19. Jahrhunderts als Paradigma des «unterschlagenen Deutschland» zu rehabilitieren. Der subversive Entwurf einer ‚anderen‘ Genealogie der Dichter und Denker der Nation wird demnach als politische Strategie gedeutet und im Hinblick auf die utopische Perspektive der «Rettung» thematisiert. Benjamins transformativer Umgang mit den Quellen und Materialien der Vergangenheit wird hierbei als konsequenter Reflex seiner Methodik der «Destruktion/Konstruktion» erläutert, wobei sich die Analyse auf die programmatische Rolle des Zitats und des Kommentars konzentriert.

GIANCARMINE BONGO, *Lob der Ferne. Sprache und Fremdsprache bei Paul Celan*

Der Beitrag geht von der Feststellung aus, dass in Celans Gedichten fremdsprachliche

Wörter und sogar Sätze auftauchen. Hängt diese (in der Dichtung ziemlich unerwartete) Erscheinung mit einer spezifischen Funktion der Fremdsprache zusammen, die die Muttersprache nicht ausüben kann? Um auf diese Frage zu antworten, werden hier Beispiele aus unterschiedlichen Sammlungen vorgestellt, insbesondere aus *Die Niemandsrose*, innerhalb derer zahlreiche fremdsprachliche Ausdrücke vorkommen – manchmal auch aus mehreren Sprachen zugleich. Insbesondere rückt die Dimension der Fremdsprache als *Schibboleth* in den Vordergrund: Eine in sich wohlgeformte geschlossene sprachliche Form ohne Bedeutungskern, *eine Niemandsrose*. Die Funktion eines Schibboleths entspricht deshalb einigermaßen derjenigen eines Kennworts: Sprache, die eine Funktion hat, aber keine Bedeutung. Die hier aufgestellte Hypothese besteht darin, dass Fremdsprache (und insbesondere Schibbolethe) keine bloße Reduktion der Sagbarkeit darstellen, im Gegenteil: Man ist sogar auf sie angewiesen, wenn man die eigentümliche Erfahrung einer *Distanz* macht, deren Logik gerade darin besteht, *nicht aufgehoben* werden zu können – nicht einmal von ihrem Ausgedrücktwerden.

CETTINA RAPISARDA, *Dichter ohne Vaterland. Heimat und Heimatdiskurs bei Erich Fried*

In Erich Frieds Sammlung *100 Gedichte ohne Vaterland* stand die Auseinandersetzung mit Heimat- und Nationsdiskursen im Kontext einer gegenwartsbezogenen Sprach- und Medienkritik. Aber auch die eigene Exilerfahrung kam in diesen Themenkomplexen zur Sprache, und zwar nicht nur in der Erinnerung an diskriminierende Bezeichnungen von Juden und Linken als «vaterlandslose Gesellen». Dass in seinem Gesamtwerk das Wortfeld ‚Heimat‘ so auffallend präsent ist und Fried die persönliche Bindung zu Österreich sowie zur eigenen Muttersprache zeitlebens betonte, ist nicht zuletzt im Sinne eines Widerspruchs gegen Ausgrenzung und Verfolgung im Dritten Reich zu verstehen. Um poetische Reminiszenzen verlorenen Heimatglücks ging es ihm nicht, sondern um die Suche nach Darstellungsformen in der Sprache der literarischen Moderne, mit denen die bereits früh wahrgenommenen Widersprüche in herrschenden Heimatmodellen sowie die eigene durch Brüche gekennzeichnete biographische Erfahrung einen adäquaten Ausdruck finden konnten.

MATTHIAS N. LORENZ, *Territoriale Bindung als Stillstand der Geschichte: Deutsche Teilung und Identitätssuche am Grenzfluss Elbe im deutschen Autorenkino*

Ausgehend vom Stillstand der Geschichte(n) wie der Historie in zwei deutschen Autorenfilmen, die am Grenzfluss zwischen Ost- und Westdeutschland spielen (Wim Wenders: *Im Lauf der Zeit*; Christian Petzold: *Yella*), fragt der Beitrag nach der Möglichkeit identitärer Entwicklung im postrevolutionären Deutschland nach 1968 bzw. 1989. Die territoriale Bindung erweist sich an der Elbe als unüberwindbare historische Bindung. Doch gerade dadurch, dass die Bewegung gegen die unüberwindliche Grenze die persönliche Geschichte der Figuren stillstellt, wird es dem Rezipienten ermöglicht, den Blick zurück auf ihre Vergangenheit zu richten. Dramaturgisch wird die Elbe durch ihre Unüberwindbarkeit zum Motor einer filmischen Suche nach der *backstorywound*, die von Wenders und Petzold mit der Autofahrt in den Grenzfluss in Gang gesetzt wird und deren Ergebnisse deutsche Zeitbilder nach dem Ende der Utopien ergeben.

ACHIM GEISENHANSLÜKE, *Heimat im All. Gagarins Umlaufbahn bei Babara Köhler und Lutz Seiler*

Der Beitrag widmet sich der literarischen Darstellung des berühmten russischen Astronauten Gagarin in der Lyrik der neunziger Jahre. Ausgehend von der sporadischen Erwähnung Gagarins in Durs Grünbeins *Nach den Satiren* aus dem Jahre 1999, wendet er sich einem Vergleich zweier Gedichte von Barbara Köhler und Lutz Seiler zu, die sich ausdrücklich der zum Mythos gewordenen Figur Gagarins widmen. In beiden Gedichten dominiert eine autobiographisch fundierte Form der Erinnerung, die in die Kindheit zurückführt. Die Darstellung des Ruhms wie des frühen und bis heute legendenumrankten Tod Gagarins dient jedoch nicht allein der Versicherung eigener Kindheitserinnerungen, sondern fungiert zugleich als symbolische Verabschiedung von der sozialistischen Vergangenheit, die Köhler und Seiler in ihren Gedichten vollziehen.

GIUSI ZANASI, *Niemands Welt – Ruinen und transnationale Phantasien*

Der Beitrag untersucht die neue Wahrnehmung des europäischen Raums nach der epochalen Wende des ‚89 und die Suche nach anderen Zugehörigkeiten außerhalb nationaler Grenzen, mit besonderem Hinweis auf den zentral- und osteuropäischen Kontext. Dieser thematische Komplex wird anhand einiger emblematischer Werke von Autoren wie Peter Handke, Juri Andruchowytch, Wolfgang Büscher, Jörg Bernig behandelt, die auf verschiedene Weisen die ‚Ruinen‘ unserer Geschichte und unserer Gegenwart darstellen, gleichzeitig jedoch verlorene transnationale europäische Konstellationen heraufbeschwören und somit den Anspruch auf neue multiple Identitäten erheben. Derartige Texte – so die These der Verf. – schaffen einen *Erzählraum*, der zur Aufhebung jeglicher normativer Diskurse und fester Kodierungen des Eigenen und des Fremden positiv beitragen kann.

LUCIA PERRONE CAPANO, *Ambivalenzen und Paradoxien der Zugehörigkeit. Heimat, Nation und eine HalluziNation von Yoko Tawada*

Mit den Ambivalenzen und Paradoxien der Zugehörigkeit und mit dem Verhältnis zwischen Heimat, Nation und Fremde setzt sich das Schreiben von sogenannten Migrations-Autoren oder Autoren außerhalb ihrer Muttersprache auseinander. Ihre Werke repräsentieren eine Literatur abseits des nationalen Kanons, die sich gleichzeitig auch gegen die Idee einer einheitlichen globalisierten Welt richtet. Diese Werke werden zu Orten des Überdenkens, zu Räumen einer *ImagiNation* oder einer *HalluziNation* – nach einem Text von Yoko Tawada (2004) –, in denen kulturelle Orientierung radikal neu durchdacht und die fantomatische Dimension des nationalliterarischen Diskurses enthüllt wird. Wenn Heimaten sich als Territorien durch ihre Festigkeit auszeichnen, bietet paradoxerweise für die Erzählerin-Protagonistin von Tawadas Text gerade das bewegliche Flugzeug, ein Ort im Bodenlosen, eine Geborgenheit, vielleicht eine Art Heimat, die sich aber auch nur als eine *HalluziNation* erweist.

DIETER HEIMBÖCKEL, *Übersetzte Räume. Literatur und/der Deplatziierung*

Im Zentrum des Beitrags steht die Denkfigur der Deplatziierung bzw. Verschiebung.

Bei dieser Denkfigur handelt es sich um ein semantisch und theoretisch hochgradig aufgeladenes Phänomen, dessen begriffliche Komplexität bei seinem Gebrauch nicht nur mitgedacht werden sollte, sondern das aufgrund seiner sprachlichen, psychologischen, ästhetischen, analytischen und räumlichen Dimension sich zur Beschreibung von literarischen und kulturellen Übersetzungsphänomenen geradezu anbietet. Er trägt damit dem Nomadischen der Sprache ebenso Rechnung wie den Effekten liminaler und kulturell übergängiger Räume. Die vorliegenden Ausführungen verstehen sich insofern als Beitrag zu einer Theorie der Verschiebung und ihrer historisch-systematischen Herleitung, wobei Yoko Tawadas theoretische und literarische Auseinandersetzung mit Fragen der Übersetzung in diesem Zusammenhang den konkreten Ausgangs- und Zielpunkt der Überlegungen bildet.

MARCO FALCONE, *Erinnerungsdiskurse zum ostdeutschen Massentransfer 1944-1950. Vertreibungsliteraturen zwischen Besatzung und Wende*

Die komplementären Erinnerungsdiskurse, die die deutschen Gebrauchsliteraturen über den Massentransfer der Deutschen aus den östlichen Provinzen und Siedlungen seit den späten 40er entwickelten, und ihre objektivistischen Wahrheitsansprüche wurden während des Kalten Krieges in beiden deutschen Staaten stark ideologisch geladen. An die Phasen der Ost-West-Konfrontation passten sich die Sinnstiftungen der Erlebnisgenerationen an, die sich selektiv um eine Gedächtnis- und Identitätssicherung bemühten und deshalb weite Erinnerungslücken entstehen ließen. Mit dem Abtreten dieser Generationen und nach der Wiedervereinigung verwandeln die Nachgeborenen die Gestaltung des Massentransfers und des historischen deutschen Ostens in eine bewusst konstruktivistische Identitätssuche, die versucht, eine lückenlose Kontinuität in den individuellen und kollektiven Erinnerungsdiskursen herzustellen.

Finito di stampare nel mese di dicembre 2014

INIZIATIVE EDITORIALI S.r.L.
Napoli-Catania
E-mail: iniziativeeditoriali@libero.it
www.iniziative-editoriali.it
www.paololoffredo.it

Impaginato e stampato presso Grafica Elettronica srl, via B. Cavallino 35/G - Napoli